Wiener Stadt-Bibliothek
26513 A

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

37296

Das Maſchinenalter.

Sir Hans, B.V.

Das Maschinenalter.

Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit.

Von

Jemand.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Zürich 1891.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

Digitized by Google

D360
M3

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort zur erſten Auflage	VII
Vorwort zur zweiten Auflage	VIII
Einleitung	9
I. Die Nationen	14
II. Der Jugendunterricht	38
III. Die Staatsformen	67
IV. Die Frauen	87
V. Die Liebe	128
VI. Soziologie und Politik	154
VII. Die Religionen	180
VIII. Litteratur, Kunſt und Wiſſenſchaft	229
IX. Blicke in die Zukunft	266

Vorwort zur ersten Auflage.

Wenn ich diesmal anonym vor das Publikum trete, so geschieht es, weil mein Name, wenn genannt, gerade solche Kreise meinem Buche verschließen könnte, für die es hauptsächlich bestimmt ist.

Im Frühjahr 1889.

Jemand.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Es wurde von so vielen Seiten die Behauptung aufgestellt, „das Maschinenalter" sei von Max Nordau verfaßt, daß dieser sich veranlaßt fand, im „Berliner Tageblatt" und anderen Zeitungen zu erklären, daß dies ein Irrtum sei, da er die Gewohnheit habe, das, was er schreibe, mit seinem Namen zu vertreten.

„Jemand" kann sich nur geschmeichelt fühlen, daß seine Arbeit einem so bedeutenden Schriftsteller zugeschrieben worden; doch wollte er sich gegen den in Dr. Nordau's Worten enthaltenen leisen Vorwurf verwahren, als beruhe die Anonymität auf einer Art Mutlosigkeit, auf der Scheu, für die eigene Meinung offen einzustehen. Dies ist hier nicht der Fall. Wenn einmal das Geheimnis verraten sein wird — und dies pflegt ja früher oder später immer zu geschehen —, so wird man leicht einsehen, warum, einzig im Interesse des Buches, der Autorname so lang als möglich verschwiegen worden ist.

Im Spätherbst 1890.

Einleitung.

Meine geehrten Zuhörer! Es ist eine ziemlich weit hinter uns liegende Epoche, deren Studium den Gegenstand dieser Vorlesungen bilden soll. Doch sind die zu uns gelangten Dokumente aus jener Zeit — ich meine die letzte Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts christlicher Aera — so zahlreich und zuverlässig, daß bei einiger fleißiger Forschung die Möglichkeit gegeben ist, uns ein wahrscheinlich zutreffendes Bild des Lebens und der Gesittung, der Ereignisse und der Anschauungen des damaligen Europa zu entwerfen.

Ehe ich beginne, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß meine Vortragsweise, die Ihnen bisweilen etwas archaistisch klingen wird, auf vorgefaßter Absicht beruht. Ich habe es mir nämlich zur Aufgabe gestellt, in der Sprache und in dem Geiste zu reden, welche zu jener Zeit herrschten. Kein Wort werde ich gebrauchen, das nicht in einem damaligen Wörterbuch zu finden wäre, keinen Autor zitieren, der erst später geboren wurde, keinen Begriff heranziehen, der sich erst in neuerer Zeit unter uns entwickelt hätte. Von der bedeutenden Erweiterung, welche unser geistiger und wissenschaftlicher Horizont erfahren hat, sowie von der damit verbundenen Sprachbereicherung, werde ich in den folgenden Erörterungen ganz absehen müssen, und obschon diese verzichtleistende Methode meinen Vortrag sowohl erschweren, als für zeitgenössische Zuhörer einigermaßen auch verunstalten wird, so hoffe ich durch dieselbe den Charakter der Epoche, die

ich Ihnen ſchildern will, nur deſto anſchaulicher vorzuführen. Wenn ich auch hie und da auf Zuſtände und Anſchauungen Bezug nehmen werde, die erſt in unſern Tagen Geltung haben, ſo wird dies immer nur nach dem Maßſtabe des Geiſtes geſchehen, der ſchon damals, in einzelnen Köpfen, die Vorausſicht deſſen weckte, was, nach bereits erkannten Entwicklungsgeſetzen die Zukunft einſt hervorbringen würde.

Um unſere Betrachtungen über das allgemeine Bild, welches das Europa des neunzehnten Jahrhunderts bot, beſſer vertiefen zu können, wollen wir uns auf ein ſehr kleines Zeitfeld beſchränken. Es iſt nicht die Geſchichte der ein ganzes Säkulum durchlaufenden Ereigniſſe, die ich Ihnen da vorzuführen gedenke, ſondern ſozuſagen die Momentphotographie der in einem beſtimmten Augenblicke (nehmen wir als hiſtoriſchen Augenblick die Dauer eines Jahres an) gleichzeitig vorhanden geweſener Zuſtände. Ich habe zu dieſem Experiment das Jahr 1885/86 gewählt. Ebenſogut hätte irgend eine andere Jahrſekunde benützt werden können, denn das genannte Datum zeichnet ſich durch keine beſonders hervorragenden Ereigniſſe aus; es ſoll nur als Einrahmung des aufzunehmenden Geſamtbildes dienen.

Ach, die böſe alte Zeit! Wir können, nach vielen Richtungen hin, uns glücklich ſchätzen, daß die Bedingungen, unter denen wir leben, ſich ſo gewaltig verändert haben. Andrerſeits wäre es undankbar, zu verkennen, daß eben zu dieſen Veränderungen, auf welchen unſere heutige Wohlfahrt beruht, ſchon damals der Anſtoß gegeben worden iſt. — Ich meine — ein *fühlbar* gewordener Anſtoß; denn wenn man die Bewegung des Anders- und Beſſerwerdens auf ihre unmerklichen Urſprünge zurückverfolgen wollte, ſo müßten wir ſagen, daß unſer gegenwärtiger Kulturſegen von jenem Urmenſchen ausgehe, der ſich mit der erſten Steinwaffe gegen den Höhlenbären zur Wehr geſetzt hat. Was ich ſagen will, iſt, daß unſere heutigen

besten Besitztümer in jener alten Zeit, die wir studieren, schon eine virtuelle, das heißt begriffsmäßig geltende Existenz hatten. So, um nur einige Beispiele anzuführen: Das Volapük, mittels dessen sich jetzt alle Völker geläufig verständigen, obschon es sich ganz anders entwickelt hat, als dessen Erfinder vorausgesehen, hatte doch schon seine Lehrbücher; die Soziologie, eine Wissenschaft, die unsere Staatsmänner so gründlich innehaben, wie jeder damalige Schullehrer das A B C, hatte schon einzelne Verkünder gefunden; die geistige Gleichberechtigung der Frau war — wenn auch viel bestritten — doch schon als eine denkbare Errungenschaft hingestellt; die Freiheit des Gedankens, der Sieg der Vernunft über den Aberglauben — freilich noch weit entfernt, die Welt zu erfüllen — besaß doch eine achtunggebietende Gemeinde; und in politischer Hinsicht — obwohl niemand wußte, welcher Art die Änderung sein sollte, welche glücklichere Zustände schaffen könnte — waren doch die Einsichtigen überzeugt, daß eine Änderung unvermeidlich war.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die eben hervorgehobenen Züge diejenigen seien, welche jener Epoche ihre typische Physiognomie verliehen; durchaus nicht. Ganz kleine Pünktchen sind's, die man in dem Bilde nur wahrnimmt, wenn man sie mit der Lupe sucht. Im Überblick einer Landschaft sieht man wohl die feldüberwuchernden Pflanzenmassen, nicht aber die von Wind und Schmetterlingsflügeln getragenen Keimstäubchen . . .

Daß sich jene Keime entwickelt haben — wir wissen es heute. Indem ich dieses sage, weiche ich von dem Vorsatze nicht ab, im Geist der damaligen Zeit zu sprechen; denn es war dazumal eine prophetisch verkündete — allerdings nur von einer kleinen Gemeinde Fortschrittsgläubiger geteilte — Sicherheit, daß „der Mensch und die Gesellschaft fortfahren wird, sich zu verändern, bis sie sich ebensoweit von ihrem gegenwärtigen Typus entfernt haben wird, wie ihr gegenwärtiger Typus sich von den frühesten geschichtlichen Zeiten entfernt hat" (Herbert

Spencer). Ich kann alſo ohne Anachronismus hinzufügen, daß die damals geſäeten Gedankenkeime — zwar nicht alle — doch zum großen Teile aufgegangen ſind; daß ſie aber in ihrer Entfaltung und in ihrer weitern Nachkommenſchaft ſolche Inſtitutionen und ſolche Begriffe ins Daſein gefördert haben, für welche die Vergangenheit nicht einmal das Faſſungsvermögen beſeſſen hätte.

Die in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Europa lebende Generation hielt ſich für überziviliſiert: Phraſen wie: „Fortſchrittliches Zeitalter", „Jahrhundert der Aufklärung", „Epoche der höchſten Kultur", wurden geläufig auf das Heute angewendet, und es war allen finſtern und barbariſchen Ausſprüchen gegenüber ein beliebter, zurechtweiſender Ausruf — „Wie? So etwas behaupten Sie — ſo etwas im neunzehnten Jahrhundert?" ... Und doch — nicht nur in den unſern, auch in den Augen mancher Zeitgenoſſen, boten die allenthalb herrſchenden Zuſtände noch viel mehr Analogie mit der einſtigen Barbarei als mit der zu kommenden Kultur. In faſt allen Einrichtungen konnte ſich die Filiation noch deutlich bis zur Wildheit zurückverfolgen laſſen, ebenſo in den Anſchauungs-, Glaubens- und Empfindungsgewohnheiten der Menge.

Was die techniſche und induſtrielle Entwicklung betrifft, ſo war die Kultur allerdings auf einer ſehr hohen Stufe angelangt und in dem rings thätigen Getriebe der Maſchinen, Telegraphen, Telephone —; im Verkehr zu Waſſer und zu Lande — in einzelnen Verſuchen auch ſchon zu Luft — konnte man kaum mehr eine direkte Abſtammung von den Uranfängen menſchlicher Arbeit aus der Stein- und Bronzezeit wahrnehmen; und — ſo ſchwerfällig und primitiv uns auch jene Leiſtungen ſcheinen mögen — die Zeitgenoſſen hatten ein Recht, darauf ſtolz zu ſein, wenn ſie ſich mit ihren Urahnen verglichen. Auf Grund dieſes Vergleichs konnten ſie auch in ſich ſelber eine

differenzierte Raſſe erkennen, die ſich im Gegenſatz zu den „wilden“ die „ziviliſierte“ nannte.

Daß in geiſtiger Hinſicht dieſer Gegenſatz durchaus nicht ſo ſchroff war, wie in materieller, werden die folgenden Abſchnitte darzuthun verſuchen, in welchen wir die verſchiedenen Erſcheinungen des intellektuellen und ſozialen Lebens jener Epoche eine nach der andern kritiſch unterſuchen wollen.

I.

Die Nationen.

Dem Europologen unserer Tage ist es eine bekannte Thatsache, daß der Erdteil, dessen Kultur er studiert, von zahlreichen unter einander sehr verschiedenen Völkerschaften bewohnt war. Deutsche, Franzosen, Spanier, Russen, Engländer und noch viele andere, deren Aufzählung gar zu weitläufig wäre, bildeten selbständige Reiche und sprachen ihr eigenes Idiom. Dennoch hatten alle so viele Züge aufzuweisen, die ihnen gemeinsam waren: — dieselbe Tracht, dieselbe Industrie, dieselben Lebensgewohnheiten —, daß die Physiognomie des Gesamteuropa, auf die Entfernung der Jahrhunderte gesehen, genug einheitlich erscheint, um im allgemeinen betrachtet zu werden. Will man schon mit größerer Gründlichkeit vorgehen und die Volksstämme sondern, so ist es besser, die Nationennamen bei Seite zu lassen, welche in so großer Anzahl die Bewohner aller kleinen Staaten und Provinzen von einander unterschieden, nämlich weder von „Ungarn" noch „Portugiesen" und dergleichen zu reden, sondern nur eine Einteilung in drei Hauptrassen vorzunehmen: Lateiner, Germanen und Slaven.

Aber sogar unter diesen sind — auf unsere Zeitentfernung hin — die trennenden Merkmale weniger wahrnehmbar als die gemeinsamen. Einige kleine Verschiedenheiten im Charakter, im Gesichtstypus u. s. w. lassen sich wohl noch konstatieren;

doch wie verschwindet dies in Anbetracht der großen Übereinstimmung der Kulturzustände, welch' letztere ja eigentlich die geschichtliche Differenzierung der Menschengeschlechter bestimmen. Für die neuzeitliche Forschung verschwinden diejenigen Charaktere, welche sich auf die Abstammung und das Staatenleben der einzelnen Gruppen beziehen, um nur diejenigen hervortreten zu lassen, welche die von der Gesamtheit erreichte Kulturstufe darstellen. So teilten schon die Archäologen des neunzehnten Jahrhunderts die Epochen, in welchen ihre vorgeschichtlichen Vorfahren lebten, in Stein-, Bronze- und Eisenzeit ein, und sie bezeichneten jene alten Völker als Troglodyten oder Pfahlbauer, unbekümmert um die geographische Lage der von denselben bewohnten Höhlen und Pfahldörfer. Sprechen wir also ohne weiteres von jener Zeit als von dem Maschinenalter und von den damaligen Menschen als von den Eisenbahnfahrern.

Damit will ich nicht sagen, daß wir von den Eisenbahnfahrern nicht mehr Kunde hätten, als diese von den Pfahlbauern besaßen; ich wollte mit diesem Vergleich nur auf den Standpunkt verweisen, von welchem aus ich die Völkerschaften des Europa von 1885/86 als Gesamtheit und als Einheit betrachtet haben will.

Namentlich in den später folgenden Vorlesungen, welche von den herrschenden Moralgesetzen, von Erziehung und Ähnlichem handeln sollen, werde ich Sie bitten müssen, von dem Standpunkte auszugehen, daß in diesen Dingen so ziemlich überall dieselben Ideen im Schwange waren; in unserer heutigen Abhandlung jedoch, welche „Nationen" und die damit verbundenen Erscheinungen von Patriotismus u. s. w. zum Gegenstande hat, mußte die nationale Verschiedenheit der europäischen Gesellschaft hervorgehoben werden. Diese Notwendigkeit liegt dem gewissenhaften Geschichtsforscher um so mehr vor, als gerade die Nationalitätenfrage in den damaligen Ereignissen eine der wichtigsten Rollen spielte und den öffentlichen Geist auf leidenschafterregende Weise beschäftigte. Von dieser Leidenschaft sind wir natürlich ganz frei und daher desto

besser befähigt, dieselbe zu studieren. Wir können den Wettstreit der slavischen, germanischen und lateinischen Völkerschaften mit aller Ruhe betrachten, da es heute unter uns ebenso wenig Franzosen, Deutsche oder Böhmen giebt, als es damals Gothen, Etrusker und Hunnen gab. Wären meine jetzigen Betrachtungen zur Zeit, die deren Stoff abgiebt, angestellt, so müßten sie von dem Vaterlandseifer derjenigen Nation durchglüht sein, in deren Sprache sie vorgetragen wären; jede ruhige Parteilosigkeit würde bei den Hörern nicht nur größtenteils auf Unverständnis, sondern auch auf Verachtung stoßen und dem Urheber als Mangel an Patriotismus gar übel angerechnet werden. — Denn zur Zeit galt der Patriotismus als die vornehmste aller Tugenden; der Völkeraltruismus war noch nicht bekannt. Das Nationen-Ich über alles zu stellen, dasselbe zu loben bis zur Verhimmelung, es durch Herabsetzung, Verachtung und — wenn erforderlich — durch Vernichtung des nationalen Nächsten zu heben, war erste Bürgerpflicht. Das Gefühl der Feindseligkeit, welches die Mitglieder eines Gemeinwesens unter einander nicht nähren und nicht bethätigen konnten, ohne die moralischen und staatlichen Gesetze zu verletzen, galt als ein erhabenes Gefühl, wenn es von einem Gemeinwesen gegen das andere gehegt wurde. In Friedenszeit durfte es durch gegenseitige Schmähung, Drohung, Verlachung geäußert und nach erfolgter Kriegserklärung durch Beraubung, Mordbrennen und Totschlag befriedigt werden. Der schon längst in Zügel gehaltene individuelle Egoismus, mit allen seinen durch sittliche und religiöse Vorschriften erstickten Trieben von Nächstenhaß und Selbstanbetung, führte im Nationalegoismus sein Dasein nicht nur unbehelligt, sondern bewundert fort.

Dennoch sehen wir auch in jener Zeit das „internationale", das kosmopolitische Prinzip schon deutlich erstehen. Gegenseitige Rücksichtnahme, Anerkennung der anderseitigen Rechte und Vorzüge, Bescheidenheit und Gerechtigkeit in Beurteilung der eigenen und fremden Eigenschaften ward auch schon einigermaßen auf den Verkehr der Nationen übertragen. Aber noch

hatte dieſes erweiterte Solidaritätsgefühl keine allgemeine Geltung; noch war die Einſicht nicht gereift, daß der Völkeraltruismus ebenſo ſehr einen Fortſchritt über die nationale Ichſucht vorſtellt, als die Nächſtenrückſicht unter den Individuen über individuellen Eigennutz erhaben iſt. — Natürlich, ſo lange die verſchiedenen Länder alle ihre Söhne in Waffenbereitſchaft hielten, um ſich gegen Angriffe zu ſchützen oder gelegentlich ſelber anzugreifen, mußte das Gefühl der Feindſeligkeit lebendig erhalten bleiben, denn dieſes bot für den immer drohenden Fall des Krieges die beſte Gewähr, daß dem Gegner ſo viel als möglich Schaden zugefügt würde. Daß es im Zuſtande des Krieges keine zweckentſprechenderen Gefühle geben könne als begeiſterte Liebe zum Vaterlandsbegriff und glühenden Haß gegen den Feind, das iſt unleugbar. Ob aber der Krieg ſelber ein zweckentſprechender Zuſtand ſei — das iſt eine Frage, die ſchon damals von vielen Seiten eine verneinende Antwort fand. Schon Manchen war es klar, daß zwiſchen Nationen dasſelbe Verhältnis Platz greifen könne und ſolle, welches zwiſchen Individuen durch Geſetz und Sitte vorgeſchrieben war: nämlich die Beſchränkung der Selbſtſucht durch Rückſichtnahme auf die Intereſſen der Anderen; die Vorausſetzung, daß jeder nur ſo weit ſein eigenes Wohl fördern dürfe, als dadurch die Rechte und Anſprüche der Nächſten nicht beeinträchtigt werden. Manche alſo — freilich nur Vereinzelte, Wenige — waren der Überzeugung, daß derſelbe Kodex, welcher unter den Bürgern *eines* Staates Geltung hat, einſt auch die Beziehungen der gleichziviliſierten Nationen untereinander beherrſchen müſſe — wenn anders der Gang der Ziviliſation in der eingeſchlagenen Richtung weiterſchritte. Die Entfernung von der Barbarei hatte bis dahin mit der Entfernung vom Kriegsgeiſte Schritt gehalten, — warum ſollte das in Zukunft nicht weiter ſo gehen? Auch die Grenzen, innerhalb deren die Menſchen ſich befehdeten, waren immer weiter hinausgeſchoben worden. Zuerſt, im Urzuſtand, Kampf jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen; dann Familie gegen Familie; — Stamm gegen Stamm; — Burg gegen Burg; Stadt gegen Stadt; Provinz gegen Provinz;

endlich nur noch Reich gegen Reich. Die erſte Verbündung hat begonnen, als einmal zwei Menſchen miteinander ausgingen, einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen und die Beute unter ſich zu teilen. Von da an hat der Verbündungsgeiſt immer größere Kreiſe geſchloſſen, bis endlich der Staatenbund (damals in Nordamerika ſchon verwirklicht) deutlich als die nächſte Phaſe der begonnenen Entwicklung vorhergeſehen werden konnte.

Die große Mehrzahl jedoch, dasjenige, was man den „öffentlichen Geiſt“ nennt, war dieſer Vorausſicht noch durchaus verſchloſſen. Einmal aus dem Grunde, weil die durchſchnittlichen Geiſter nicht fähig ſind, künftige Umwandlungen aufzufaſſen. Wenn ſie auch verſuchen, ſich einen veränderten Umſtand vorzuſtellen, ſo fällt ihnen gleich der Widerſtreit auf, in welchem ſich dieſer Umſtand mit tauſend anderen gegenwärtigen Dingen befindet; ſie ſind nicht imſtande, ſich gleichzeitig eine Reihe von Nebenumſtänden als ebenſo verändert zu vergegenwärtigen; es fehlt ihnen überhaupt an der Erkenntnis, daß *eine* Umwandlung notwendigerweiſe von unzähligen anderen Umwandlungen begleitet wird. — Eine Zukunft ohne Krieg! Eine Verbrüderung der Nationen! — Welch' eine utopiſtiſche, menſchenunmögliche, — ja nicht einmal wünſchenswerte Sache!! So antwortete damals die Menge den Wenigen. Und weil letztere meiſt der Klaſſe jener Denker angehörten, die ſich auf den neueſten Stand der Naturwiſſenſchaften ſtützten, ſo verſuchten die Anderen ihre althergebrachten Meinungen mit Zuhilfenahme von Schlagwörtern zu verteidigen, die ſie den modernen Gelehrten abgelauſcht, ſich ſo das Anſehen des überlegenen Weiſen gebend, der ſeinen Widerſacher auf deſſen eigenem Felde ſchlägt. „Abgeſehen von der göttlichen Einſetzung, die ihr leugnet; abgeſehen alſo davon, daß der Herr der Heerſchaaren ſelber alle Schlachten lenkt — ſeht ihr nicht ein, daß der Krieg ein „Naturgeſetz“ iſt? Müßt ihr nicht auch zugeben, daß der „Kampf ums Daſein“ die Grundbedingung eures ſo beliebten Fortſchrittes abgiebt; — wie wollt ihr demnach auf den Fortſchritt der Nationen

rechnen, wenn unter ihnen der Kampf ein Ende haben sollte?" Darauf hätte sich antworten lassen: „Kampf und Krieg sind nicht gleichbedeutend; es giebt tausend andere Arten des Wettbewerbs, als den mittels Totschlags ausgeführten." Aber die Wenigen ließen sich gewöhnlich in keine Diskussionen mit der Menge ein. Sie bildeten eine kleine Gemeinde; wenn sie ihre Gedanken auch öffentlich aussprachen und in weit verbreiteten Journalen oder auch in Büchern drucken ließen, so waren dieselben doch nur für die kleine Gemeinde bestimmt und in der ihr allein verständlichen Weise abgefaßt. Gegen die Einwendungen der Menge mußten sie stumm bleiben, da ja zu den von ihnen erkannten Wahrheiten auch diejenige gehörte, daß die Meinungen der Menge sind, was sie eben sein müssen — daß sie den jeweilig herrschenden Zustand der Dinge gutheißen müssen, sonst wären diese Dinge nicht . . . Was die Wenigen also hoffen konnten, war nur die allmälige Gewinnung von einigen neuen Zustimmungen, welche durch ihr langsames Ausbreiten eine ebenso langsame Veränderung der Dinge herbeiführen konnten. Daß ein paar Dutzend Stimmen eine althergebrachte Institution — wie z. B. den Krieg — nicht wegpredigen können, das wußten Jene wohl. Dies zu versuchen, wäre ebenso thöricht wie etwa der Versuch, mit ein paar Dutzend Händen alle Kasernen niederzureißen und sämtliche Armeen zu entwaffnen. Die moralische Unmöglichkeit, ein Ding zu zerstören, geht neben der physischen Unmöglichkeit in gleichem Maße einher, weil ja der innere Bestand eines Dinges dieselbe Stärke hat wie dessen äußere Gestaltung. Ohne allgemein verbreitete militärische Ideen gäbe es keine Kasernen und keine Armeen, sowie es auch ohne allgemein verbreiteten Glaubensgeist keine Kirchen und keine Priesterschaft gäbe. Die moralische Gewalt einiger, vereinzelter Gegner einer blühenden Institution vermag demnach ebensowenig, die daran haftende öffentliche Meinung in ihr Gegenteil umzuwandeln, als deren materielle Gewalt ausreichen würde, die körperlichen Vertreter der betreffenden Sache —

Menschen, Gebäude, Geräte u. s. w. — vom Erdboden zu vertilgen.

Alles das wußten die Wenigen genau. Aber ihre aus dieser Einsicht entspringende Hoffnungslosigkeit mit Bezug auf persönliche und unmittelbare Erfolge hinderte sie nicht, einer entfernten Zukunft zu vertrauen, in der die gegenwärtigen Lebensformen allmälig höheren Formen Platz gemacht hätten. Und wenn sie trotz der geringen Wirkung, die sie ihrem Worte auf die Umwandlung der Dinge beimaßen, dieses Wort doch bei jeder Gelegenheit auszusprechen sich gedrängt fühlten, so geschah dies in der Erkenntnis, daß in dem langsamen Riesenprozeß der Ideenumgestaltungen dies ihr winziges Wort enthalten sein würde, wie der Infusorienpanzer im Sedimentgebirge: unsichtbar, aber unerläßlich.

Sehen wir nun von jener kleinen Anzahl Geister ab, welche der Idee des Krieges und des damit so eng verbundenen Patriotismus nicht fröhnte, und betrachten wir den allgemeinen Zustand. Besäßen wir nicht in unserer gegenwärtigen Studiumsmethode eine Vorliebe für das Aufsuchen kleiner, fast nicht wahrnehmbarer Kulturkeime; würden wir die vergangenen Jahrhunderte nur in ihren großen und auffälligen Zügen erfassen, so wie etwa die damalige Geschichtskunde das Altertum auffaßte, so hätten wir die vorhin angedeutete Ausnahmsrichtung gar nicht in Rechnung gebracht, und wir müßten uns sagen: Das Europa des neunzehnten Jahrhunderts war in Barbarei noch tief versunken. Bis an die Zähne bewaffnet standen die Völker da, stets bereit, über einander herzufallen. Der höchste zu erlangende Ruhm war der militärische und der größte Stolz einer Nation war auf ihr Kriegsglück gegründet. Feindschaft und Haß, Rachsucht und Raubsucht — diese aus dem Zustand der Wildheit überkommenen, durch die Kultur damals im Privatleben schon gedämpften, aus dem Typus einer höheren Menschheit seither ganz verschwundenen Affekte — bildeten zur Zeit noch den Untergrund des internationalen Verkehrs. Zwar nicht in Permanenz, aber permanent schwebend. Heute lebten die Völker in Freundschaft — ein Befehl von

oben — und morgen mußten sie einander in den Haaren liegen. Damit also bei so plötzlich erklärten Feindseligkeiten die gewohnte Freundschaft nicht hemmend wirke, mußte wenigstens das Gefühl der Feindschaft dauernd unterhalten werden, und das geschah durch die Lehren und Bethätigungen des Patriotismus.

Ehrenbeleidigung, eine Sache, welche im gewöhnlichen Umgang gebildeter Leute nicht vorzukommen pflegte, oder gegen die man doch vor dem Gesetze Schutz fand, Ehrenbeleidigung von einer Nation zur anderen — als fleißige Schürerin des Mißtrauens und des Hasses — verstieß weder gegen die Regeln der Bildung noch gegen das Gesetz. Von dem Nachbarvolke durfte man direkt alles Böse sagen oder auch indirekt, indem man alle Tugenden für seine Landsleute in Beschlag nahm. Der Ausdruck „unsere echte deutsche Treue" oder „notre esprit éminemment français" sagte doch deutlich: „Ihr Nichtdeutschen seid treulos" und „Ihr Nichtfranzosen seid geistlos".

In der Zeit, von der wir reden, waren es namentlich die beiden letzterwähnten Nationen, welche in Selbstlob und gegenseitigem Schimpf das Auffallendste leisteten; eine Folge des vor fünfzehn Jahren geschlagenen Krieges, welcher auf der einen Seite einen ungeheuern Rachedurst und auf der anderen einen ebenso ungeheuern Siegesdünkel zurückgelassen hatte. In dem einen Lande ward der Revanchegedanke heilig gehalten, in dem anderen das Gefühl der Selbstbewunderung. Wer jenseits der Vogesen die „Prussiens" nicht verachtete, war ein Landesverräter, und wer diesseits nicht „stolz darauf war, ein Deutscher zu sein", der war auch kein Patriot.

Die Liebe, die jeder der eigenen Heimat weiht, hat für Angehörige anderer Länder nichts Beleidigendes — wohl aber der Stolz. Liebe kann für gleichwertige Gegenstände genährt werden, Stolz ist nur durch den Vorrang des Gegenstandes berechtigt. Etwas Anderes zu sein, als du, kann mich nur dann mit Stolz erfüllen, wenn dieses Andere etwas Besseres und Vornehmeres ist. Zwischen zwei auf gleicher Kulturhöhe stehenden Nationen ist jenes Gefühl daher bei allen beiden begründungslos und wirkt, wie jede Anmaßung, erbitternd. Aber der

Patriot brauchte ja die Begründung ſeines Stolzes nicht zu prüfen; derſelbe war ihm eingeimpft und deſſen Bethätigung und Beteuerung galt beinahe als Bürgerpflicht. Wenn ein begabter deutſcher Dichter in die Leier griff und in einem Lied an den Reichskanzler folgende Strophen ſang:

„Nicht mitzulieben wie Antigone,
Nein, mitzuhaſſen, Grimmer, warſt Du da,
Doch aus dem Haſſe keimte Liebe ja,
Für uns geblutet hat Dein zorniges Weh.

Dein Volk, Dein Vaterland haſt Du geliebt,
Des alten Reiches Schemen aufgenährt
Mit warmem Blut, wie's einſt Ulyß gewährt
Dem Schattenheer, das durch den Hades ſtiebt.

In Dir nur lebt der wahre Ahnenſtolz
Des deutſchen Namens, deſſen Machtgebot
Einſt ſonnenhell die weite Welt durchloht' —
Geſchnitten Du aus Nibelungenholz.

Den deutſchen Hundeſinn tritt in den Kot!
Lehr' Du den Stolz, ein deutſcher Mann zu ſein!
Wo ſolche Eichen wachſen, muß gedeih'n
Der deutſche Stolz in aller Wetternot.

Wo deutſche Zunge ſpricht, da bleibe ſtumm
Der Wälſche und der öſtliche Barbar!
Des Römers Erbe der Germane war:
Civis Romanus sum!“

— ſo fand dies unter ſeinen Stammesbrüdern begeiſterten Widerhall. Wenn dagegen der Führer der „Patrioten-Liga“, der Franzoſe Paul Déroulède, über die Haſſenswürdigkeit der Teutonen die ſchmähendſten Inſulten ſpie, oder wenn ein Prince Valori in den „Petites pages de l'histoire“ ſchrieb:

„... Und weil Gott, der den Nationen die Siegeskränze verleiht, nichts halb thut, ſo ſchickt er uns einen unſerer würdigen Feind (die Araber in Algier). Die afrikaniſche Armee war's, die Sewaſtopol eingenommen, die die Höhen von Solferino beinahe mit zugemachten Augen erſtürmt, die Peking und Mexiko beſiegt, und die jedesmal — wo ſie nicht drei gegen einen waren — die Preußen 1870 geſchlagen hat“ —

ſo wurden auch dieſe als vaterländiſche Dichter und Geſchichtsſchreiber bewundert.

Der unbefangene Dritte muß erkennen, daß zwiſchen zwei ihren Vorrang verkündenden Parteien unmöglich beide im Recht, wohl aber, wie hier, wo es ſich um zwei gleich entwickelte Nationen handelt, beide im Unrecht ſein können. Iſt aber dieſer Dritte ſeinerſeits von der unbedingten Löblichkeit des Patriotismus durchdrungen, ſo wird er beiden Kundgebungen ſeinen Beifall zollen, obwohl er das Kundgegebene für falſch erkennt. Gerade ſo wie der fromme Anhänger eines religiöſen Glaubens, wenn er zwei Andersgläubige ihre Bekenntniſſe verteidigen hört, dem Verteidigungsprinzip ſeine Zuſtimmung giebt, obwohl er das Verteidigte nicht für wahr hält. Ihm wird der Verfechter des Freigedankens viel antipathiſcher ſein, als der fanatiſcheſte Anhänger eines „falſchen“ Glaubens. So auch der damalige Patriot, gleichviel welcher Nation er angehörte: kosmopolitiſche Geſinnungen ſchienen ihm viel verdächtiger, als die lauteſten Anſprüche irgend eines unbedeutenden Nationchens, das eigene Land über die ganze übrige Welt erhoben zu ſehen. Die Grundlage alles nationalen Stolzes — ein aus der älteſten Zeit überkommenes Gefühl, bildete allerdings das berechtigte Bewußtſein einer Ueberlegenheit — nämlich diejenige der durch Kriegsglück erworbenen Macht; in der Regel wurzelte das Kriegsglück auch in überlegener Tapferkeit und Klugheit, und ſo kommt es, daß dieſer auf dem Rechte kriegeriſcher Erfolge fußende Stolz — der Patriotismus überhaupt — ſo innig mit den kriegeriſchen Ideen verwachſen blieb. Und wenngleich im Gang der fortſchreitenden Kultur eine ſtete Abnahme des militäriſchen Geiſtes nachweisbar iſt, da neben der meiſt alles umfaſſenden und einzig ehrenvollen Beſchäftigung des Krieges nach und nach immer zahlreichere andere Beſchäftigungen induſtriellen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Charakters aufgetreten ſind; wenn alſo, trotz dieſes ſicheren Rückgangs der kriegeriſchen Allwichtigkeit, der damit verbundene Geiſt des patriotiſchen Stolzes nicht ſo merklich abgenommen hatte, ſo läßt ſich dieſe Thatſache dadurch erklären,

daß das gewohnte Gefühl auf andere Momente verteilt wurde: man war nicht mehr allein auf nationale Helden- und Siegesthaten ſtolz, ſondern nebenbei auf die vaterländiſche Kunſt und Induſtrie, auf Sprache und Schrifttum, auf den Nationalcharakter im allgemeinen. Der patriotiſche Ehrgeiz war nicht mehr durch die bloße Erinnerung an gewonnene Schlachten, durch den Beſitz einer gewaltigen Heeresmacht zu befriedigen; er nahm für ſich den Vorrang in allen Zweigen der Kultur in Anſpruch, und das Lieblingskompliment, das eine Nation ſich ſelber machte, war die Verſicherung, daß ſie „an der Spitze der Ziviliſation“ ſtehe. Man glaubte nicht mehr, wie einſt die alten Juden, daß man das auserwählte Volk Gottes ſei, man betonte aber nicht ungern die „Miſſion“, die der — je nach Umſtänden — lateiniſchen, germaniſchen oder ſlaviſchen Raſſe gegeben war, fortan den andern Völkern auf dem Pfade der Entwicklung voranzuleuchten.

Der Begriff „Raſſe“ namentlich war es, in den man all' die unterſcheidenden Merkmale hineindachte, auf die der Vorrangsanſpruch geſtützt werden ſollte. Dieſe Unterſchiede wurden nachdrücklich als angeboren, als „urwüchſige“ Züge ausgegeben und ſo weit als möglich in die geſchichtliche Vergangenheit zurückverfolgt. Man überſah dabei, daß die Charaktere einer Raſſe, gerade ſo wie diejenigen aller anderen „Arten“, die Ergebniſſe von tauſenderlei zufälligen und äußeren Einwirkungen ſind, nicht aber von feſten urſprünglichen Anlagen. Wenn ſich ein und dieſelbe Raſſe über verſchiedene Gebiete verbreitet und die einzelnen Gemeinweſen, von einander getrennt, ſich unter verſchiedenen klimatiſchen und ſonſtigen Einflüſſen ſelbſtändig entwickeln, ſo entſtehen neue Unterarten, die ſich ſo ſehr differenzieren, daß ſie von der gemeinſamen Raſſenähnlichkeit nur die allergemeinſten Züge bewahrt haben. So waren z. B. die Holländer ebenſogut wie die Italiener oder die Schweden, urſprünglich Arier; aber die mit der Zeit entſtandenen Unterſchiede hatten ſich ſo ſcharf herausgebildet, daß die drei vom nationalen Standpunkte aus nichts mehr miteinander gemein hatten. Um auf dieſe Unterſchiede ſtolz zu ſein, war wohl von

keiner Seite Berechtigung da, da dieselben auf äußere Einwirkungen hätten zurückgeführt werden sollen, und nicht auf irgend eine geheimnisvolle, angeborne Kraft. Aber das that man nicht. Man zog es vor, jeder Nation ihren „Geist", jedem Volke seine „Seele" zuzuschreiben, für welche die patriotische Selbstbewunderung erglühte. Unter diesem Geist, dieser Seele, stellte man sich gern etwas Unwandelbares, Ewiges vor, das unter allen Umständen seine Eigenart, wenn auch momentan verschleiert oder unterdrückt, zum Durchbruch bringen müsse, das in allen Bethätigungen des nationalen Lebens vollständig enthalten sei.

Wenn man den patriotischen Prahlerstil jener Zeit studiert, so wird man auch finden, daß darin die Worte „Eigenart", „Urwüchsigkeit", „innere Anlage", „angestammt" und ähnliche sehr oft wiederkehren. Nun ja — worauf hätte man ein Recht, stolz zu sein, wenn es nicht etwas ursprünglich, innen und eigentümlich Besessenes wäre? Doch nicht auf etwas Fremdes, Äußerliches, Allgemeines? So war es denn auch das Phantom „Eigenart", welches der Nationalstolz am eifrigsten gepflegt wissen wollte und welches er in jeder Richtung — Sprache, Kunst, Wissenschaft — am lebhaftesten zu verteidigen suchte. Daß die Wissenschaft die erste war, welche sich von allen Nationalitätsfesseln losgerungen, das wissen wir jetzt, und auch schon damals begann diese Befreiung sich fühlbar zu machen. Die Erforschung der Wahrheit wollte nicht „eigenartig" sein: sie strebte nur darnach, den richtigen Weg zu finden. Die Gelehrten sämtlicher europäischen Nationen ließen ihre Schriften in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" gleichzeitig in mehreren Kultursprachen erscheinen; es gab keine deutsche Physik im Gegensatz zu einer englischen, keine slavische Anatomie im Gegensatz zu einer lateinischen. Zwar prahlten die einzelnen Nationen, auch in Bezug auf diesen Gegenstand, mit den Namen der unter ihnen geborenen Gelehrten und fanden selbst darin Nahrung für ihren Stolz, dabei außer Acht lassend, daß die Männer der Wissenschaft ihr erlangtes Wissen nicht nur innerhalb der Grenzen ihres Landes geschöpft hatten, nicht

kraft ihrer nationalen Eigenſchaften erworben und entwickelt (wenn vielleicht auch den Einen mehr Gründlichkeit, den Anderen mehr Klarheit als angeborene Merkmale nachgeſagt werden konnten); ſondern daß ſie ſtets den aus allen Gegenden und allen Zeiten aufgeſpeicherten Vorrat von Erfahrungen ſich zunutze machten, und ebenſo neidlos, wie ſie die im Ausland gehabte Belehrung anerkannten, auch ihrerſeits den Ausländern ihre Entdeckungen zugute kommen ließen. — Nur zwei Wiſſenſchaften gehörten nicht in dieſe Kategorie. Einmal die Strategik, welche ihre verbeſſerten Schießgewehre, ihre Kanonen und ihre Befeſtigungswerke fremden Nationen ſtrengſtens geheimhielt. Zweitens war es die Philoſophie, welche noch mit Vorliebe in verſchiedene, mit Landesnamen bezeichnete Schulen geſpalten wurde. Das beweist aber nur, daß ſich dieſe Wiſſenſchaft noch nicht allenthalben zu ſicherer Auffaſſung allgemein giltiger Wahrheiten erhoben hatte, ſondern daß ſie ſich noch auf hypothetiſche Lehrgebäude ſtützte, welche den Namen ihrer Erfinder — und damit den Namen der Nation, aus welchen die letzteren hervorgegangen — als Marke trugen. Die von der Philoſophie aufgeſtellten Sätze waren noch nicht zur poſitiven Erkenntniß geworden, denn wenn dieſe einmal eintritt, fällt die nationale Angehörigkeit des Verkünders nicht mehr ins Gewicht. So war das Geſetz der Gravitation ſchon nicht mehr als eine engliſche Anſicht, oder die Drehung der Erde als eine italieniſche Theorie hervorgehoben; dagegen konnte die „Welt als Wille“ oder die „präetablierte Harmonie“ als deutſche Weisheit, die Lehre von den „Tourbillons“ als franzöſiſche Weisheit hingeſtellt werden. In demſelben Maße, als ſie ſich höher entwickelte, verlor auch die Philoſophie von ihrem nationalen Charakter. Als an die Stelle ausgeklügelter Syſteme erfahrungsgeſtützte Ideen traten, mußten dieſe Ideen in Form nachweisfähiger Wahrheiten überall gleich ſtarke Wurzel faſſen. Spencer'ſche Ethik und Soziologie hatte für die ganze ziviliſierte Welt die gleiche Bedeutung; ebenſo Büchners Erläuterung über das Weſen von Kraft und Stoff, Ribots oder Wundts Mitteilungen aus der Phyſiologie des Geiſtes, Taines Aufſchlüſſe

über die Philosophie der Kunst u. s. w., u. s. w. Diese Art Philosophie war es, die sich zuerst über die Scholle — und über die „Schule" — erhob, die ihrer eigentlichen Bestimmung, eine Weltanschauung zu sein, gemäß, allen Anspruch auf nationalen Vorrang fallen ließ und von übereinstimmenden Geistern, gleichviel aus welchem Lande sie stammten, gleich freudig aufgenommen wurde. Die Landsleute aus dem Reiche der „Weisheitsliebe" ließen sich durch geographische Grenzmarken nicht mehr trennen; ihre Zugehörigkeit erstreckte sich über die engen Sprach- und Nationalgrenzen hinaus, und im Sinn des alten Liedes, das von einem zerstückelten Deutschland nichts wissen wollte, hätten sie singen können:

Was ist des Denkers Vaterland?
Ists Griechenland, ists Schottenland, ists deutsches Land?
Nein, nein — des Denkers Vaterland muß größer sein:
Das ganze Denkerland solls sein!

Es ist überflüssig, die augenscheinliche Wahrheit erhärten zu wollen, daß die Pflege der Wissenschaft mit Festhalten an „Angestammtem", „Urwüchsigem", „dem Mutterboden Entsprossenem" — und wie die sonstigen patriotischen Stichworte lauten — unverträglich ist. In der Kunst konnte jenes abstrakte Ding, Volkscharakter genannt, noch eher seinen Ausdruck finden; es gab noch eine ziemlich gesonderte deutsche, französische, italienische und slavische Musik; es gab nationale Schulen in der Malerei, im Drama, im Roman, obwohl in der Epoche, von der ich rede, auch diese Grenzen schon auffallend ineinander zu zerfließen begannen. Die Bewunderung und Überallserhebung der nationalen Kunstrichtungen ward zwar noch als lobenswerte patriotische Übung fleißig betrieben; wenn aber allzu eifrige Leute den Haß gegen fremde Künstler und die Geringschätzung fremder Kunst so weit trieben, daß sie gegen alle ausländischen Werke eine Art Zollschranke aufrichten wollten, wenn z. B. aus patriotischen Motiven ein Wagnertheater in Paris verboten, und ein Saint-Saëns-Konzert in Deutschland ausgezischt werden sollte, dann erhoben sich doch schon viele Stimmen, die da riefen: „Nieder mit solch' engherzigem Chauvinis-

mus: die Kunſt iſt international.“ Lebte denn zu jenen Zeiten in den Staaten Europas überhaupt noch ein bedeutender Künſtler, deſſen Werke von unverfälſchter Volkstümlichkeit ſein konnten? Um nur von der Muſik zu ſprechen, die auf letztere Eigenſchaft doch den meiſten Anſpruch hatte: vielleicht gab es ein paar zitherſchlagende Bauern in Tyrol und zymbalklopfende Zigeuner in Ungarn, die rein nationale Weiſen komponierten; aber welcher große Muſiker, der an einem großſtädtiſchen Konſervatorium die Meiſterwerke aller Schulen ſtudiert, der in den Theater- und Konzertſälen der ganzen ziviliſierten Welt die muſikaliſchen und ſonſtigen Einflüſſe verſchiedenſter Länder in ſich aufgenommen hat, konnte aus ſeinem Innern noch unvermiſchte nationale Eigenart hervorholen? Richard Wagner ſelber, der von germaniſierenden Schwärmern als die muſikaliſche Verkörperung des Deutſchtums betrachtet wurde und ſich ſelber dafür ausgab, hatte ſich doch an den Werken Mozarts großgezogen, der ſeinerſeits bei den Italienern in die Schule gegangen war; und daß ſein Werk nicht ein ſpezifiſch deutſches war, ſondern der Ausdruck einer neuen, aus gemiſchten Elementen entſtandenen höheren Richtung, beweiſt der Umſtand, daß dieſe Muſik in alle Nachbarländer ihren Weg fand und daſelbſt begeiſterten Beifall entzünden und zahlreiche Nachahmer erzeugen konnte. Germaniſch, urwüchſig, urſprünglich waren die gewählten Stoffe, inſofern als ſie aus deutſcher Geſchichte und Sage hervorgeholt waren — als der Landgraf von Thüringen, der Schuſter Hans Sachs und, noch weiter zurück, die Rheintöchter und nordiſche Götter die neuerfundene „endloſe Melodie“ zu ſingen beordert waren.

Überhaupt, die Vergangenheit iſt der Boden, wo das patriotiſche Gefühl am beſten gedeiht. Je weiter zurück, deſto feſter die Wurzel, deſto „urſprünglicher“ die Blüte. In der Vergangenheit lebten die Völker getrennt, abgeſondert, unter verſchiedenen Bedingungen — und nur dieſe letzteren ſind es, welche die Eigenart erzeugen. Die Gegenwart (ich meine die damalige Gegenwart) war nicht dazu angethan, nationales Sonderweſen zu befeſtigen. Völker, die durch Eiſenbahnen,

Telegraphen und sonstige Verkehrsmittel in regem Austausche von Gütern, Personen und Ideen standen; die sich so sehr vermengten, daß die russischen Söhne in Heidelberg, die englischen Töchter in der Schweiz erzogen wurden, daß die Honigmondpaare von überall her nach Italien reisten — und da kein Drama in Paris geschrieben werden konnte, das nicht die Runde über alle europäischen Bühnen machte, kein Buch, keine Maschine, kein Gemälde, keine Operette, keine wissenschaftliche Entdeckung in was immer für einem Lande auftauchen konnte, ohne sich sofort in allen übrigen Staaten zu verbreiten, — solche Völker, die schon seit mehreren Generationen in den geschilderten Wechselbeziehungen gestanden, und kaum mehr ein Individuum hatten, das nicht einem selbsterlebten oder ererbten fremden Einflusse unterworfen gewesen wäre — die mußten, wenn man schon eine allgemeine Seele annimmt, sich eine kosmopolitische Seele herausgebildet haben, von deren Existenz die Meisten — auf vaterländischen Geist gedrillt — freilich noch keine rechte Ahnung hatten.

Was nun das Gebiet der Zukunft anbelangt, so ist dieses wohl am unergiebigsten zur Bethätigung patriotischer Gefühle. Wer den Fernblick einige tausend Jahre nach vorwärts zu richten wagt, der muß wissen, daß von der Nation, deren Ruhm und Stärke er allenfalls noch auf ein paar Generationen hinaus als wachsend denken kann, unfehlbar jede Spur verschwunden sein wird; er muß also seine Hoffnungen auf eine höhere Warte gestellt haben als auf die der Vaterlandsliebe, nämlich auf die der Liebe zur Menschheit. Der Begriff Zukunft schließt den Begriff des „Festhaltens an Althergebrachtem" eigentlich gänzlich aus, insofern er den Fortschritt, d. h. die Erringung des Neuen, in sich faßt. Jeder Fortschritt aber ist eine abgelegte Eigenart, eine Vermischung von bisher getrennten und sich zu höherer Ordnung vereinenden Elementen; daher eine Entfernung vom „Ursprünglichen". Die einfachsten Verbesserungen und Erleichterungen im Verkehr, Handel u. s. w. zeigten stets einen Schranken niederreißenden, internationalisierenden Charakter. Oder war die „Weltpost" auf die Idee gegründet, daß jedes Land

und Ländchen seine angestammte Briefbeförderung beibehalte — und war die Einigung der Maße und Gewichte eine Bestärkung nationalen Brauches?

Ich habe einige alte Drucksachen zur Hand, aus welchen ich Ihnen verschiedene Kundgebungen des damals herrschenden patriotischen Geistes mitteilen kann, und daneben auch einige Äußerungen weltbürgerlicher Richtung.

In einem Artikel, betitelt: „La reforme des études classiques", und gezeichnet: A. Duruy („Revue des Deux Mondes", 15 février 1884), wird gegen das Überhandnehmen der wissenschaftlichen Studien, welche die sogenannten „klassischen" Gegenstände aus den Schulen zu verdrängen drohen, heftig angekämpft. Die Erörterung über die Nachteile des geänderten Studienplanes schließt mit den Worten ab:

..... „Und wären dies nur die einzigen Gefahren der Wissenschaften! Oder würden sie dieselben durch ihre erzieherische Kraft aufwiegen, würden sie durch die Ideen, die sie nähren, den Geistern eine heilsame Richtung verleihen, indem sie die Liebe zum Guten, zur Tugend, zur Pflicht erweckten, zu jener Pflicht namentlich, welche alle anderen in sich faßt — ich meine den Patriotismus. Aber unglückseligerweise — und hier zeigt sich deutlich ihre Inferiorität — sind die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch. Die Welt gehört ihnen und sie gehören der Welt: ihr Reich ist das Universum, ihre Grenzen — die Unendlichkeit. Ihre Aufgabe besteht darin, die Gesetze zu entdecken, welche in der Natur walten, und ihr Ehrgeiz ist es, derselben jeden Tag eines ihrer Geheimnisse abzulauschen. Nun, wie wollt ihr, daß in dieser Unendlichkeit, in dieser Unbegrenztheit, wie wollt ihr, daß die Rassenvorurtheile, der Völkerhaß, die Verschiedenheit der Temperamente und der Interessen nicht ein wenig verschwinden? Wie sollte die Vaterlandsliebe, welche aus alledem als Resultante hervorgeht, da ihre ganze Kraft bewahren?"

Betrachten Sie diese merkwürdige Stelle, in welcher der Verfasser spricht, als wollte er die Sache der Gegenpartei verteidigen. Denn das, wodurch er den Minderwert der Wissen-

schaft begründet, nämlich daß sie „Rassenvorurteile“ und „Völkerhaß“ vermindert, daß sie sich an keine engen Landesinteressen hält, sondern das Universum als Feld ihres Ehrgeizes erwählt — das alles klingt doch für den Unbefangenen wie ein Lob. Aber hier können Sie deutlich die Macht der patriotischen Voreingenommenheit sehen, welche sich rühmt, das Beschränkte dem Weitgreifenden, das Rassenvorurteil dem Vernunfturteil, den Haß der Liebe voranzustellen; dennoch sind die Schlüsse des Verfassers an sich ganz folgerichtig und müssen die Zustimmung eines Jeden finden, der mit ihm als ersten Vordersatz gelten läßt, daß Patriotismus die höchste Tugend sei, und auch den zweiten, von niemand in Abrede zu stellenden Satz annimmt, daß die Wissenschaften ihrer Natur nach kosmopolitisch sind.

Weiter heißt es in demselben Aufsatz:

„Der klare französische Genius selber ist es, den man im Begriffe steht, zu verfinstern. Das ist die wahre Gefahr der neuen Programme. Zu allen ihren übrigen Fehlern haben sie noch den, unserer Rasse antipathisch zu sein; sie sind nicht gallischer, nicht heiliger Erde entstammt; sie sind dort drüben geboren . . . Aus dem Osten sind sie gekommen, zugleich mit dem feindlichen Einfall, sie haben denselben vervollständigt und setzen ihn fort. Frankreich hat sich einst besser verteidigt, es war besiegt worden, aber nicht unterjocht; erobert, aber nicht in Vasallenschaft geraten. Es hatte seine Kunst, sein Schrifttum, seine nationale Gelehrsamkeit gegen den Teutonen wohl zu wahren gewußt; es war „selbst“ geblieben — ein wenig leichtfertig allerdings, das Land der fröhlichen Wissenschaft und des freimütigen Lachens, aber so lebhaft und so fein, nach allen Richtungen des menschlichen Gedankens jene höhere Klarheit tragend, von welcher es scheint, als hätte ein Strahl von Oben seine Wiege getroffen. O, lasset in unseren Händen diese kostbaren Gaben sich nicht vermindern; lassen wir den „welschen“ Geist von seinen natürlichen Bahnen nicht abweichen. Halten wir ihn an der Überlieferung fest — dulden wir nicht, daß man ihn mit plumper Legierung verfälsche.

Laßt es genug ſein an der unvergeßlichen Schmach des „ſchrecklichen Jahres“ — fügen wir nicht noch ſelber dieſe letzte Demütigung hinzu, daß in unſeren Schulen und über unſere Jugend eine ſchlechte Nachahmung herrſche von deutſcher Pedanterie und deutſcher Schulfuchſerei!“

Wie Sie ſehen — immer noch konſequent: Feſthalten an der Überlieferung; Ausſchließen alles Ausländiſchen; Hüten jenes von „Oben“ gekommenen Segensſtrahles, welchen jedes Volk ſeinem Urſprung andichtet; ſorgfältiges Einhalten der „natürlichen“ Bahnen — als ob neue Pfade unnatürlich wären! Wahrlich, dieſe ganze Gedankenrichtung, ſowohl in politiſcher, wie in jeder Hinſicht, — man könnte ſie die Religion des Geleiſes nennen.

Hier noch ein Schriftſtück verwandten Inhalts. Es iſt ein Brief, welchen der Vizepräſident des franzöſiſchen Senats an den Organiſator eines dem Sergeant Hoff zu Ehren gegebenen Feſtes geſchrieben hat. Dieſer Sergeant Hoff hatte ſich während des Feldzuges dadurch ausgezeichnet, daß er von einer Höhe herab auf deutſche Wachtpoſten gezielt und eine erkleckliche Menge davon zuſammengeſchoſſen. Das Schreiben lautet:

„Ich ſtimme von ganzem Herzen Ihrer patriotiſchen Initiative bei. Man kann die kräftigen Gemüter nicht genug ehren, nicht genug hoch halten, welche inſtinktiv empfunden haben, daß die Liebe zum Vaterland und der Haß gegen den Feind unzertrennliche Gefühle ſeien. Dieſes doppelte Gefühl war es, welches Hoff zu einem Ausnahmshelden gemacht hat. Zu ſehr „Ausnahme“ leider . . .

„Wenn die franzöſiſche Jugend Ihrem Rufe Folge leiſtet, ſo wird das eine große Heilshoffnung ſein. Was uns getötet hat, das war die Gleichgiltigkeit in Bezug auf nationale Individualität. Götzendiener des Menſchentums, haben wir vergeſſen, daß das Vaterland deſſen Hauptſtück iſt. Kehren wir zu den Quellen zurück; ſagen wir mit allen Stimmen — ſagt es namentlich ihr, ihr Jünglinge, — daß von allen bürgerlichen Tugenden der Patriotismus die erſte, die lebens-

wichtigste ist, und daß wir die Herzen zur Höhe möglicher Gefahren erheben müssen; daß, wenn wir an solchem Tage nicht zu den letzten Kraftanstrengungen entschlossen wären, der Egoismus niemanden retten würde; daß Frankreich dann nicht nur besiegt, sondern vernichtet wäre. Also denn, verbreiten, erwecken Sie überall die edlen Gefühle, die Sie beseelen, um unsere Fehler, um die unseligen Folgen unserer Schwäche wieder gut zu machen; und um die alten Traditionen wieder anzuknüpfen. — Dann können wir brüderlich an den übrigen Teil des Universums denken.."

Diese zuletzt hingeworfene Phrase ist eine Perle. Zuerst massakrieren und *dann* brüderlich denken — ans Universum, so ganz nebenbei. — Dennoch, so naiv sie klingt, diese Phrase enthält ein gutes Zeichen der Zeit. Einige Jahrzehnte früher würden wir in einer patriotischen Ansprache solchen Worten gewiß nicht begegnen. Dieselben bergen einen — wenn noch so leisen — Wiederhall der rings sich erhebenden neuen Ideen. Eine natürliche Gedankenverknüpfung hat diese im Geist des Schreibers wachgerufen. Er ist sich bewußt, daß gegen seine Stimme zahlreiche andere Stimmen laut werden könnten, die da von Universum und Brüderlichkeit reden, und er versäumt es nicht, diese allfälligen Einwendungen von vornherein mit einer geringschätzigen Erwähnung abzuthun. Man glaube nur ja nicht, daß er von dem Humanitätsschwindel nichts wisse — aber er zuckt die Achseln dazu! Seine Gesinnungsgenossen thun dasselbe, froh, daß ihr Wortführer die gegnerische Sache (die sie zumeist nicht kennen), die er aber gründlich zu verstehen scheint, da er deren Schlagworte anführt, so gehörig von vornherein entwaffnet hat. — Für den Verfasser des Briefes und seine Anhänger war demnach jener Schlußsatz eine wirksame Bekräftigung des vorher Gesagten; für uns aber, die wir die Sache vom historisch-kritischen Standpunkt untersuchen, enthält die feinsollende Abfertigung einen Beweis, daß das Vorangegangene nicht mehr als ein Selbstverständliches im Zeitbewußtsein ruhte; daß eine neue Anschauung — zwar noch nicht durchgedrungen, noch nicht

herrſchend, aber doch ſchon ins Daſein getreten war. Daß ſolche Ideenkeime mit ein paar Fußtritten vernichtet werden können, das glaubte wohl noch die große Maſſe der „Überlieferungs"-Feſthalter; wir aber wiſſen — die Wenigen wußten es auch damals —, daß ſich neue Anſchauungen nicht niederſchmähen und nicht niederhöhnen laſſen.

Nachdem ich zwei patriotiſche Fanatiker aus Frankreich zitiert habe, ſo will ich nun auch zwei Gegenäußerungen aus demſelben Lande anführen.

Hier eine Stelle aus „Les idées de Monsieur Rade" von Guy de Maupaſſant:

„. . . Da ſagte Einer aus der Geſellſchaft: „Ich habe ſehr wenig Patriotismus."

Allgemeines kühles Schweigen.

„Geben Sie mit mir zu," fährt Jener fort, „daß der Krieg eine grauenvolle Sache ſei, daß dieſer Abſchlachtungsbrauch der Völker einen dauernden Zuſtand der Barbarei ſchafft, daß es empörend iſt, während doch „das Leben" das einzig reelle Gut vorſtellt, zu ſehen, wie die Regierungen, deren Pflicht es iſt, das Daſein ihrer Unterthanen zu ſchützen, alle möglichen Mittel zu deren Vernichtung anwenden? Ja — nicht wahr? Alſo, wenn der Krieg etwas Scheußliches iſt — giebt der Patriotismus nicht die nährende Idee ab, welche den Krieg aufrecht hält? Wenn ein Räuber tötet, ſo hat er einen Grundgedanken: — ſtehlen. Wenn aber ein braver Mann einem anderen braven Mann, der vielleicht ein Familienvater, vielleicht ein großer Künſtler iſt, mit Bajonettenſtößen die Augen ausſticht — welcher Grundgedanke leitet ihn da?"

Die zweite Äußerung entnehme ich einem großen Dichter, welcher zwar im Feuer des Geſanges gar oft den patriotiſchen Ton angeſchlagen, welcher aber als Denker ein dem kriegeriſchen Nationalitäten-Ideal überlegenes Menſchheits-Ideal im Sinne führte:

„Das zukünftige Europa" — ſo ſprach Victor Hugo anläßlich einer Preisverteilung — „wird ein Europa des

Friedens, der Arbeit, der Eintracht und des guten Willens sein. Es wird lernen und wissen. Es wird dem stolzen Ziele entgegengehen: der Mensch, welcher weiß, was er will, und will, was er kann. Wir verabscheuen das Gemetzel, welches in dem Kriege, das Blutgerüst, welches in dem Strafgesetz, die Hölle, welche im Dogma enthalten ist, aber unser Haß erstreckt sich nicht auf die Menschen, nicht auf den Soldaten, den Richter und den Priester. Jenen, die uns den Krieg bieten, bieten wir den Frieden; Jene wollen unsere Seelen verfinstern, wir wollen die ihren erhellen. Unsere ganze Rache ist das Licht." — „Ich bin nicht Franzose," sagte Victor Hugo bei einer anderen Gelegenheit, „nicht Europäer: — je suis humain."

Dieser Begriff des „Menschentums" in seiner höheren Einheit war es eben, zu dem sich die Allgemeinheit noch nicht aufgeschwungen hatte. „Liebe deinen Nächsten wie dich selber" war zwar im Buchstaben giltig, erlosch aber im Geiste an dem nächstgelegenen, mit den Landesfarben angestrichenen Schlagbaum. Der Begriff „Eigenart" hingegen nahm im Geiste der Zeit einen erhabenen Rang ein und genoß eine gewissermaßen andächtige Verehrung. Erst die Einsicht, daß das Eigenartige auch etwas einst Gewordenes ist, vermindert das Mißtrauen gegen das gegenwärtig Werdende. Im gleichen Maße also, als die Entwicklungslehre um sich griff, trat die scheue Anbetung und blinde Bewunderung für das vermeintlich „Ursprüngliche" zurück. Wie wenig zu jenen Zeiten diese Lehre noch in die Massen gedrungen war, das wissen Sie; es muß Sie daher nicht Wunder nehmen, daß auf allen Gebieten der Begriff „Grenze" als Direktive diente. Und nicht nur Grenzen — Abgründe und Klüfte wähnte man zwischen den als verschieden erkannten Klassen und Ordnungen zu sehen. Eine Kluft zwischen Zivilisierten und Wilden, — zwischen Wilden und Thier; — dann mehr oder minder kleine Klüftchen zwischen näher stehenden Arten — so z. B. unüberbrückbare, oder doch nicht überbrückt werden sollende Abgründchen zwischen Lateinern und Slaven, oder Semiten und Germanen. Die

Entdeckung einer wahrnehmbaren Verſchiedenheit genügte ſchon, um zwei Dingen eine von Urſprung her beſtehende Trennung anzudichten, in welcher zu verharren als Verdienſt galt.

Aber Thatſachen ſind den allgemeinen Anſchauungen ſtets um ein Stück voraus. Die im unaufhaltſamen Gang der Entwicklung eintretenden Umwandlungen, Verſchmelzungen, Neubildungen richten ſich nicht nach den allgemein verbreiteten Ideen; dieſe ſind es, die erſt viel ſpäter, nach zähem Widerſtande, der Wirklichkeit ſich anzupaſſen pflegen. Im faktiſchen Leben des damaligen Europa ſehen wir zur Friedenszeit den Kosmopolitismus ſchon als Thatſache walten und als Geſinnung noch verpönt ſein. Durch den kommerziellen und intellektuellen Verkehr der Nationen, durch ihre auf allen Gebieten verbundenen Intereſſen, durch den immer lebhafter werdenden Austauſch ihrer materiellen und geiſtigen Güter ward die urſprüngliche Eigenart immer mehr verwiſcht und es bildete ſich ein komplizierterer Typus, d. h. alſo ein Typus höherer Ordnung, heran, der jedoch noch nicht erkannt und benannt war. Die äußeren Merkmale nationaler Verſchiedenheit — Trachten, Tänze, Gebräuche — ſchwanden ſtetig dahin. In den höheren Schichten der Geſellſchaft konnte man denſelben nicht mehr begegnen — ausgenommen etwa bei Hoffeſten, wo z. B. ruſſiſche oder ungariſche Landestracht vorgeſchrieben war —; und nur noch in entlegenen Dörfern wurde an der nationalen Kleidung feſtgehalten. Aber auch da begann ſie auszuſterben, trotz der äſthetiſchen Wehrufe, die dabei ausgeſtoßen wurden: „Schade, ſchade um die maleriſche Tracht!“ Aber keine Klage der Welt hat jemals etwas Abſterbendes am Leben zu erhalten vermocht. Auch hätte keiner von jenen, die das Verſchwinden der Nationaltrachten bejammerten, eine ſolche angelegt, um — etwa am Brunnen eines beſuchten Badeorts — als Schotte, Tyroler oder Moskowiter einherzuwandeln. Und das Merkmal, welches in der Kleidung der äußeren Perſon verſchwunden war, ſollte in der Geſtaltung der inneren erhalten bleiben — es ſollte jeder ſeine nationale Seelentracht bewahren? Das war noch weniger möglich. So wie die

Nationalkostüme auf Theatervorstellungen und Maskenfeste verwiesen waren, so erhielten sich die geistigen Landestrachten nur noch in den Artikeln der Parteiblätter, den Reden politischer Klubs und den Lehrbüchern der Schule. Draußen jedoch, im wirklichen Leben, wo die Gebildeten aller Länder fremde Sprachen erlernten, fremde Kunstwerke genossen; wo durch die häufigen Geschäfts- und Vergnügungsreisen das Fremde zum Bekannten wurde, so daß das Wort „ausländisch" den Sinn von „fremd" überhaupt nicht mehr deckte; — da konnte der starre Vaterlandssinn, nämlich jene Voreingenommenheit, die dem Heimatlichen in jeder Richtung den ersten Rang zuschreibt, nicht mehr gedeihen und ein neuer Sinn des Weltbürgertums mußte langsam entstehen und war auch schon in Tausenden von solchen entstanden, die sich dessen nicht bewußt waren und noch immer vermeinten, unverfälschte Patrioten zu sein. So mögen einst — noch weiter, viel weiter in der Erdgeschichte zurück — schon einige zu Amphibien gewordene Fischabkömmlinge, die auf das Festland Ferienreisen unternahmen, geglaubt haben, sie seien noch urwüchsige Fische; mitunter prahlten sie wohl auch mit ihren altererbten Kiemen, gar nicht bemerkend, daß sich dieselben schon langsam in Lungen umzubilden begannen — Kiemen waren ja ihre „nationale Eigenart" ...

II.

Der Jugendunterricht.

Ehe ich in meinen Vorträgen fortfahre, muß ich noch die Gründe betonen, die mich bewogen haben, die bezeichnete Epoche zum Gegenſtande unſeres Studiums zu wählen. Ich weiß ganz gut, daß Sie mir den Vorwurf machen können, ich hätte mir da eine ereignisloſe und — man könnte faſt ſagen — charakterloſe Zeit ausgeſucht, welche weder kulturelle Umwälzungen, noch irgendwelche beſonders hervorſtechende Züge aufzuweiſen hat. Entweder hätte ich weiter zurückgreifen ſollen, — zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts z. B., wo in der großen franzöſiſchen Revolution eine alte Geſellſchaftsform zuſammenbrach; oder aber weiter vorwärts, in eine Zeit, wo jene großartigen Ereigniſſe — die ich hier nicht näher bezeichnen darf — dasjenige erfüllt hatten, was damals erſt als Furcht und Hoffnung vereinzelten Geiſtern vorſchwebte, und wo die damals ſchon überlebten, aber noch beſtehenden Zuſtände ſchon endgiltig verſchwunden waren. Aber ich gehe von der Anſicht aus, daß es lehrreicher und intereſſanter iſt, die ſogenannten „Übergangsperioden“ zu ſtudieren, in welchen ſich die künftigen Ereigniſſe langſam, aber doch fühlbar vorbereiten — lehrreicher, als das raſche Abſpielen dieſer Ereigniſſe ſelber zum Gegenſtand dramatiſch bewegter Schilderungen zu machen. Und für uns, die wir wiſſen, welchen Verlauf die nachherigen Kämpfe genommen haben, und wiſſen, wie bald und vollſtändig

die meisten damals herrschenden Einrichtungen und Ideen neuen — teils angebahnten, teils ganz ungeahnten — Einrichtungen und Ideen Platz gemacht haben; für uns ist es doppelt interessant, uns in jene Epoche zurückzuversetzen, wo so vieles dem nahen Untergang Geweihtes noch so weitverbreitet und scheinbar festgewurzelt dastand . . . Haben Sie beobachtet, wie, im Monat April, manche Bäume, die an allen Zweigen schwellende Knöspchen tragen, noch mit dem dürren Laub des Vorjahres dicht behangen sind? Von einiger Entfernung gesehen, zeigt eine Gruppe solcher Bäume Farbe und Charakter des Herbstes; zahlreicher, größer, auffälliger als die jungen Triebe sind die welken Blätter und daher sind es diese, die dem Landschaftsbilde den Stempel verleihen. Ebenso in der Geschichte: die Epoche, welcher unser Kursus gilt, war so ein herbstlich belaubter April; betrachten wir also jenes Bild, wie es sich den Zeitgenossen bot — ehe es von den tosenden Frühlingsstürmen gänzlich verwandelt worden —, und vergessen wir dabei nicht, daß der Charakter des Bildes auf einer Täuschung beruht, da er dem Charakter der Jahreszeit nicht entspricht: wenn wir die über das ganze damalige Europa ausgebreiteten veralteten Bräuche, Gesetze, Anschauungen betrachten, die mit ihrer gelben Fülle alle schüchternen grünen Sprößchen überdeckten, so lassen Sie uns dabei denken — Herbstlaub im April!

Mein heutiger Vortrag gilt einer besonders verdorrten Gattung jenes Blätterwerks, welche ein gar großes Gebiet durchraschelte: ich meine den Schulunterricht. — Ich habe mir Lehrbücher und Schulprogramme aus den 1880er Jahren hergeholt und wenn ich dieselben mit den gleichzeitig vorhandenen — nicht für die Jugend bestimmten — wissenschaftlichen Werken vergleiche, so tritt hieran die Herbstlaubtheorie am deutlichsten hervor. Nichts war zu welk und zu dürr, um offiziell gelehrt zu werden. Im grellsten Widerspruch zu den Ergebnissen des frischen geistigen Treibens der Gegenwart standen die aus grauer Vergangenheit überkommenen Lehren, welche dem jungen Geschlechte obligatorisch beigebracht wurden und welche von diesem,

ſofern es auch lebendige Sproßkraft beſaß, ſpäter erſt wieder abgeſchüttelt werden mußten.

Dieſer Gegenſatz erklärt ſich leicht: die Forſchung war frei, der Unterricht an behördliche Programme gebunden; die Beiden konnten daher nicht gleichen Schritt halten. Der Zwang ſchließt das Wachstum aus. Nicht nur die Entfaltung neuen Lebens hindert jegliche Routine, ſondern, was ſchlimmer iſt, ſie hindert das Abſterben des Hinfälligen und das Wegräumen des Abgeſtorbenen. Tote Sprachen, tote Dogmen, tote Mythen — das nahm auf jenen Programmen den größten Platz ein; für die Bewegung des modernen Wiſſens blieb gar kein Raum. Wollte man den Kulturzuſtand jener Zeit nur nach ihren Schulbüchern beurteilen, ſo könnte man von den frühlingsſproſſenden Geiſtestrieben, die doch ſchon ſo mächtig anſchwellten, nicht den leiſeſten grünen Hauch entdecken. Das Gelehrte ſtand hinter dem Gewußten um hundert Jahre zurück. Nicht ſo ſehr in Bezug auf die Thatſachen der exakten Wiſſenſchaften — hier mußte den neuern Entdeckungen mitunter Rechnung getragen werden —, als in Bezug auf die dieſen Thatſachen entſpringenden Folgerungen. Der Geiſt des Unterrichts war noch gefeſſelter, noch altertümlicher als deſſen Stoff. Während z. B. die Entwicklungslehre, welche allmälig alle Wiſſenszweige zu durchdringen begann, eine ganz neue Weltanſchauung ſchuf, der ſich die bedeutendſten Geiſter enthuſiaſtiſch anſchloſſen, ward dieſe Idee in den Schulen ganz totgeſchwiegen. Dort ging man von dem Grundſatze aus, daß die Welt und alles, was in ihr enthalten iſt, als fertige Schöpfung ins Leben getreten ſei. Dieſes Fertige mit Syſtemen, die ſich ebenfalls als fertig hinſtellten, zu erklären, war die Aufgabe der Schule. Dem Schüler ging niemals eine Ahnung davon auf, daß die Dinge, von welchen die Wiſſenſchaften handeln — Erde, Sprache, Moral, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich — langſam entſtandene, tauſendfach umgewandelte und zu neuen Umwandlungen beſtimmte Erſcheinungen ſeien; und noch weniger dämmerte ihm der Verdacht, daß auch die Erkenntnis dieſer Dinge eine noch unvollſtändige,

änderungsfähige und erweiterungsbedürftige sein könne . . . Das Fundamentdogma für den Lernenden war, daß es nichts Unbekanntes giebt — die Schule war der Born der Gewißheit; es handelte sich nur darum, recht fleißig zu schöpfen. Den ganzen Vorrat konnte ein Einzelner natürlich nicht in sich aufnehmen, aber jeder aus diesem allhältigen Born geholte Tropfen war ein Tropfen der Weisheit und Wahrheit. Unfehlbarkeit ist nämlich das Attribut, welches jede eingesetzte Macht für sich beansprucht, und so finden wir den Unfehlbarkeitston nicht nur in den päpstlichen Bullen und staatlichen Erlassen, sondern in jedem kleinsten, „zur Einführung in die Volksschulen genehmigten" „Leitfaden" angeschlagen. Die blödesten Fabeln, die von der zeitgenössischen Kritik längst als haltlos erkannten kindischsten Überlieferungen werden da in apodiktischer, einen möglichen Zweifel gar nicht zulassender Weise vorgetragen, wie dieselbe eigentlich nur den mathematischen Lehrsätzen zukäme.

Besonders erbaulich erscheint es, wenn die gelehrten Wahrheiten je nach der politischen, nationalen oder religiösen Zugehörigkeit der betreffenden Gemeinde mit wechselndem Inhalt, aber in stets gleicher Sicherheitsform auftreten. Als Beleg hiefür kann ich Ihnen folgendes Inserat vorzeigen, das ich in einer damaligen Zeitschrift gefunden habe: „Realienbuch für Volksschulen von Rektor Karl A. K. Siebente verbesserte Auflage. Inhalt: Bilder aus der Geschichte. Naturlehre u. s. w. 1) Ausgabe für katholische Schulen. 2) Ausgabe für evangelische Schulen. 3) Ausgabe für Schulen beider Konfessionen." Von diesen drei Darstellungen mußten wenigstens zwei — vermutlich alle drei — falsch sein, und Falsches zu lehren, war also nicht nur erlaubt, sondern geboten. Dieser Gedanke erfüllt uns, die wir dem Sittengesetze der Wahrhaftigkeit unterstehen, mit Schaudern — mit dem gleichen Schaudern, welches die damalige Welt etwa vor Menschenfresserei und ähnlichen Wildheiten empfand. Aber daß es ein Verbrechen an dem erhabensten Gute der Menschheit, nämlich an der Erkenntnis, sei, etwas Ungewußtes als gewußt oder zwei sich gegenseitig aufhebende Dinge neben einander als wahr zu lehren, davon

mangelte dem damaligen Schulgewiſſen die Einſicht. Das Wort Laplaces: „Was wir wiſſen, iſt wenig, was wir nicht wiſſen, iſt unendlich,“ welches auf dem Giebelfeld ſpäterer Univerſitäten eingegraben wurde, fand damals bei den Pädagogen noch ebenſo wenig Anwendung wie bei den Theologen — beider Wahlſpruch lautete: „Wir wiſſen alles.“

Die Erkenntnis war ja eigentlich auch nicht der unmittelbare Zweck des öffentlichen Lernens. Was der Staat heranbilden wollte, waren Staatsdiener und nicht Weltweiſe. Die Tugenden, die ſein Unterricht einpflanzen ſollte, waren in erſter Linie Bürgertugenden, und ſo geſchah es, daß, wenn draußen in der freien Gemeinde des Forſchertums neue Entdeckungen auftauchten und ſich die Frage aufdrängte, ob ſie in der Schule gelehrt werden ſollten oder nicht, dieſe Frage nicht nach dem Maßſtab der wiſſenſchaftlichen Begründung der betreffenden Lehren, ſondern nach demjenigen der vermeintlichen Gefahr oder Nützlichkeit erwogen wurde. Ich habe Dokumente in Händen gehabt, aus welchen erſichtlich iſt, daß in Deutſchland einige hochverdiente Männer wegen einzelner im Lehrvortrage gemachter darwiniſtiſcher Äußerungen in Anklageſtand verſetzt wurden, und daß ein Miniſter Falk in der Kammer geſagt habe, „man werde doch nicht von ihm denken, daß er jemals notoriſche Darwiniſten in naturwiſſenſchaftlichen Fächern der mittleren Unterrichtsanſtalten anſtellen werde!“ Das iſt ungefähr eine Wiederholung deſſen, was drei Jahrhunderte früher der Kopernikaniſchen Lehre widerfuhr. Und ſo wie dieſe, trotz der anfänglichen Anfechtungen und Abwehrungen, endlich doch Eingang in die Schulen gefunden, ſo war der Entwicklungstheorie — gegen welche keine Scheiterhaufen mehr errichtet waren — ein gleiches und viel ſchneller zu erreichendes Reſultat ſichergeſtellt. Nie war es die offizielle, programmäßige Wiſſenſchaft, ſondern immer nur das außerhalb der Schulmauern frei betriebene Studium, welches neue Entdeckungen und große, weltumwälzende Anſchauungen ins Leben förderte. Das Recht, der Jugend gelehrt zu werden, mußten dieſe Entdeckungen ſo langſam erkämpfen, daß ſie erſt

mehrere Generationen ſpäter von ihrem Range als erkannte Thatſachen zu dem Range eines autoriſierten Lehrgegenſtandes aufrücken konnten. Im Lauf der Dinge trat immer ein Zeitpunkt ein, wo der Stand der ſich frei entwickelnden Wiſſenſchaft das Niveau der feſtgebannten Schulgelehrſamkeit überſchritten hatte, und dann mußte das zu eng gewordene Programm erweitert werden. Dies geſchah immer nur nach Widerſtand und mit Widerwillen. Wenn ſich auch Geneigtheit zeigte, Neues aufzunehmen, ſo war man doch hartnäckig abgeneigt, Altes fallen zu laſſen. Die Notwendigkeit, den modernen Sprachen einige Stunden einzuräumen, ſah man wohl ein; aber die Zumutung, die alten Sprachen aufzugeben, erſchien als Ketzerei; den neuen Disziplinen, welche von der ſich immer mehr verzweigenden Naturkunde eingeführt wurden — wie Geologie, Paläontologie u. ſ. w. — ſollte auch Platz geſchafft werden, dabei aber kein Abſchnitt der vorhandenen mit Zahlenkram überfüllten naturgeſchichtlichen Lehrbücher verloren gehen; die Ereigniſſe der jüngſten Geſchichte, die Ergebniſſe der letzten geographiſchen Forſchungsreiſen ſollten ſtudiert, dafür aber keine Epiſode der puniſchen Kriege und kein Flüßchennamen des makedoniſchen Reiches vernachläſſigt werden; kurz, das Wiſſen ſollte nicht an Gehalt und Wert, ſondern an Ausdehnung zunehmen; die Unterrichtsſtunden wurden immer vermehrt, ebenſo die Studienjahre, und die Kindheits- und Jugendzeit ward bald zur geplagteſten, gequälteſten des Lebens: hundert körperliche und geiſtige Gebrechen zog die Überanſtrengung nach ſich — gekrümmte Rücken, ſchwächliche Lungen, kurzſichtige Augen, ſtumpfe Geiſter ... uns ſchaudert bei dieſem Jammer! Wir können es kaum begreifen, daß die Zwangs- und Bevormundungsmethode, mit welcher der Staat nach ſo vielen Seiten hin ſeine hemmende Protektion ausübte, ſich auch auf die den Kindern zu reichende Geiſtesnahrung erſtreckte; daß er ſich das Recht nahm, alle aufwachſenden Bürger einer geregelten Kopfmäſtung zu unterziehen. Kontrolle, Reviſion, hohe Genehmigung, Examen, Zenſur, — und wie alle dieſe obrigkeitlichen Einſchreitungen heißen, bei deren Nennung der Genius

der Freiheit unwillig die Achſeln zuckt, — alles Dinge, von welchen ſich das Privatleben, die Gewerbe, die Künſte und die Wiſſenſchaften ſchon ſo ziemlich emanzipiert hatten, in der Schule walteten ſie noch mit uneingeſchränkter Macht. Alle Kinder, die begabten, wie die unbegabten, die rüſtigen, wie die ſchwachen, die Söhne der Bauern, wie die der Adeligen, die künftigen Gelehrten, wie die künftigen Kaufleute, alle mußten bis zu einer gewiſſen Klaſſe nach einer Schablone geformt werden. Von einer ſpäteren Klaſſe an, wenn die Berufswahl ſchon getroffen war, trat wohl ein Auseinandergehen des Unterrichts ein; mit der Trennung der Fakultäten trennten ſich auch einige Disziplinen, aber die Abweichung war keine bedeutende: ob Einer Arzt, Prieſter, Philolog oder Juriſt werden wollte, immer waren die klaſſiſchen Sprachen Hauptſache und ſämtliche Beamtenlaufbahnen mußten auf Grundlage des römiſchen Rechts vorbereitet werden.

Sie können ſich wohl vorſtellen, meine geehrten Zuhörer, was das geſetzlich gebotene Feſthalten an alten Lehrgegenſtänden und das praktiſch nicht zu vermeidende Aufnehmen neuer Thatſachen zur Folge hatte: Überbürdung einerſeits, Widerſpruch andererſeits; ganze Schuttberge von unnütz Gewordenem, ganze Schlachtfelder von einander bekämpfenden und ſich gegenſeitig vernichtenden Theorien. Gegen beide Gefahren wandte wohl die Natur des Schülers einen Schutz an: den Wuſt des Unnützen vergaß er, die einander widerſprechenden Ideen verſtand er nicht. Ohne dieſe beiden Hilfsmittel — Vergeßlichkeit, Verſtändnismangel — hätte jeder Jünglingskopf unfehlbar berſten müſſen.

Von vielen Lehrgegenſtänden mußten die Anhänger der alten Programme ſelber zugeben, daß ſie für das praktiſche Leben keinerlei Nutzen brächten und daß ſie unmöglich im Gedächtnis behalten werden konnten, aber da hatte man ein Argument für die Zuträglichkeit dieſer Studien bereit: — man nannte ſie „Gymnaſtik des Geiſtes“. Von dem Gelernten hatte man nichts brauchen können und es war auch faſt nichts davon geblieben — einerlei: es hatte das Gedächtnis und den Ver-

ſtand geübt. Mag ſein — aber was würde man zu einer Gymnaſtik des Magens ſagen, welche darin beſtünde, Sand und Kieſelſteine zu verſchlucken? Die Kau- und Verdauungswerkzeuge wären dabei vielleicht geübt worden, aber nichts wäre aſſimiliert, nichts hätte den Blutreichtum vermehrt, nichts dem Gaumen geſchmeckt.

Der Widerſpruch zwiſchen dem, was der Knabe in der Schule — namentlich in der Katechismusſtunde — lernen mußte, und den Anſchauungen, die in der Familie und der Welt herrſchten, war damals ſchon ein ziemlich allgemein erkannter Widerſpruch; weniger bemerkte man den Gegenſatz, der ſich innerhalb der Schule ſelber einſtellte, wo in der einen Lektion dasjenige eingeſchärft wurde, was in der nächſten wieder aufgehoben ward. Kaum hatte der Profeſſor der Phyſik das Axiom von der Beharrlichkeit der Naturgeſetze vorgetragen, ſo verkündete der Religionslehrer die Wunder der Bibel; und neben ſolchen auffallenden Widerſprüchen hundert andere, minder ſchroffe, aber dennoch geiſtverwirrende, bei allen Gegenſtänden, welche, gleichzeitig gelehrt, verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Wiſſenſchaft angehörten. Während z. B. der Vortrag einer neueren Disziplin, wie die Geologie, die langſame Formation und ſtete Wandlung der Gebilde anſchaulich machte, ging aus der Lehre der älter eingeführten Naturgeſchichte die Vorſtellung einer plötzlichen Schöpfung ſcharf abgegrenzter Formen hervor. Natürlich: jede neue Wiſſenſchaft, wenn ſie endlich den Eingang in die ſchwer zu erobernden Katheder gefunden, brachte den Geiſt ihrer Zeit mit, und die alteingeſeſſenen Lehren ließen an dem Geiſte der Zeit, da *ſie* ſchulfähig geworden, nichts ändern. Der unglückliche Student, der ſich etwa befleißigte, aus jedem Gegenſtande die daraus entſpringende Anſchauungsweiſe herauszuſuchen und aufzufaſſen, mußte in ein ſolches Wirrſal von einander gegenſeitig ausſchließenden Ideen verfallen, daß ihm ſchließlich gar keine Idee aufrecht blieb und er zu dem einzigen Mittel griff, welches den Schulzweck erreichen half, nämlich — auswendig lernen. Das Endziel des ganzen Kurſus war ja auch nur die Prüfung und dieſe konnte man ſicher beſtehen,

wenn man die Paragraphen der verſchiedenen Lehrbücher gut memoriert hatte. Wenn es alſo eine geiſtige Fähigkeit gab, die durch den Schulunterricht gymnaſtiſch geübt wurde, ſo war es das Gedächtnis, nicht aber die Vernunft. Aber auch das Gedächtnis hat ſeine Grenzen. Endlich wuchſen die Lehrgegenſtände, die neu aufgenommen werden mußten, ſo rieſig heran, daß eine tägliche Lernzeit von vierundzwanzig Stunden und ein Studienkurſus von ſiebzig Jahren dem Schüler nicht mehr genügt hätten, um das Maturitätszeugnis zu erwerben. Da wurden denn von den alten Disziplinen nach und nach doch einige hinausgedrängt, oder wenigſtens einigermaßen ihrer Weitläufigkeit entlaſtet. Stellen Sie ſich nur vor, wie wir heute beſtellt wären, wenn das Prinzip von der Notwendigkeit, die toten Sprachen und ihre Litteraturen zu erlernen, ſich aufrecht erhalten hätte, und wir nun Goethe, Shakeſpeare, Hugo, Leopardi, Puſchkin — und wie alle dieſe alten Klaſſiker heißen — in der Urſprache ſtudieren müßten; — dabei alle ſeit jener Zeit vorgefallenen kriegeriſchen und politiſchen Ereigniſſe mit derſelben Detailtreue, mit welcher damals Geſchichte vorgetragen wurde, auch jetzt noch behalten ſollten und neben unſeren gewöhnlichen Fächern, als da ſind Soziologie-, Evolutionsmoral, Stenographiekunde u. ſ. w., auch die früheren, ſchwerfälligen, längſt überholten Dinge lernten. Sie ergänzen wohl das eben angewandte Undſoweiter, welches ich gebrauchen mußte, um nicht — meinem Programm entgegen — Wiſſenſchaften zu nennen, welche in der Zeit, auf deren Sprachweiſe ich mich beſchränke, noch ganz ungeahnt waren. So wie damals ein in altröniſchem Geiſte abgefaßter Kurſus der Geſchichte Roms nicht von der Elektrizitätslehre, von Nationalökonomie und moniſtiſcher Philoſophie hätte handeln dürfen, ebenſowenig darf ich der Wiſſenserrungenſchaften erwähnen, welche die Signatur unſerer gegenwärtigen Zeit abgeben.

Was ich hauptſächlich dem Schulunterricht jener Epoche zum Vorwurf mache, iſt, daß er hinter dem Geiſte ſeiner Zeit zurück war, und daß die naturgeſetzlich gebotene Änderung der Programme immer auf ſo ſtarren Widerſtand ſtieß, auf

die Unerkenntnis der Notwendigkeit, daß der Entfaltung des Lehrwesens Spielraum gelassen werde. Hundert Jahre früher lastete auf Handel und Gewerbe dieselbe systematische Aufsicht, wie solche damals der offiziellen Jugenderziehung vorstand. „Die Regierung" — so zitiert Stuart Mill in seiner „Political Economy" — „entschied über die Personen, welche beschäftigt, die Artikel, welche angefertigt, das Material, welches gebraucht, die Procedur, welche befolgt werden, und die Eigenschaften, welche die Erzeugnisse besitzen mußten. Staatsbeamte zerbrachen die Webstühle und verbrannten die Waren, welche nicht dem Gesetz gemäß angefertigt worden. Verbesserungen waren ungesetzlich und Erfinder wurden mit Strafen belegt." Daß unter solchem Regime die Industrie nicht gedeihen konnte, war hundert Jahre später, nachdem die Gewerbefreiheit eingetreten, wohl Jedermann einleuchtend; daß aber genau dasselbe System, auf den Unterricht angewendet, — wo auch die Lehrer angestellt, die Methoden vorgeschrieben, das Lehrmaterial geprüft, die Neuerungen verdammt und die Neuerer entlassen wurden — fördernd wirken sollte, war noch immer das der ganzen Schulorganisation zu Grunde liegende Postulat.

Der Abstand, der zwischen dem Geiste des öffentlichen Unterrichts und demjenigen der hervorragenden wissenschaftlichen Autoren lag, läßt sich besonders deutlich an den Lehrbüchern der Geschichte ersehen, wie selbe in den Schulen und wie in der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" im Umlauf waren. Während unter den letzteren die Buckle, Taine, Scherr, Hellwald, Tylor u. A. eine Geschichtskunde lieferten, die den Entwicklungsgang der menschlichen Geschichte unter den Einflüssen des Klimas und der Bodenverhältnisse, des industriellen Wettbewerbs, der Zunahme des Wissens u. s. w., nicht nur zu erzählen, sondern auch zu erklären suchten — brachten die offiziellen Geschichtsbücher immer noch ausschließlich Schlachtenberichte und Regentenchroniken, als ob das Schicksal der Völker einzig von den durchgemachten Kriegen und von den Thaten ihrer Herrscher abgehangen hätte. Wurde nebenbei doch vom Stand der Gewerbe und Künste, von bedeutenden Bauten u. s. w.

berichtet, so ward dies gleichfalls in die Fürstenbiographien eingereiht. Da hieß es z. B.:

„Als Sesostris nach neunjähriger Kriegführung mit reicher Beute und einer Unzahl von Gefangenen in seine Staaten zurückkehrte, ließ er jene an der Assainierung und Verschönerung Egyptens arbeiten. Er erbaute Städte und ließ Straßen anlegen, damit die Bewohner während der Überschwemmungen miteinander verkehren konnten. Die Denkmäler, die er erhob, sind zahllos. Er erbaute — oder beendete — den großen Tempel Phtah in Memphis, das Ramasseum in Theben, die herrlichen Bauten von Karnak, die Obelisken von Luxor und die beiden in den Fels gegrabenen Tempel von Ibsambul."

Noch fleißiger war Semiramis, welche, nachdem sie sich im neuunterjochten Babylon niedergelassen, daselbst nachstehende Arbeiten verrichtet hat:

„Die Stadt wurde mit einer 480 Stadien langen Mauer umgeben, die so breit war, daß sechs Wagen nebeneinander darauf fahren konnten. Nachdem die ersten Arbeiten vollendet, wählte die Königin den Platz, wo der Euphrat am schmälsten war, und warf eine fünf Stadien lange Brücke darüber. Dann ließ sie an jede Seite des Flusses einen Kai bauen, dessen Mauern ebenso breit waren, wie diejenigen der Stadt und an beiden Enden der Brücke ließ sie zwei thurmflankierte und mit dreifachen Ringmauern umgebene Schlösser sich erheben. Semiramis (so erzählt Diodoros weiter) vollbrachte noch eine andere wundervolle Arbeit. Sie grub ein riesiges Becken, in welches der Fluß abgelenkt wurde; während er dorthin floß, beeilte sie sich, in dem trocken gelegten Bette eine Gallerie zu bauen, welche von einem jener Schlösser zum andern führte. Dieser Bau ward in sieben Tagen vollendet und als dann der Fluß wieder in sein Bett zurückgelenkt worden, konnte die Königin trockenen Fußes von einem Schloß in das andere gelangen. Endlich erbaute sie in der Mitte der Stadt den Baalstempel. Nachdem Babylon so verschönert worden und der Bevölkerung im Falle eines plötzlichen Überfalles ein sicheres Asyl bot, ging Semiramis die aufständigen Meder unterwerfen und

die Stadt Ecbatan gründen, welche sie mit Wasser versorgte, indem sie in den Berg Oront einen 43 Meter tiefen Kanal graben ließ, der in einen jenseits des Berges liegenden See mündete. Von da ging sie nach Persien, dann nach Armenien, wo sie beim See Van die Stadt Areisso erbaute, hierauf unterjochte sie Egypten und Ethiopien . . . "

In der antiken Welt bestand die Geschichtsschreibung überhaupt aus nichts anderem, als den glorifizierenden Erzählungen von Herrscherthaten; und so zeigte dieselbe noch ganz deutlich ihren Ursprung: nämlich die um das Lagerfeuer der Wilden gemachten Erzählungen von den Jagd- und Kriegserfolgen des Häuptlings — Erzählungen, welche, wenn der gegenwärtige Tag kein Abenteuer bot, sich auf die Erlebnisse eines verstorbenen Häuptlings bezogen und, indem sie von Mund zu Mund weitergingen, immer an Großartigkeit und Wunderbarkeit zunahmen. Als die Schrift erfunden ward, wurde sie benützt, um die Thaten der Könige mit Hieroglyphen und Keilzeichen in Stein zu graben, später mit Buchstaben auf Pergament zu schreiben und endlich mit Druckerschwärze in Büchern zu vervielfältigen — der Geist blieb derselbe, in den Schulen des neunzehnten Jahrhunderts wurden die wilden Lagerfeuergeschichten weiter erzählt. Immer fuhr man fort, die aus tausend verschiedenen Gründen und Einflüssen erstehenden Kulturzustände dem Willen und der Thätigkeit einzelner Regenten zuzuschreiben und nur als nebensächlich, hinter den kriegerischen Erfolgen einhergehend, zu erwähnen. Von Karl dem Großen lese ich in einem der Jugend von 1880 bestimmten Buche:

" . . . Denn gerade die Sorge für Kultur macht den blutigen Eroberer Karl ganz besonders ehrwürdig: er eroberte, um einer barbarischen Welt die wahre Religion, Gesittung, Nationaleinheit und blühenden Wohlstand zu geben. Die Klöster gestaltete er so um, daß von ihnen nicht nur das Licht des Glaubens, sondern namentlich die Förderung der Wissenschaften ausging. An seinem eigenen Hofe stiftete er eine gelehrte Gesellschaft. Noch als Mann lernte er schreiben, er, der Sieger in Schlachten, und versuchte sich in Erlernung der

Sprachen. Vorzügliche Liebe wandte Karl der Förderung und Ausbildung der deutſchen Sprache und Litteratur zu. Mit Denkmälern der kirchlichen und weltlichen Baukunſt ſchmückte er den deutſchen Boden. Ebenſo verſuchte Karl, das ſchwarze Meer und die Nordſee zu verbinden, durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände. Blieb es auch nur ein Verſuch, ſo zeigte es doch die Größe und Weite ſeiner Gedanken; eine lange Reihe heilſamſter Staatsanſtalten führte er durch . . . "

Iſt das nicht derſelbe Stil, in welchem bei den Alten die Thaten der Seſoſtris und Semiramis verkündet wurden? Alles, was unter einer langen Regierung geſchehen, alle Fortſchritte der Erkenntnis, alle Erfolge der arbeitenden und handeltreibenden Klaſſen, die Werke der Architekten und Ingenieure, der Gelehrten und Künſtler — alles war nur vom Könige beſorgt, in der Muße, die er zwiſchen zwei Kriegen fand. „Sprache und Litteratur entwickelte er" — der erſt als Mann anfing ſchreiben zu lernen. — Und wie herablaſſend von ihm, „dem Sieger in Schlachten", ſich eine ſo demütige Kunſt, wie die Schreiberei, aneignen zu wollen!

Eine ſolche kindiſche, dem wahren Vorgang der Dinge ſo widerſprechende Darſtellungsweiſe erſcheint uns heute als das Zeugnis einer unglaublichen Rohheit des hiſtoriſchen Urteilsvermögens. Auch damals fanden ſich ſchon gar Viele durch eine ſo antiwiſſenſchaftliche Methode verletzt, und der Drang, die Kulturgeſchichte, wie ſelbe der Wahrheit entſpricht, dem öffentlichen Unterricht einzuverleiben, machte ſich allenthalben fühlbar. Aber die Routine, der Zopf, der Pedantismus, der Schlendrian — oder wie alle die Formen heißen, welche das Naturgeſetz der Trägheit annimmt, wenn es in Rektorsköpfen waltet — ſtemmten ſich heftig gegen ſolche Neuerung. In dem ſchon einmal angeführten Artikel A. Duruys finden wir z. B. folgende Stelle:

„Die Geſchichte des ſozialen Lebens der Völker, ihrer Gebräuche u. ſ. w., iſt jedenfalls ein Faktor, den man nicht ganz vernachläſſigen ſoll; aber, was man auch thue, das Studium

der territorialen Gestaltung der Staaten durch den Krieg, durch die Diplomatie und durch das Genie ihrer großen Männer wird immer die Grundlage und den Hauptanziehungspunkt des öffentlichen Geschichtsunterrichtes bleiben."

Ein zweiter auffälliger Zug damaliger Geschichtskunde war das zähe Festhalten an Anekdotenkram. Wenn man den historischen Klatsch betrachtet, der da die unerheblichsten Ereignisse, die gehaltlosesten Aussprüche, die sämtlichen Liebes-, Heirats- und Mordgeschichten aus dem Privatleben der Fürsten kolportiert, so steht dies in gar nichts dem verpönten Klatsch altweiberischer Kaffeegesellschaften nach. Verleumdet und gelogen, erfunden und leichtgläubig wiederholt ward in beiden Klatschkategorien — der historischen, wie der strickstrumpflichen — in gleichem Maße; der Unterschied war nur der, daß die Frau-Basen ihre Mitteilungen auf die in nahen Kreisen lebenden Bekannten beschränkten, während die Professoren den Schülern erzählten, was Cyrus mit seinem Großpapa gesprochen; was der schmutzige Diogenes dem Alexander sagte; wie am Hofe Eduard III. eine Dame ein Strumpfband verlor; wie Wilhelm Tell — der vielleicht niemals existiert hat — so geschickt einen Apfel abgeschossen; wie viel Maitressen von Ludwig XV. und wie viel Günstlinge von der großen Katharina beglückt worden; wie viel Eier der brave Schweppermann zu essen bekam; wie — wenn schon von Eiern die Rede ist — Christoph Columbus das seine auf den Tisch stellte; wie Karl V. des Malers Pinsel vom Boden aufhob; wie durch Heiraten dieses oder jenes Königs mit dieser oder jener Prinzessin das Land um eine als Mitgift gebrachte Provinz bereichert wurde; schließlich wie Haß und Neid und Herrschsucht die verschiedenen Thronkandidaten bewog, Verschwörungen anzuzetteln, um sich gegenseitig mittels Ränken oder, wenn's nicht anders ging, mittels Dolch und Gift zu stürzen.

Ein dritter Zug der Historiographie war der platte Schmeichelgeist, die kriechende Bewunderung vor der Macht, mit welcher die Lebensgeschichten siegreicher Regenten erzählt wurden. Auch ein Erbstück aus barbarischen Zeiten und wilden

Ländern unter den Fidſchis hielt noch damals der ungefeſſelte Mann ſtill, um ſich den Kopf abſchlagen zu laſſen, wenn es hieß, daß dies des Königs Wille ſei. Wenn nun freilich auch Lehrer und Schüler nicht mehr ſo ſtill gehalten hätten, wäre Ähnliches über ſie verhängt worden, ſo zögerten ſie doch nicht, die kopfabſchlagenden Fürſten der Vergangenheit mit den Titeln „der Große", „der Weiſe", „der Gütige" zu bedenken und die Berichte ihrer Grauſamkeiten mit ehrfurchtsvoller Anerkennung zu wiederholen. Schlagen wir nochmals in dem vorhin angeführten Geſchichtsbuche nach:

„Als Karl im ſechsundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens den Thron beſtiegen — dies die Worte ſeines Enkels Neithard —, ſei er jedem Zeitgenoſſen an jeglicher Weisheit und menſchlicher Tugend überlegen geweſen, Allen gleich liebenswürdig und ſchrecklich, Allen gleich bewundernswert . . ." Nun wird weiter erzählt, wie dieſer Karl gegen die Sachſen zog und „alles Land bis zur Weſer mit Feuer und Schwert verwüſtete", wie er zu Orheim die betäubten Völkerſchaften unter den härteſten Bedingungen den Eid der Unterwerfung ſchwören ließ: . . . „Jeder Sachſe, der ſeine Toten nach altem Brauche verbrennen, ſich der Taufe durch Flucht entziehen oder in den Faſten Fleiſch eſſen würde, ſollte hingerichtet werden. Die Todesſtrafe ſetzte er ausdrücklich auf jedes Feſthalten am Heidentum. Mit Strenge wurden die Zehenten eingetrieben, mit Strenge die Frohnarbeit am Bau der Kirchen, der Zwingburgen und der Verſchanzungen gefordert. Ein vom Rhein geſandtes Hilfsheer zog die Trümmer der geſchlagenen Sachſen an ſich und machte einen Vertrag mit Wittekind. Aber Karl ſelbſt brach den von ſeinen Heerführern eingegangenen Vertrag. Er überfiel mit ungeheurer Kriegsmacht die Sachſen und lud Edelinge und Freiſaſſen vor ſich. Viertauſendfünfhundert erſchienen; Karl ließ ſie umringen und alle an einem Tage bei Verden an der Aller enthaupten."

Das war der mit „allen menſchlichen Tugenden" geſchmückte Kaiſer, das war Carolus — magnus, Karl der Heilige.

Obiger Paſſus — der Verrat an den 4500 — ſteht auf Seite 95 unſeres Buches, und auf Seite 99 ſagt der Autor: „Das war ein Mann, das war ein König, wie er ſein ſoll!“

In dieſer Nebeneinanderſtellung von Bericht und Urteil liegt das Empörende, nicht ſo ſehr im Bericht ſelber. Der unparteiiſche Forſchungsgeiſt braucht vor der Aufdeckung ſtattgehabter Greuel nicht zurückzuweichen, da dieſe das richtige Bild der betreffenden Epoche liefern; aber neben den Thatſachen des barbariſchen Zeitalters auch die derſelben Zeit entſprechende Auffaſſung hinzuzufügen, das iſt das Unverantwortliche und Fortſchrittswidrige an dieſer Methode. Wenn ein europäiſcher Reiſender erzählt, was er unter den Kannibalen geſehen, ſo wird dies belehrend ſein; aber er braucht der Beſchreibung eines den Göttern zu Ehren veranſtalteten Feſteſſens aus Menſchenfleiſch nicht in Kannibalenton hinzuzufügen: Das ſchmeckt! Das freut die Götter! Ebenſo hätte der Zeitreiſende des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er die entfernten Gebiete vergangener Jahrhunderte explorierte, ſich des Fehlers enthalten ſollen, in ſeinen Kommentaren den Geiſt und die Geſinnungen wiederzugeben, in welchen die alten Chroniken verfaßt waren. Nicht daß das entgegengeſetzte Verfahren notwendig geweſen wäre, nämlich jede aus barbariſcher Zeit erzählte That vom Standpunkte der vorgeſchrittenen Humanität zu betrachten und zu tadeln. Dadurch wäre gleichfalls ein verzerrtes Urteil entſtanden, denn die Anſchauungen und Begriffe, kraft welcher jene Thaten verdammenswert erſcheinen, waren zur Zeit, als dieſe verübt wurden, noch gar nicht vorhanden. Der Maßſtab von Pflicht und Ehre hat ſich ſtetig verändert und es iſt eine Ungerechtigkeit, einen ſpäter erlangten Maßſtab an frühere Handlungen anzulegen. „Ach hüten wir uns“ — ſagt ein damaliger Autor, Melchior de Vogüé, ſehr richtig — „hüten wir uns, Geſchichte von jenem kindiſchen Standpunkte zu ſchreiben, als wäre das menſchliche Gewiſſen ein unwandelbares, ewig gleiche Aſpekte zeigendes Gebiet; nein, dasſelbe iſt ſo wenig, wie alle anderen Dinge,

dem unaufhörlichen Wandel der Jahrhunderte entgangen. Wenn wir dieſe Wahrheit nicht erkennen, ſo wird uns alles unbegreiflich und empörend erſcheinen in den Annalen der Vergangenheit und wir werden jenes ſtrahlende Geſetz des Fortſchritts nicht wahrnehmen, welches beſtändig das verfeinerte Gewiſſen der Menſchheit zu größerer Gerechtigkeit erhebt."

Es wirkt alſo ebenſo verwirrend, wenn man vom ethiſchen Geſichtspunkt einer vorgerückteren Zeit die Zuſtände und Charaktere vergangener Jahrhunderte betrachtet, wie wenn man den im damaligen Schulunterricht viel häufigeren Fehler begeht, die barbariſchen Thaten einer entrückten Vorzeit in barbariſchem Tone zu erzählen. Die abſolute Gleichgiltigkeit, welche das Attribut der Wiſſenſchaftlichkeit iſt, muß auch dem Vortrag der Geſchichte eigen ſein.

Aber die Enthaltung von lobenden und tadelnden Randgloſſen thut's nicht allein. Auch die trockene Wiederholung von in alten Chroniken gehäuften Thatſachen zieht eine irreleitende moraliſche Bedeutung nach ſich. Das bloße Erzählen gewiſſer Begebenheiten, auch ohne Kommentar, ſetzt ſtillſchweigend die Wichtigkeit oder die Bewunderungswürdigkeit dieſer Thatſachen voraus — denn warum würden ſie ſonſt überhaupt erzählt werden? Gelernt werden müſſen, noch dazu? Und dieſes Lernen als nützlich und bildend gelten? Unwillkürlich, auch wenn er nicht dazu aufgefordert wird, zollt der Schüler eine gewiſſe Ehrerbietung denjenigen Thatſachen, die ſo bedeutend waren, daß ſie aus entfernter Vergangenheit bis zu ihm gelangen konnten, daß ſie „geſchichtlich" geworden, ein Begriff, der ihm als der Gipfelpunkt der Wichtigkeit erſcheint. Neben dem Reſpekt vor den Perſonen, die dieſes „Geſchichtliche" geleiſtet haben, — und meiſtens ſind es rohe Gewaltthaten, die da erzählt worden —, erwacht in ihm der ehrgeizige Wunſch, auch ſolches leiſten zu können. Oder, wenn er ſich dazu auch nicht fähig fühlt und einſieht, daß in jetziger Zeit zu gewiſſen Großthaten keine Gelegenheit geboten iſt, ſo ſtellt ſich doch für das Erzählte ein Gefühl des moraliſchen Beifalls auf zwingend logiſche Weiſe von ſelber ein. Die Kinder ſind

überhaupt meist logischer in ihren unbewußten Schlüssen, als die Unterweiser es in ihren mechanischen Vorträgen sind; denn sie horchen mit der ganzen frischen Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf, während jene oft nur gedankenlos wiederholen, was die Routine vorschreibt. Logisch wäre es von Seiten der Geschichtslehrer gewesen, wenn sie gewisse aus der Vorzeit überkommene Berichte, welche im Lichte der jeweiligen Anschauung unerheblich oder sogar verletzend erschienen — nicht etwa kritisiert, sondern einfach aus dem Unterricht gestrichen hätten. Die ausführlichen, sich endlos wiederholenden Berichterstattungen über die Einzelheiten der Schlachten, über die Grenelthaten machthabender Helden mochten wohl zu einer Zeit am Platze sein, wo es überhaupt nichts Höheres und nichts Interessanteres gab, als die kriegerischen Ereignisse; wo keiner anderen Erzählung mit gleicher Spannung gelauscht wurde, wo auch die Dichterleier nichts Anderes zu besingen fand, als Waffenthaten und Siege; aber solches paßte nicht mehr in ein Zeitalter, in welchem der Krieg zu einem bedauerlichen Ausnahmszustand geworden war und wo auf den Feldern der Künste und der Wissenschaften schon viel schönere Lorbeeren blühten, als auf dem sogenannten „Feld der Ehre".

In dieser Methode lag eine auffällige Verherrlichung der Barbarei und wirkte daher als künstliche Erweckung des durch die Kultur schon abgeschwächten, aber im Kinde noch immer schlummernden Grausamkeitstriebes. Diese demoralisierende Gefahr des Unterrichts übersah man ganz und gar, obwohl in anderer Richtung das Wort Sittlichkeit stets salbungsvoll im Munde geführt wurde. Mit allergrößter Strenge wachte man darüber, daß die Schuljugend ja nichts von dem Walten der Natur erfahre, welches der Fortpflanzung des Lebens vorsteht, am allerwenigsten von den damit verbundenen Erscheinungen von Wonnegefühlen; — aber von den vielfachen Arten, wie das Leben unter Qual und Schmerz vernichtet wird, davon konnte man ihr nicht genug erzählen und kein Detail der Grausamkeitswollust war zu raffiniert, um nicht die Kampfberichte der Vorzeit schmücken zu dürfen. Daß hierin

eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschendere, als diejenige auf dem als „tierisch" verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein. Alles, was zum sexuellen Leben gehört, wurde als entwürdigend — als dem Borstenvieh zukommend — erklärt und jede Anspielung darauf sorgsam aus den Jugendbüchern entfernt; dabei übersah man, daß die Akte roher Mordlust eigentlich den Raubtieren zukommen. „Pornographie" nannte man die Schilderungen aus der ersten Kategorie — aber *Tigrographie* könnte man füglich nennen, was im Geschichtskursus der Jugend eifrig beigebracht wurde.

Ich will hier einige Beispiele des tigrographischen Stils anführen. Daß dabei Ihr Schamgefühl der Milde — eine damals noch ungekannte Regung — durch manche Ausdrücke verletzt werden wird, darauf muß ich Sie gefaßt machen; Ihr ganzes Menschlichkeitsgefühl — was wir *jetzt menschlich nennen* — wird sich empören, wenn Sie hören, was dazumal den jungen Menschenkindern ohne Verschleierung und in unzähligen Wiederholungen vorgetragen wurde; ahnungslos, daß dadurch eine Verrohung des Gemütes, ein Zerknicken jener Blüte bewirkt wurde, deren Samen man andererseits durch Ermahnungen zur Nächstenliebe in die Herzen gesäet hatte. Denn darin liegt das Widersprechende, das Anstößige an der Sache, daß die tigrographischen Vorträge *neben* der Lehre: „Liebet eure Feinde!" einherging und daß man, wie es scheint, gar kein Bewußtsein davon hatte, daß die beiden Systeme einander aufhoben. Überwinden Sie also gefälligst die Gefühle des Abscheus und des Ekels, welche die folgenden Anführungen aus den Schulbüchern unserer Ahnen Ihrem feiner und zarter gewordenen Gemüt — jene würden statt „fein" und „zart" vermutlich „schwach" und „verweichlicht" gesagt haben; wir aber sagen: Ihrem *menschlicher* gewordenen Gemüt — einflößen werden, und hören Sie zu:

„Es war im Jahre 1020 vor Christo, daß ein Häuptling, Namens Bel-Kat-Jrasin, in Ninive die neue Königsdynastie gründete. Während anderthalb Jahrhunderten blieb dieselbe

ruhmlos. Die Eroberungen fangen erst wieder gegen 889 mit Tonklat-Adar II. an, welcher durch seine Grausamkeit und seine Siege berühmt wurde. „Er stellte auf Pfählen die Leichen seiner Feinde aus," besagte eine Inschrift. Sein Sohn Assur-Nazir-Habal (882) greift Armenien an. „Die Einwohner," so lautet eine in seinem Namen verfaßte Eingrabung, „zogen sich auf die Berggipfel zurück, damit ich sie nicht erreichen könne. In drei Tagen erklomm ich das Gebirge und ihre Leichen bedeckten die Abhänge wie die Blätter der Bäume." — Da eine Revolte hinter ihm ausbricht, kehrt er um. Die Aufrührer flehen um Gnade, aber er ist unerbittlich. „Ich tötete von je Zweien Einen; den Rädelsführern ließ ich die Haut abziehen und bedeckte eine Mauer mit ihren Häuten. Einige wurden lebendig eingemauert, andere in meiner Gegenwart gekreuzigt und aufgespießt. Ich ließ ihre Köpfe in Form von Kronen anhäufen und ihre durchbohrten Leichname in Form von Kränzen aneinanderreihen. Zwischen Trümmern erhellt sich mein Angesicht; in der Stillung meines Zornes finde ich meine Lust." Auf einer anderen, in Ninive vorgefundenen langen Inschrift prahlt König Senecherib mit folgenden Großthaten: „In jenem Lande habe ich vierunddreißig große und eine Unzahl kleine Städte belagert und eingenommen; ich brannte sie zu Asche und ließ den Rauch ihres Brandes zum Himmel steigen, wie den Rauch eines einzigen Opfers." Eine Verschwörung aller südlichen Völker führte blutige Kämpfe herbei, deren letzter, den ein fürchterliches Gemetzel begleitete, dem Fürsten die Thore Babylons öffnete. „Auf dem Boden schwammen, wie in einem Strome, die Waffen und das Sattelzeug im Blute meiner Feinde, denn die Kriegswagen hatten ihre Leiber zerquetscht. Von den Toten machte ich Trophäen, den Lebenden schnitt ich die Hände ab. Die Stadt und ihre Tempel schlug ich nieder, von den Dächern bis zu den Grundmauern, und füllte den Kanal mit ihren Trümmern aus."

Vermutlich übertreibt der gute König. Wie groß auch seine Macht und Heldenhaftigkeit gewesen, so viel wird er

doch nicht geleiſtet haben. Aber wenn er dieſe Worte geäußert oder ſein ſchmeichelnder Biograph ihm dieſelben in den Mund gelegt, ſo zeigt dies, wie das zu aſſyriſchen Zeiten dem Volke zur Bewunderung vorgeſteckte Ideal beſchaffen war. Aber was ſoll uns die Thatſache zeigen, daß über zweitauſend Jahre ſpäter die Schüler europäiſcher Lehranſtalten dieſe Legenden noch auswendig lernen mußten? Wie wichtig und wie belehrend war es doch zu wiſſen, daß jener berühmte König Touklat-Adar II. hieß — ja nicht zu verwechſeln mit Touklat-Adar dem Erſten —; daß jener Aſſur-Nazir-Habal, der ſich aus Kadavern Kränze flocht, den Thron im Jahre 882 — nicht etwa 83 — beſtiegen hat, und daß jener Andere, der ſich mit Händeabſchneiden die Zeit vertrieb, den Namen Senecherib führte! Geſchah dies nur, um die Rohheit der alten Zeit vor Augen zu führen und ſie mit der ſanften Geſittung der Gegenwart zu vergleichen? Nein; denn die Detailmalerei des Grenels zog ſich durch die ganze Geſchichte fort, berichtete in gleich ſtolzem Prahlertone von den Dragonaden Ludwigs XIV. oder den Hekatomben eines Napoleon I.; und in dem Buche: „Vaterländiſche Geſchichte für die deutſche Jugend“ werden des Kaiſers Rothbart Thaten in folgendem Stile erzählt:

. . . „Jetzt ließ er die Leichname der Erſchlagenen und faules Aas in die Brunnen werfen — aber auch dies hielt den raſenden Durſt der Belagerten nicht zurück . . .“

. . . „Ausgemergelt, leichenhafte Gerippe, zogen die Beſiegten aus der Stadt, wie aus dem Grabe, hervor, und und wandten ſich nach Mailand. Ein Teil blieb in der Hauptkirche zurück, den Einzug des Königs zu erwarten. Dieſer ließ die Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen. Denen von Pavia ließ er die Fronde, die Türme und Mauern, die den Flammen widerſtanden hatten, zu brechen und zu zerſtören. Von dem Schutt Tortonas hinweg eilte der König im Triumph nach Pavia, der königlich geſinnten Stadt. Die Straßen waren mit Teppichen geſchmückt, weiß gekleidete Jungfrauen zogen dem König entgegen und ſtreuten Blumen;

die Schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Anzuge und Jubelhymnen singend, begrüßten den König als Triumphator. Die Krone auf dem Haupte, zeigte sich Friedrich am Jubilate-Sonntag in der Kirche des heiligen Michael dem Volke und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste."

Und ein paar Seiten weiter:

„Er riß vom mailändischen Gebiete ohne Scheu die Stadt Monza und zwei Grafschaften ab und belehnte damit einen seiner Feldobersten, Gozwin. Der kaiserliche Kanzler Reinald erklärte, die Hauptpunkte des vom Kaiser beschworenen Vertrages mit Mailand gelten nichts mehr, sie seien durch die nachherigen Beschlüsse des Tages von Roncaglia aufgehoben. Dem mit Mailand verbündeten und in den Vertrag mit eingeschlossenen Cremona schickte der Kaiser den Befehl, es solle selbst seine Mauern schleifen und die Graben ausfüllen . . . Nach immerwährendem Wechsel des Sieges auf beiden Seiten, nach schrecklichen Verlusten an Menschenleben im Lager hüben und drüben, ergab sich endlich Mailand zu Ende des März 1162, ausgehungert, der Gnade des Kaisers. Fest und kalt wie ein Fels blieb der Rothbart gegen alle Bitten. Mailand verschwand, wie der Kaiser geschworen hatte, vom Angesicht der Erde: monatelang zerstörten sie daran mit Flammen und Brecheisen . . ."

Und über das Ende dieses „großen" Herrschers sagt sein Biograph:

. . . „Die Erkältung in dem kalten Gewässer übergab ihn einem schnellen Tode. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen am 10. Juni 1190 im neunundsechzigsten Jahre seiner großen Laufbahn. Als sein Sohn, in dessen Hand die Hand des Sterbenden ruhte, fühlte, daß das Gehäus des gewaltigen Geistes kalt war, da erhob sich ein ungeheures Wehklagen um die große Heldentugend, die jetzt aus der Welt hinweggegangen. Vier Tage lang beklagten sie den größten unter den Fürsten der Erde."

Sie werden mir vielleicht einwenden, daß der Zweck der Belehrung das Mittel der Greuelberichte heilige. Aber Belehrung um jeden Preis war es ja nicht, was der Unterricht zu bieten verpflichtet war, denn gar Vieles, was ebenfalls geſchehen und auf die Nachwelt gekommen war, blieb der Jugend verſchwiegen, da man es für „bedenklich", „anſtößig", „unſittlich" erachtete und die reinen Gemüter mit derlei nicht vergiftet werden durften. Die Feſte der Venus in Griechenland, oder der Dienſt der chaldäiſchen Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit, waren ja auch hiſtoriſche Thatſachen und man hätte ſie in ihren Einzelheiten beſchreiben können — aber dagegen legte die Tugend der Keuſchheit ſtrenge Verwahrung ein. Jene Tugend aber, die heute unſer veredeltes Geſchlecht als ihre menſchlichſte Tugend hochhält, die ich nicht beim Namen nennen darf, weil die Sprache, auf die ich mich beſchränke, keinen Namen dafür hatte — eine Tugend, die über Grauſamkeit viel peinlicher errötet, als die damalige Keuſchheit über Unzucht, die ſogar in dem Worte „Grauſamkeit" etwas ebenſo Anſtößiges findet, wie jenen in dem Worte Unzucht lag — dieſe Tugend war damals noch nicht geboren. Unſere Ahnen aus dem neunzehnten Jahrhundert empfanden noch ebenſowenig Abſcheu vor „glorreicher" Menſchenſchinderei, als ihre um ein paar tauſend Jahre entrückten Vorfahren ſich vor dem ſchmackhaften Brauche der Menſchenfreſſerei entſetzten. Ausdrücke wie: „die ganze Bevölkerung über die Klinge ſpringen laſſen", „Städte einäſchern", „Länder verwüſten", reihen ſich in den Siegeschroniken der Eroberer wie die Perlen aneinander, und dieſe Perlendiademe waren es, mit welchen die Geſchichtsſchreiber jener Zeiten die Häupter ihrer Helden ſchmückten.

Weit mehr noch, als die Philoſophie, welche ſich einſt offen die „ancilla" der Theologie benannte, mußte die Geſchichte Magddienſte verrichten. Während alle anderen Disziplinen ihre Ketten ſchon abgeſchüttelt hatten und unter ihnen die Loſung galt: „die Wiſſenſchaft iſt frei," gab ſich die Geſchichte noch lange dazu her, ihrem Herrn, dem Staat, und ihrer Herrin, der Kirche, die Schleppe zu tragen: — ſie mußte dazu dienen,

Gesinnungen zu formen. Physik, Geographie, Astronomie u. dgl. können nur Erkenntnisse geben, während Geschichte je nach dem Ton ihres Vortrags sich dazu benützen läßt, sogenannte Grundsätze beizubringen. Wie viele Prozente Hydrogen und Oxygen im Wasser enthalten sind, wie die Bergspitzen der Cordilleren heißen, wie viele Meilen die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt, das mußte wohl in allen Schulen gleich gelehrt werden und beeinflußte auch nicht den Schüler in seiner Eigenschaft als zukünftigen Staatsbürger; aber die Ereignisse der Geschichte wurden an jedem Orte nach den dort herrschenden politischen und konfessionellen Gesichtspunkten — also an jedem Orte anders — erzählt und der eigentliche Zweck dieses Unterrichts war weniger die Kenntnis der mitgeteilten Thatsachen, als die Beibringung der mittels dieser Thatsachen begründeten Prinzipien. Loyalität, Vaterlandseifer, Gläubigkeit waren es in erster Linie, die da erlangt werden sollten; das objektive Wissen war hier nur Mittel, nicht Zweck. Und neben der Allwichtigkeit oder gar Heiligkeit des Zweckes kommt ja bekanntlich ein wenig Fälschung der Mittel nicht in Betracht. Da der Staat es übernommen hatte, die Kinder zu unterrichten, so benützte er die Gelegenheit, sie auch zu erziehen; natürlich suchte die absolutistische Regierung sich sklavisch gesinnte, die monarchische — loyal gesinnte, und die republikanische — demokratische Bürger heranzubilden. Da ein solches Resultat weder durch chemische Experimente, noch durch arithmetische Figuren, noch durch geographische Karten erlangt werden kann, so mußte die Geschichte dazu herhalten, den Beweis zu liefern, daß die wünschenswerteste, vielmehr die alleinberechtigte, Regierungsform diejenige des Absolutismus, beziehungsweise der konstitutionellen Monarchie oder der Republik sei. Ferner mußte mit Hilfe der historischen Studien der patriotische Stolz genährt, die Kriegslust geweckt und der Rassenhaß geschürt werden. Alles dies ließ sich durch eine geringe Verdeckung der Thatsachen und, wo dies nicht zulässig war, durch die verschiedene Beleuchtung derselben leicht erreichen. Dem Theologen bot kein anderer Gegenstand aus dem Schulprogramm Gelegenheit, seine in der Kate-

chismusstunde vorgebrachten Lehren zu veranschaulichen und so wurde an der Hand der Geschichte darzuthun versucht, daß der Gang der Ereignisse nur im Hinblick auf den Triumph der jeweilig vertretenen Konfession sich abgewickelt hat. Hier war ein ergiebiges Feld für die Hinweise auf das Walten der Vorsehung, für die immer bereite Erklärung der göttlichen Weisheitsabsichten; — die ganze Historie diente sozusagen als Schema für die Bewegungen des „Fingers Gottes". Dieser Finger wurde stets als damit beschäftigt dargestellt, alles so zu lenken, wie es zu den Zwecken und Ansichten des betreffenden Historiographen am besten paßte. So waren z. B. die Niederlagen im Kriege als Strafen geschickt, wenn sie den Feind, und als heilsame Prüfung, wenn sie den Freund trafen.

Ein sehr charakteristisches Muster geistlich-historischen Stils kann ich Ihnen in folgender Stelle einer mir vorliegenden alten Schrift bieten, betitelt „Weckstimmen" und Mai 1886 datirt: „Nach der Sündflut gründeten die Menschen die Stadt Babel und wollten einen Thurm bauen, dessen Spitze hoch zum Himmel emporrage, damit er, weithin sichtbar, als Mittelpunkt ihrer Einheit diene. Gott störte das freche Beginnen, verwirrte die Sprache des einen und einzigen Volkes, schied es in verschiedene Stämme nach den Söhnen Noahs und zwang sie, über die Erde sich auszubreiten. Diese Sprachverwirrung und Scheidung war zugleich ein Werk der göttlichen Vorsehung, damit die Menschheit nicht abermals durch Üppigkeit verfalle, oder durch Tyrannei sich aufreibe. In Völker getrennt, konnte sie sich erhalten und zur Kultur voranschreiten. Gerade die Verschiedenheit der Sprachen bewahrte den Völkern ihr nationales Leben, ihren Charakter und ihre Existenz. Mochte auch ein Volk im Laufe der Zeit zu Grunde gehen, so erhob sich wieder ein anderes zu außerordentlicher Größe, wie z. B. die alten Egypter, Assyrer, Griechen und Römer. Mögen auch ungläubige Menschen über die Sprachverwirrung zu Babel spötteln, die Weltgeschichte bestätigt die folgenschwere That der göttlichen Vorsehung."

In diesem Geiste wurde Geschichte in den Seminaren,

den Klosterschulen und — wenn auch minder grell — in den übrigen Schulen gelehrt. Wenn dieser Geist im Einklang gewesen wäre mit den Resultaten der anderweitig betriebenen Wissenschaften und mit dem allgemeinen Zeitbewußtsein, so wäre dagegen nichts einzuwenden und wir hätten einfach zu konstatieren, daß ein Jahrhundert, in welchem solche Schriften, wie die oben angeführte, ernsthaft genommen werden konnten, ein Jahrhundert der naivsten Unwissenheit war. Aber dem war nicht so. Die Ergebnisse, zu welchen die objektiv — nämlich ohne politische und konfessionelle Nebenzwecke — betriebenen Studien geführt hatten, waren ganz anderer Art. Da war man zu Ansichten und Einsichten gelangt, zu welchen die Geschichte — dort wo sie als „ancilla“ auftreten mußte — in direktem Widerspruche stand. Während durch die Naturwissenschaften die Überzeugung von dem Walten unabänderlicher Gesetze gewonnen worden, ward dort alle Augenblicke auf das Wunder göttlicher Einmischung gewiesen. Hier die Erkenntnis, das die Natur überall den kürzesten und „den Weg der geringsten Kraftanwendung“ einschlägt, dort die vermeintliche Aufdeckung von der Vorsehung „verschlungenen Wegen“. Hier die Einsicht, daß die schärfste Prüfung, das tausendfach wiederholte Experiment, die Erwägung aller Irrtumsmöglichkeiten notwendig ist, um zu einer festzustellenden Wahrheit zu gelangen, — dort die kritikloseste Annahme jeder von verdächtigen Zeugen erzählten und aus trüber Quelle überkommenen Märe. Hier die Erfahrung, daß die „unendlich Kleinen“, die Infusorien, es sind, welche alles aufbauen und alles zerstören, daß überall das unmeßbar langsam Wirkende, durch unabsehbare Zeiträume sich Vorbereitende die jeweilige Gestaltung herbeiführt, — dort immer das Plötzliche, das fertig vom Himmel Herabfallende — wie z. B. die babylonischen Sprachen — und die sogenannte „Große-Männer-Theorie“, welche die Schicksale aller Reiche und Völker von dem Genius einzelner Helden und Führer ableukt. Hier durch die Geologie gelieferte Beweise, daß die Existenz der Erde auf viele Hundert — vielleicht tausend — Jahrtausende sich beziffert, — dort die ruhige Behauptung, daß unser

Planet — und der ganze Himmel daneben — ungefähr sechstausend Jahre alt sei. Hier die astronomische Widerlegung des geozentrischen Irrtums, nämlich des Wahnes, daß die Erde den Mittelpunkt abgiebt, um welchen Sonne, Mond und Sterne kreisen, — dort, wenn auch nicht mehr in physikalischem, so doch in moralischem Sinne die geozentrische Anmaßung, welche die Geschichte der Erdbewohner von so ungeheurer Wichtigkeit erfüllt findet, daß ihr dieselbe den Ausdruck der „göttlichen Weltordnung" abgiebt. Hier sonnenbahnmessende Ausblicke in die schwindelnden Tiefen der Unendlichkeit, wonach die Erde als ein Atom, die Menschheit als ein Schwarm von Sekundengeschöpfen erscheint, und dort die kurzsichtige Beschränkung auf den eigenen engen Horizont und die lächerliche Überhebung, welche dem innerhalb dieses Kreischens sich abspielenden Mückentanz den Namen „Weltgeschichte" giebt.

Sie können, meine verehrten Zuhörer, wenn Sie über dieses Zurückbleiben der öffentlich vorgetragenen Geschichtswissenschaft nachdenken, hierin die Bestätigung einer allgemeinen Wahrheit finden. Es zeigt sich da wieder, daß jegliches Ding, welches zur Förderung eines außer ihm selber liegenden Zweckes benützt wird, in der eigenen Entfaltung gehemmt ist. So wie ein Baum, der in einem Spaliergang steht, seine Äste nicht nach allen Seiten strecken darf, wie sein natürliches Wachstum es ergäbe, sondern, der französischen Parkanlage dienend, die Zweige, aus welchen er sich sonst eine himmelanstrebende Krone gewölbt hatte, unter der Gartenscheere fallen lassen muß, ebenso muß eine Wissenschaft, die sich Staats- und Kirchenzwecken beugen soll, es dulden, daß die eigenen, ihrem Stamm entsprießenden Konsequenzen nach gegebenem Muster gestutzt werden.

Selbstverständlich führten die widerstreitenden Anschauungen, welche einerseits aus freigesammelten Kenntnissen und andererseits aus programmäßig absolviertem Schulunterricht hervorgingen, schließlich zum Kampfe. Eltern, die nach vollendeter Schulerziehung ihren Geist durch selbständiges Studium fortentwickelt hatten, mußte der wohlfeile, umfangreiche Unter-

richt, der ihren Kindern von staatswegen erteilt ward, nicht länger als Wohlthat erscheinen, sondern ihnen vielmehr das peinliche Gefühl einflößen, daß der Geist ihrer Sprößlinge verkrüppelt werde; daß ihnen die neuesten und stolzesten Errungenschaften der Vernunft hartnäckig vorenthalten bleiben und auf Kosten ihrer leiblichen Gesundheit ihr armes Hirn mit einem Übermaß von Wust und Kram gefüllt wird, welchen abzuschütteln und loszuwerden ihnen ebenso viele Mannesjahre verderben wird, als es ihnen Jugendjahre gekostet hat, ihn sich anzueignen. Vielleicht nicht ganz so grell — aber manche Eltern, die ihre Kinder zur Schule schickten, mußten fühlen, was etwa ein Astronom fühlen würde, dessen Sohn die Astrologie, oder ein Chemiker, dessen Sohn die Alchimie studierte. Das Grausamste an der Sache war, daß der öffentliche Unterricht eine Art Zwangsmaßregel vorstellte, da die meisten Laufbahnen nur jenseits der kaudinischen Pässe der Gymnasien und Universitäten lagen. Natürlich mußte die Sehnsucht nach Befreiung, oder mindestens nach Reform, sich regen, und in der Körperschaft der Lehrer selber erschollen die Rufe nach größerer Lehrfreiheit vielleicht am lautesten — doch zumeist vergebens. Langsam begann auch in den Mittelklassen das Bedürfnis nach einer, der neuen Weltanschauung angepaßteren Jugenderziehung sich fühlbar zu machen und äußerte sich in den Bestrebungen der sogenannten „freien Gemeinden"; — aber solche Bestrebungen gaben nur Anlaß zu dem Angstruf der Konservativen: „Man will uns die Kindheit verderben — man will sie entchristlichen, entsittlichen!" . . . und desto strenger verordneten die ministeriellen Erlasse, daß aus den Schulbibliotheken jedes Buch ausgemerzt werde, welches „in religiöser, sittlicher und patriotischer Hinsicht den geringsten Anstoß geben könnte". Dabei wurde dem Umstand wieder nicht im mindesten Rechnung getragen, daß die moralischen Anschauungen sich stetig entwickeln und umwandeln, daß daher der schulpolizeilich zu überwachende Tarif, nach welchem die ethischen Preise der Unterrichtsstoffe taxiert sind, unmöglich dem jeweiligen wirklichen Wert derselben entsprechen kann.

Was dem Bewußtſein einer Zeit als ſittlich gilt, erſcheint in einer ſpäteren als barbariſch; was in der einen das höchſte religiöſe Ideal vorſtellt, wird in einer nächſten als Wahnglaube verworfen. Da nun die Erkenntnis von der Wirklichkeit der Dinge, von deren urſächlichem und notwendigem Zuſammenhang — mit einem Worte: die Wiſſenſchaft — die einzige Quelle aller fortſchreitenden Geſittung und aller ſich Geltung ſchaffenden politiſchen und moraliſchen Syſteme iſt, ſo folgt, daß die Wiſſenſchaft ganz freigegeben werden muß, wenn man will, daß die junge Generation ungehindert vorwärtsſchreite, oder aber ganz gekuebelt, wenn das überkommene Syſtem in jeder Richtung aufrechterhalten werden ſoll. Das erſte Ideal war zu jener Zeit noch lange nicht erreicht, das zweite ſchon lange nicht mehr vorherrſchend. Alte und moderne Weltanſchauung — was man damals eben „modern" nannte und uns heute ſo primitiv erſcheint — lagen auf allen Gebieten im Kampfe, nirgends heftiger, als auf dem Gebiete der Erziehung, denn dieſe iſt es, welche über dasjenige entſcheidet, was jedem Einzelweſen wie jedem Gemeinweſen das wichtigſte Gut iſt: — der Beſtand in der Zukunft.

III.

Die Staatsformen.

Wenn die Menſchen, welche im neunzehnten Jahrhundert lebten, in das Mittelalter zurückblickten, wie ihnen dasſelbe durch die überkommenen Sagen und Chroniken, durch erhalten gebliebene Urkunden, Gebäude und Geräte erſchien, ſo machten ſie ſich von jener Zeit ein einheitliches Bild, welches die Einen mit Bewunderung, die Andern mit Abſcheu betrachteten, welches aber vermutlich weder hier noch dort der geweſenen Wirklichkeit in ihrer Kompliziertheit und Verſchiedenheit genau entſprach. Die auffälligſten Züge und jene, von welchen am meiſten berichtet worden war, bildeten eine gewiſſe, ſcharf ausgeprägte, in den Stein der Einbildungskraft gehauene Phyſiognomie, die ſchwerlich viel Porträtähnlichkeit mit dem lebenden Geſichte der vorgeſtellten Epoche beſaß. Es ſind nicht einmal immer die wichtigſten Eigenheiten einer Zeit, einer Sache, oder einer Perſon, deren ſich die launenhafte Poſaune des Rufs bemächtigt. Unter tauſend gleich bemerkenswerten Dingen wird zufällig das eine von Jemand bemerkt; hierdurch werden zahlreiche andere Leute, plötzlich aufmerkſam geworden, geneigt, das ſelbe zu bemerken, und ſo wird das Ding ſcheinbar hervorragend. Was hat ein ausgetretener Pfad, der quer über die Wieſe führt, in ſeiner Richtung vor den unzähligen anderen Linien voraus, die rechts und links daneben liegen? Iſt er etwa der kürzeſte Weg? Nein — denn er iſt nicht einmal gerade, ſondern geſchlängelt. Sein ganzer Vorzug beſteht darin, daß er einmal zufällig von

Jemand zum erſtenmal gegangen und von den hinterher Gehenden nachgetreten worden. Solche Pfade giebt es in der Geſchichte, in den Heldenbiographien, auch in den Kunſturteilen — ſo gut wie auf den Wieſen. Nicht nur, daß man auf allen Stegen hintereinander hermarſchiert, es wird auch auf allen Gebieten hintereinander hergeplappert. Die Leute holen ſich ihre Kenntniſſe über Zeiten und Länder nicht nach jenen Dingen, durch welche dieſelben am richtigſten und umfaſſendſten charakteriſiert werden, ſondern nach ſolchen, die ihnen am häufigſten durch Erzählungen, Bilder, Lieder, Redensarten u. ſ. w. vorgeführt worden ſind. Wer auf dieſe Art von einer Sache nur drei oder vier Merkmale erfahren hat, iſt geneigt, ſich daraus das ganze Bild zuſammenzuſtellen. So war — zu unſerm Ausgangspunkt zurückzukommen — das Mittelalter in den Augen der meiſten Neunzehnhunderter weiter nichts als ein Rittergedicht mit minnigholden Frauengeſtalten auf Burgerkern; mit ſtreitbaren Biſchöfen und gotiſchen Dombauten, Giebelfenſtern, fahrenden Schülern, dichtenden Schuſtern, Gretchentaſchen und Schlitzärmeln; oder aber — in einer anderen Ideenreihe — humpenleerende Raubritter, ächzende Frohnknechte, brennende Hexen, ſtraßendurchziehende Flagellanten und dörferverwüſtende Söldnerhorden. Je nach der Liebe oder der Abneigung zur „guten, alten“, oder zur „finſtern, grauen“ Zeit, nahm man die eine oder die andere Reihe deutlicher wahr: in keinem Falle aber konnte man ſich in die Geſamtheit der vergangenen Zuſtände hineindenken. Von entfernten Ländern gilt dasſelbe wie von entfernten Zeiten; überhaupt von Allem, was durch Unkenntnis dem Geiſt entrückt liegt. Ein Franzoſe, der ſich vorſtellte, daß man in Deutſchland nur von Sauerkraut und Vergißmeinnicht lebe; ein naturwiſſenſchaftlich Ungebildeter, der glaubte, daß der Darwinismus weiter nichts ſei, als die einzige, von einem engliſchen Sonderling willkürlich aufgeſtellte Hypotheſe „der Menſch ſtammt vom Affen ab“: — das waren alles Leute, die auf den breitgetretenen Pfaden einiger Schlagwörter wandelten, und dabei vermeinten, ſie hätten einen Begriff von dem Gebiete, das dieſer Pfad durchſchnitt.

Wovor ich Sie also warnen wollte, meine verehrten Zuhörer, ist dieses: verfallen wir nicht auch in solche allzu bündige und ungenaue Beurteilung des Maschinenalters. Es haben leider auch unter uns nur zu viele Gemeinplätze über dieses Thema Umlauf, und wir sind gewohnt, teils mit großer Verachtung auf die Verworrenheit der damals herrschenden Anschauungen, teils mit einem gewissen bewundernden Neid auf die Romantik und die bunte Pracht verschiedener, seither entschwundener Zustände zurückzublicken. Da ist z. B. das Leben der Höfe und die Herrlichkeit der sogenannten „oberen Zehntausend". Auch unter uns giebt es Leute — so wie Jene, wenn sie an das Mittelalter dachten — die von diesen Dingen als von den Attributen einer schönen alten Zeit schwärmen; und andere, welche den ihre Vorfahren entwürdigenden Druck der Klassenherrschaft nicht genug bejammern können.

Lassen Sie uns nunmehr die gesellschaftliche Ordnung jener Epoche mit aller Ruhe und ohne Voreingenommenheit untersuchen, dabei allen unter uns kursierenden „breitgetretenen" Urteilen ausweichen und immer nur bemüht sein, wie es das Programm dieser Vorlesungen erheischt, die geschilderte Zeit in ihrem eigenen Geiste zu erfassen, gestützt auf die Vergleichung der uns überkommenen, einander oft widersprechenden Aktenstücke. Denn auch in sozialen Dingen herrschte damals nichts weniger als ein einheitliches System, oder einheitliche Anschauung. Dieses Gebiet war sogar dasjenige, auf dem der Drang nach Umwälzung am gefährlichsten gährte.

Wir wissen nun, daß sich die Umwälzung vollzogen hat; wissen aber auch, daß es nicht nach den Programmen derjenigen geschehen ist, welche damals — sei es als Schriftsteller, als Volkstribunen oder als Dynamitarden — die Welt verbessern wollten. Der sogenannte Nihilismus, eine Giftblüte jener Zeit, strebte diese Verbesserung durch — Vernichtung an. Darüber im Unklaren, *wie* gerechtere und glücklichere Zustände für die Zukunft geschaffen werden sollten, sah er die nächstliegende Aufgabe darin, alles Bestehende — somit auch die gehäuften bestehenden Schäden — wegzufegen. Die Nihilisten nannten das:

tabula rasa machen. Nach dem Prinzip der großen Naturkataklysmen, welche alle Tiere und Pflanzen einer Periode vernichteten, um einer neuen Schöpfung Raum zu geben, wollten jene als eine Art Sintflut — zugleich ein rächendes Strafgericht — über die verderbten und hinfälligen ſozialen Gebilde hinwegtoſen, welche dann einer ganz anderen verjüngten und verſchönten Welt Platz machen ſollten . . . Aber ſo wie die Lehre von den plötzlichen Erdumwälzungen und Neuſchöpfungen auf Unkenntnis beruhte, ſo war auch das analoge Nihiliſtenideal irrig und — wie alles Irrige — ſchädlich. Die Wahrheit iſt, daß langſame und beſtändige Umänderungen es ſind, welche in den Formationen der Erde, ſowohl als in den Formationen der Staaten, im Lauf der Zeit ſolche gewaltige Verſchiedenheit hervorbringen, daß es dem ſpäteren Beobachter ſcheinen will, als müſſe notwendigerweiſe zwiſchen zwei Perioden eine Kataſtrophe ſtattgefunden haben, während in Wirklichkeit die Fortbildung aus dem Kleinen zum Großen, dem Einfachen zum Komplizierten, dem Vereinzelten zum Ausgebreiteten, niemals unterbrochen, der Faden der Kontinuität niemals zerriſſen worden iſt. Die verſchiedenen örtlichen kleinen Revolutiönchen, als da ſind: Überſchwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdklüftungen, vermögen dem Gang der Erdgeſchichte ebenſowenig Einhalt zu thun, als ein Aufruhr da, ein Thronſturz hier, ein Feindesüberfall dort den Entwicklungsgang der Kultur abſchneiden konnte. Auf einem kleinen Gebiete hemmen oder beſchlennigen, das iſt alles, was die kleinen Aufſtände allenfalls zu Stande bringen. Der geologiſchen Wiſſenſchaft war es gelungen — ſchon zur Zeit, von der ich ſpreche — in den Schichtungen der Geſteine, in der Aufeinanderfolge der darin gefundenen Petrefacten, die ununterbrochene Reihe der Umbildungen zu konſtatieren; auch die von modernem Geiſt erfüllten Hiſtoriker wußten in der Aufeinanderfolge der Kulturzuſtände ſolche ununterbrochene Reihen wahrzunehmen; auch dieſe ſahen, daß die Ereigniſſe, ſo gewaltig und umſtürzend ſie in kleinem Umkreiſe erſcheinen mochten, niemals den Entwicklungsgang der menſchlichen Geſellſchaft zum Stillſtand zu bringen vermochten; nie-

mals eine plötzliche Vertilgung alles Alten, eine „reine Tafel" für die Neuschöpfung ganz verschiedener Typen erreichen konnten. Viel, viel leichter und klarer sogar in der Menschheitsgeschichte als in der Erdgeschichte läßt sich diese Ununterbrochenheit erkennen; da ja die erste nur wenige Jahrtausende zurückreicht, während die zweite viele Jahrmillionen alt sein mag. Dennoch mußte die Naturerkenntnis erst vorangehen, bis deren Methode auch auf die Erkenntnis der Geschichtserscheinungen angewendet werden konnte. Damals jedoch war noch auf keinem der beiden Gebiete die richtige Auffassung in den Volksgeist gedrungen, und so konnte jenes grauenvolle Phantom — das anarchistische Nihilistenprogramm — in den Köpfen entstehen; so konnte auch — um diesem Schreckgebilde zu wehren — das nicht minder grauenvolle Phantom des rückschrittlichen Absolutismus sich erheben; beide in der blinden Verkennung des die ganze Welt beherrschenden Gesetzes der stetigen und allmäligen Entfaltung.

Hieran sehen Sie es wieder einmal bestätigt, daß nur die Anbequemung an die in ihrer nimmerwankenden Ordnung erkannte Natur dem Menschen zur wohlthätigen Lenkung seiner Geschicke verhelfen kann. Auch wissen wir heute, daß die Abschaffung sozialer Übelstände, die Förderung des gesellschaftlichen Wohles, kurz alle sozialen Fortschritte, welche seit jener Zeit erreicht worden sind, nicht dem sogenannten Sozialismus — der ein politisches **System** war —, sondern der Soziologie — die eine politische Wissenschaft ist — ihre Verwirklichung verdanken. Damals jedoch, da der Sozialismus unter dem Namen Sozialdemokratie, Kommunismus u. s. w. schon in vielen tausend Köpfen schwirrte und, in Bündnissen, Vereinen, Verschwörungen, Flugschriften über ganz Europa verbreitet, einem unterirdischen Grollen glich, das ein nahes Erdbeben verkündete, und an einzelnen Stellen auch schon in Gestalt von Strikes und Arbeiteraufständen mit Straßenkampf und Mordbrennerscheinungen eruptiv hervorbrach; wo der Sozialismus also mit seinen mitunter unausführbaren Postulaten, seinen unklaren, ungestümen Vorstellungen die eine Hälfte der Welt in geplanten Aufruhr, die andere Hälfte in ängstlichen, durch

Ausnahmegeſetze gewappneten Notwehrſtand verſetzte; da war die Soziologie — die Wiſſenſchaft, welche beſtimmt war, das Unklare zu klären, das Ungeſtüme zu beſeitigen, unausführbare Wünſche durch naturgemäß erreichbare Ziele zu erſetzen — erſt in ihren erſten Anfängen, und nur von einer geringen Anzahl von Geiſtern überhaupt als eine zu erlangende Wiſſenſchaft anerkannt. Ich behalte mir vor, Ihnen ſpäter noch des weiteren auszuführen. auf welcher Stufe des Aufkeimens die ſeither ſo mächtig emporgeblühte, zur Grundlage aller unſerer ſtaatlichen Einrichtungen gewordene Kunde ſich damals befand, und wie ſich dieſelbe zum Sozialismus verhält, deſſen gerechtfertigte Ziele ſie erlangen half, während ſie deſſen Gefahren abgewendet hat. Vorerſt wollen wir Umſchau unter den übrigen geſellſchaftlichen Zuſtänden halten; denn es wäre einſeitig, die ſozialiſtiſche Bewegung, weil ſie die folgenſchwerſte war, als das auffälligſte und bezeichnendſte Merkmal jener Zeit zu betrachten.

Ich habe mich vorhin wohl nicht richtig ausgedrückt, als ich die damalige Geſellſchaft in zwei Hälften ſchied — eine, die den Aufruhr plante, die andere, die ihn fürchtete —; es gab noch dichtere Maſſen Solcher, die — gar nicht daran dachten. Die Gattung derer, „die nicht daran denken", iſt überhaupt auf allen Gebieten ſtets die zahlreichſte, und aus ihrer Mitte werden die gewiſſen Ballgäſte rekrutiert, welche „auf einem Vulkan zu tanzen" pflegen. Auch unter Jenen, welche an eine Sache denken, welche dieſelbe planen oder fürchten, giebt es noch Abſtufungen: der Plan iſt nur ein mehr oder minder ſchwaches thatenloſes Bewußtſein, daß bei Gelegenheit — wenn die Anderen anfangen — etwas zu unternehmen ſein wird; und die Furcht iſt auch nur ein öfter oder ſeltener mahnendes Erinnern, daß irgendwie — in weiter Ferne — etwas im Anzug ſei; ein Erinnern, das ſich ſchließlich mit der bekannten Phraſe abſchütteln läßt: „Nach uns die Sintflut!"

Nehmen wir einmal eine Karte der alten Welt — was wir alte Welt nennen — zur Hand und laſſen wir die verſchiedenen Länder und Ländchen Europas und ihre Regierungs-

formen Revue passieren. Da giebt es ein autokratisches Reich; verschiedene mehr oder weniger konstitutionelle Monarchien und zwei Republiken. Diejenige Form, unter welcher wir zusammengehalten sind, und die ich, meinem Programm getreu, hier nicht nennen darf, war noch nirgends vertreten.

Trotz des großen Abstandes, der zwischen den obengenannten Staatssystemen im Prinzip enthalten ist, war der Unterschied in den öffentlichen Lebens- und Denkweisen der europäischen Länder doch kein so greller, als man meinen sollte. Derselbe Geist — der Zeitgeist nämlich —, der das ganze Gebiet durchstrich, glich die Gegensätze der Formen aus. Um diesem Geiste die nötigen Konzessionen zu machen, herrschte der Autokrat nicht despotisch und der Präsident der Republik regierte einigermaßen monarchisch. Zudem waren die Unterthanen aller Länder in politische Parteien geteilt, und bei genauer statistischer Untersuchung hätte sich vielleicht herausgestellt, daß verhältnismäßig im Zarenreiche gerade so viele republikanisch Denkende lebten, als es in der französischen Republik legitimistisch Gesinnte gab. So bestand über der Verschiedenheit der Systeme eine gewisse Einheitlichkeit der Anschauung, welche die Summe der vermischten Für- und Widermeinungen war. Das Überkommene, Altgewohnte, Angeerbte wirkte noch mächtig in den Geistern fort und erzeugte in allen Ländern — auch den republikanischen — die Ehrerbietung vor dem Gottesgnadentum und vor aller Tradition; das Neuauftauchende, nach Entfaltung und Besserung sich Sehnende drang aber ebenso mächtig in die Geister ein und erzeugte in allen Ländern — auch den autokratischen — die Begeisterung für Fortschritt und für Freiheit. Diese beiden Richtungen sehen wir nun in jener Zeit einander bekämpfen, neutralisieren und gegenseitig durchdringen. Die eine borgt von der anderen ihre Ideale, um die Feindin zu besänftigen, oder um den Unentschiedenen zu zeigen, daß sie eben so Gutes zu bieten habe wie jene. Der Autokrat giebt Freiheiten und verspricht den Fortschritt zu fördern; der Präsident der Republik umgiebt sich mit dem Nimbus der Gewalt und verspricht, an den Heiligtümern der Überlieferung nicht zu

rütteln. Die Extreme auf beiden Seiten — nämlich Tyrannei und Anarchie — werden als Schreckbilder aufgeführt, wenn eine Partei die andere herabzuſetzen ſucht; die Republikaner warnen vor den Greueln des Cäſarenwahnſinns und die Monarchiſten warnen vor dem Wüten des ungezähmten Haufens, das ja, wie die Geſchichte ſchon gezeigt, auch in Demagogenwahnſinn ausbrechen kann. Das Wort „ungezähmt" oder „ungebändigt", als Umſchreibung für „frei" — ein von der rückſchrittlichen Partei ſehr häufig angewendetes Wort — enthält allerdings etwas Furchterregendes und wenn es ſich um etwas Wildes handelt, z. B. um wütende Wölfe oder blutdürſtige Tiger, auch berechtigte Furcht erregend. Darum war den Volksmaſſen gegenüber die Zähmungs- und Bändigungsmethode ſo lange die beſſere, als dieſe Maſſen wirklich „roh und wild" waren, eine Bezeichnung, welche in den Anfängen der Kultur den zuſammengerotteten Menſchenhorden allerdings zukam. Da war das Zuſammenhalten überhaupt nur durch das Gefühl der abergläubiſchen Furcht vor der Macht des Häuptlings ermöglicht, und in dieſer Macht allein konnte der Einzelne vor den Gewaltthaten ſeines Nebenwilden Schutz ſuchen; aber ſo wie die Geſittung vorauſchritt, ſchritt in gleichem Maße die Berechtigung auf Freiheit vor. Wer es gelernt hat, ſeinen Weg ſelber zu gehen, ohne zu ſtraucheln, ohne nach rechts und links die Nebengehenden zu ſtoßen und zu verletzen, der braucht die ſtraffe Lenkung nicht mehr. Aber was nimmermehr mit der Befähigung, ſich ſelber zu lenken, gleichen Schritt hielt, das war das Lockern der Zügel. Die Zügelhälter ließen ſich hiezu nur ſehr widerſtrebend herbei und pflegten, bei den erſten Verſuchen des Losreißens, nur deſto feſter anzuziehen und die Peitſche zu gebrauchen . . .

„Frei" — das Wort ſelber, heute unter uns ſo ſelbſtverſtändlich, mit „lebend" beinahe gleichbedeutend, damals hatte es einen gar merkwürdigen Doppelklang. Die Einen ſchrieben es als Loſung auf hochgeſchwungene Banner und ſahen darin ein ſtolzes Ideal, für das geſchwärmt, gedichtet und gefochten wurde; Andere wieder — die von der Zügel-

führungspartei nämlich — faßten es immer nur in dem Sinne von zügellos, das heißt so viel als gefährlich und schlecht, auf. Auf die verschiedenen Dinge angewendet, welche sich nach und nach der Fesselung entwunden haben, durchlief das Wort stets eine Skala von Bedeutungen, mit Schimpf beginnend, mit Ruhm endend. Der Name „Freidenker" klang zu Anfang gleichbedeutend mit Frevler; bei dem Wort „freie Liebe" verhüllte wohl noch das ganze damalige Europa errötend sein Antlitz. Viele gab es, die den Begriff „frei" auf dem einen Gebiet im rühmlichen, auf dem anderen jedoch im schimpflichen Sinne empfanden; die sich z. B. der Preßfreiheit freuten und den Freihandel verpönten; die sich von der Autorität der Kirche frei, aber derjenigen des Thrones unterthan erklärten — oder umgekehrt; die das Wort Emanzipation — Befreiung — mit Bezug auf die Sklaverei mit Beifall, mit Bezug auf die Frauenfrage mit Tadel gebrauchten; das Eigenschaftswort „liberal", das sich die Einen brüstend beilegten, galt in den Augen der politisch entgegengesetzten, nämlich klerikalen Partei, als ein höchst verdächtigendes Epitheton. Kurz, ein Jeder hatte für den Begriff Freiheit in Verbindung mit den gesellschaftlichen Zuständen, je nachdem er die letzteren verändert oder erhalten wünschte, die eine oder die andere Auffassung bereit. Nur eine ganz kleine Gruppe von Leuten gab es, welche „Freiheit" in jeder Richtung erreicht sehen wollten, diese wurden die Radikalen genannt und mit diesem Namen allein stellte sich bei den Meisten schon die Vorstellung von gemeingefährlichen, niedrigen Gesellen ein. Im Ganzen war es immer eine vornehmere, bequemere und tugendhafter erscheinende Sache, wenn man für die Fesseln, als wenn man für das Abschütteln derselben einstand. Denn als höchste Tugend galt seit jeher die Unterwerfung unter die jeweilig als höchste anerkannte Macht und die Widersetzung gegen die letztere ward überall am schwersten gestraft. Der Verrat an einem Freund hieß nur Verrat, der Verrat an einem Tyrannen war aber Hochverrat; der Raub an eines armen Nachbars Gut hieß nur Diebstahl, der Diebstahl eines Kirchengerätes war Sakrileginm. Indem ein

neues Gebot in Kraft tritt — so ungerecht, so unsinnig, so ruchlos dieses auch sei — wird gleichzeitig eine neue Tugend und ein neues Verbrechen ins Leben gerufen, nämlich die diesem Gebote erwiesene Achtung und der ihm gesetzte Widerstand. So kommt es, daß die Verteidiger bestehender Satzungen — auch wenn diese ein drückendes Joch darstellen — eine schönere und sanftere Rolle haben, voll süßer Tiraden und elegant ruhigen Geberdespiels, während die Anderen, die da an dem Joche schütteln, um sich und ihre Mitmenschen davon zu befreien, die sich bäumen und mit schmerzlichem Schluchzen um ihr Recht schreien, dagegen sehr nachteilig abstechen. In folgender Stelle eines unserer alten Klassiker (Victor Hugo „Les misérables") findet sich dieser Kontrast sehr schön ausgedrückt:

„. . . heulend, zerfetzt, mit gehobenen Knütteln, was wollen sie (die Revolutionslegionen) erlangen? Sie wollen das Ende der Unterdrückungen, das Ende des Schwertes, den Frieden für Alle, die Vernunft für Alle, die Edenisation der Welt . . . Und gegenüber diesen Männern — diesen grimmigen, ich gebe es zu — giebt es Andere — lächelnde, gestickte, bebänderte, vergoldete, besternte Andere in gelben Handschuhen, seidenen Strümpfen und lackierten Schuhen, die an sammtenen Tischen neben Marmorkaminen sitzen und sanft darauf bestehen, daß die Vergangenheit aufrecht erhalten werde, das Mittelalter und das Gottesgnadenthum, der Fanatismus, die Unwissenheit. die Sklaverei, die Todesstrafe, der Krieg . . . Mit leiser Stimme und ausgesuchter Höflichkeit glorifizieren sie den Säbel, den Scheiterhaufen und das Blutgerüst. Was uns anbelangt, wenn wir die Wahl hätten zwischen den Barbaren der Zivilisation und den Zivilisierten der Barbarei, so würden wir für die ersteren entscheiden. Doch zum Glück: eine andere Wahl bleibt uns offen: Kein Sprung — kopfüber — ist da nötig — weder nach vor- noch nach rückwärts. Weder Despotismus noch Terrorismus. Wir wollen den Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn."

Dieses „wir wollen", welches damals schon von den Dichtern

und Denkern gesprochen wurde, war leider noch nicht im Munde derjenigen, die den Gang der Dinge wirklich lenkten. Diese, welche einerseits die hinreißende Macht hatten, das Volk zum Aufruhr zu erheben, oder andererseits die effektive Gewalt besaßen, den Aufruhr niederzuhalten, die besaßen noch nicht die Kenntnis von den richtigen Mitteln, durch welche der „Fortschritt in sanft aufsteigender Bahn" zu erreichen ist, und die Einen stürmten wild nach unerreichbaren Zielen, die Anderen warfen die Stürmer jäh in die Bande der Reaktion zurück.

Wenn die Welt trotzdem fortgeschritten ist, so geschah dies in Folge von außerhalb der menschlichen Willenslenkung wirkenden Ursachen. Die Natur ging ihre Wege, langsamen, unaufhaltsamen Schrittes, wie sie es schon seit vielen Tausenden von Jahren gethan, ehe der Mensch es erlernte, ihr — in Befolgung ihrer eigenen Gesetze — die Wege zu weisen und zu ebnen und ihren Schritten die gewollte Richtung zu geben.

Zwar waren dazumal gar viele Leute, die sich Politiker nannten, damit beschäftigt, Systeme aufzustellen, nach welchen ihrer Meinung nach die beste Staatsform zu erreichen, beziehungsweise zu konservieren sei; aber da es nicht die unumstößlichen, wissenschaftlich erkannten Thatsachen waren, auf welchen diese Systeme fußten, sondern persönliche Ansichten, eingewurzelte Gefühle, Wünsche und Leidenschaften, so hatten die Maßnahmen jener Politiker wohl Folgen — denn jede Ursache bringt Wirkungen hervor —, aber nicht die von ihren Urhebern bezweckten Folgen. Mit den Kräften des Dampfes, der Elektrizität u. s. w. wußten die Menschen des Maschinenzeitalters schon gar wohl umzugehen und erreichten damit auch die vorgesteckten Ziele; aber die Kräfte des Volkswillens, die Eigenschaften des vorhandenen Volkscharakters verstand man noch nicht zu berechnen, daher auch nicht handzuhaben.

Wenn Sie mich nun fragen, was aus diesem Widerstreit der Meinungen als vorwiegender Zustand hervortrat, ob der monarchisch-aristokratische, oder der republikanisch-demokratische, so wird die Antwort lauten: als Zustand herrschte entschieden

das erstgenannte, als Richtung das letztgenannte Prinzip. Es war hier auch, wie in allem übrigen, „Herbstlaub im April".

Sehen wir uns einmal in den Staaten des alten Europa um. Da war, um im Osten zu beginnen, das große Russenreich, über welchem das „Väterchen" Zar selbstherrschend sein Szepter, um nicht zu sagen seine Knute, schwang. Daß hier die Aprilknospen in Gestalt von Dynamitbomben sprangen, war ein trauriges Zeichen der Zeit; aber desto herbstlicher raschelte es nachher von panslavistischen Kundgebungen, Judenausweisungen und Nihilistenprozessen, bei welchen eine verdächtigende Anzeige genügte, um ohne weitere Umstände ganze Züge von Verbannten nach Sibirien zu schaffen. — Da war das deutsche Land, erst seit kurzem geeinigt, das in einem förmlichen Jubelrausch dem Begriffe „Kaiser und Reich" huldigte; da war Oesterreich, ein Konglomerat von miteinander fortwährend hadernden Nationalitäten, die nur das Eine Band — die dem Monarchen geweihte Treue — zusammenhielt; da war Italien, Spanien, Belgien, Großbritannien — doch wozu alle die Königreiche hernennen? Sie sind in der Geschichte genug bewandert, um zu wissen, daß das damalige Europa fast durchgängig monarchisch regiert wurde; daß nicht nur die alten Königreiche sich erhalten, sondern auch noch, in den östlichen Donauländern, neue, zu späterer Macht bestimmte, sich gebildet hatten, und daß die einzigen Republiken die Schweiz und — seit kurzem — Frankreich waren. Wie viele in dem letztgenannten Lande noch danach schmachteten, wieder einem legitimen König oder einem Nachfolger des „großen" Napoleon gehorchen zu dürfen, das wissen Sie auch. Die Wiederherstellung alter, überwundener Zustände wurde von einer ebenso großen Anzahl von Gottesgnadentum-Fanatikern angestrebt, als von anderer Seite die Herbeischaffung einer neuen Fortschrittsära, in welcher alle Wurzeln der Vergangenheit ausgerottet wären, erzwungen werden wollte. Beides gleich unmögliche Dinge. Das historisch Gewordene hat zwar nicht, wie die Vergangenheitsanbeter behaupteten, ein Recht auf ewigen Be-

ſtand; es hat aber in vielen Teilen noch das Recht, ja die Notwendigkeit, ſo lange vorhanden zu ſein, als es die Verkörperung noch vorhandener Ideen abgiebt. Es kann nicht plötzlich weggeblaſen werden; es braucht, auch wenn es dem Untergang geweiht iſt, beinahe ebenſo lange Zeit, um abzuſterben, als es Zeit gebraucht hat, um ſich zu entwickeln. Das Argument „Es iſt immer ſo geweſen", welches von Konſervativen ſo gern gebraucht wurde, um zu beweiſen, daß es immer ſo bleiben müſſe, war, auf ſoziale Zuſtände angewendet, falſch; aber ebenſo falſch war das beliebte „Es muß ganz anders werden" der Gegner, wenn ſie dasſelbe gleich verwirklicht ſehen wollten. Das iſt, als ſtritten zwei zwölfjährige Knaben miteinander, der eine um das Recht, immer zu bleiben, was er ſeit jeher war: ein Kind; der andere, morgen ſchon das zu ſein, was er zu werden hofft: ein Mann.

Hiſtoriſch geworden und bis zu den erſten Anfängen des Menſchengedenkens zurückgreifend, ſo ſtand das monarchiſche Prinzip freilich da. Die Verteidiger desſelben konnten mit Fug und Recht ſagen: „So iſt es immer geweſen. Die Menſchen haben immer Führer gebraucht, immer eine Macht, vor der ſie ſich beugen mußten; ſchon unter den Wilden hat ſich immer ein Häuptling gefunden und nur unter dieſer Bedingung hielt ein Stamm oder ein Volk zuſammen." Wie kurz dieſes „immer" war, wie es in die Kinderzeit der damals noch ſo jungen Menſchengeſchichte zurückgriff und daher keinen Beweisgrund enthielt, daß eine reifere Zukunft nach demſelben Muſter verlaufen müſſe, davon machte man ſich im allgemeinen noch keine Vorſtellung. Dieſes Zurückverweiſen auf die Zuſtände der wilden und der patriarchaliſchen Zeiten, welches ſo gerne angewendet wurde, um die Ehrwürdigkeit oder naturgebotene Notwendigkeit einer Inſtitution oder Idee zu begründen, uns dient es nicht mehr als ein Beleg von der Unerſchütterlichkeit einer Sache und, ſtatt es zu ſtärken, ſchwächt es vielmehr unſer Vertrauen in deren Zukunft. Nur für Solche, die ſich alle Dinge der Welt als ſtabil, als fertig aus Schöpferhand hervorgegangen vorſtellen, hat das Argument des „Es iſt immer

ſo geweſen" einen bürgſchaftleiſtenden Wert; für Solche aber, die den Entwicklungs- und Umwandlungsbegriff zur Grundlage ihres Denkens gemacht haben, beweist die weitzurückreichende Filiation eines Dinges nur, daß dasſelbe ein Reſt von Formen iſt, welche, wie alle Formen, verſchwinden müſſen, um neuen Gebilden Platz zu machen. Für die Stabilitätsanhänger erſchien es demnach als eine ſichere Begründung des monarchiſchen oder des religiöſen Prinzips, daß ſie es von allem Anfang her bei den erſten und gegenwärtig noch bei den wilden Menſchen — in der Häuptlingsmacht und in der Götzenanbetung — bethätigt finden konnten; die ſo weit zurückverfolgten Prinzipien galten ihnen als Merkmale, ſozuſagen als Beſtandteile des Typus „Menſch", und damit war bewieſen, daß die Menſchheit auch in Zukunft dasjenige beibehalten ſolle und werde, was als zu ihrer Weſenheit gehörend erkannt worden. Die Transmutationsanhänger hingegen wußten, daß es überhaupt keine an unveränderliche Grundzüge gebundene Typen giebt. Auch ſie ſahen deutlich, daß die meiſten gegenwärtigen Merkmale einer gewiſſen Spezies bis in graue Vorzeiten zurückreichen; aber ſie blieben in dieſer Zurückverfolgung nicht bei einer gewiſſen Epoche ſtehen, in welcher dieſe Spezies als fertig erſchaffen vermutlich zum erſtenmale aufgetreten wäre . . . Sie verfolgten den Faden noch weiter und erkannten, daß auch dieſe Grundmerkmale von einem vorigen Zuſtand überkommen ſeien, dem der betreffende Typus noch nicht angehörte. Hier zum Beiſpiel blickten ſie weiter zurück, als diejenigen, welche die Unterwerfung unter einen Führer ſchon als ein Prinzip der erſten Nomadenmenſchen erkannten, und fanden dieſes ſelbe Prinzip ſchon im Heerdeinſtinkt zuſammengerotteter Tiergeſellſchaften ausgedrückt. Sie folgerten, daß das Merkmal alſo noch älter ſei, als die Spezies; daß es daher nicht eine mit letzterer zugleich erſchaffene und dieſelbe für alle Zukunft bedingende Begleiterſcheinung darſtellt. Merkmale werden von einer Gattung in die andere hinübergenommen, oder es werden die alten abgeſtreift und neue erworben. Wenn einmal die erſteren ganz verſchwunden und die letzteren ganz

deutlich hervorgetreten sind, so meint wohl der Stabilitätsgläubige, daß ihm zwei ganz verschiedene Typen gegenüberstehen, und nur der Transmutationsgläubige kann noch die ununterbrochene Abstufungslinie zwischen beiden verfolgen. In den meisten der damals schon leise schwankenden, aber noch stehenden Einrichtungen war die Filiation bis zur „Wildheit" noch sehr deutlich nachweisbar. Nirgends deutlicher, als in den beiden, einander unterstützenden Prinzipien des Königtums und Priestertums — in der Unterwerfung des zitternden Sklaven und der zitternden Vernunft. Letztere Erscheinung wollen wir jetzt beiseite lassen — sie soll den Gegenstand einer nächstfolgenden Vorlesung abgeben —; unsere heutige Betrachtung gilt den politischen Aspekten des europäischen Maschinenalters, also bleiben wir bei dem Königtum und dessen gerader Abstammung von dem Häuptlingtum der wilden Stämme.

Von der Autorität eines Negerkönigs, auf dessen Wink jeder Unterthan bereit war, ohne Murren zu sterben, und bei dessen Bestattung Tausende von Sklaven hingerichtet werden mußten, bis zu dem Ansehen eines konstitutionellen Monarchen, dem nur *Ein* über das Gesetz erhobenes Recht vorbehalten geblieben — das Recht, zum Tode Verurteilte zu *begnadigen* — ist eine ununterbrochene Reihe, aber welche Abstufungen in dieser Reihe! Welche absteigende Skala! Zuerst nur mit der Stirn im Staube, später mit gebeugtem Knie, schließlich nur mit gelüftetem Hute anzureden; — zuerst hinter unnahbaren Palastmauern verborgen, dann nur unter dem Thronhimmel sichtbar, umgeben von einem Chor von Hofschranzen, später jedem Audienzbegehrenden zugänglich, auf Bürgerbällen sich zeigend, das Wachenheer nur mehr durch einen Flügeladjutanten vorgestellt; zuerst ein Halbgott, dann unumschränkter Gebieter über Gut und Leben seiner Unterthanen, endlich eine im Hintergrund des Konstitutionalismus aufgestellte Dekorativfigur: so sehen wir die Königlichkeit durch die Geschichte herabsteigen. Die der ursprünglichen Macht geweihte Ehrfurcht sehen wir zwar auch abnehmen, aber nicht in dem gleichen Maße als die Macht abgenommen hat. Und

noch langſamer, als die wirklich gezollte Ehrfurcht, ſehen wir deren äußere Formen ſchwinden. Symbole leben immer länger als das Symboliſierte. Das Szepter, welches die über das ganze Land geſchwungene Zuchtrute darſtellt; der Reichsapfel, der die Herrſchaft über die Erdkugel bedeutet, gehörten immer noch zu den Inſignien der kleinſten Monarchie und der Titel „Majeſtät", welcher den Superlativ aller Größe und Erhabenheit ausdrückt, war eine allen Königen, auch den depoſſedierten, zukommende Anſprache — und „allergnädigſt", „allerhuldreichſt" war alles, was ſie thaten, will ſagen: was ſie zu thun geruhten.

Daß die königliche Macht und die damit verbundene Glorie in der Abnahme begriffen war, faßten die Einen als ein Zeichen auf, daß dieſelbe gänzlich zu ſchwinden beſtimmt ſei, und veranlaßte die Anderen, über das Schlechterwerden der Zeiten zu klagen und doppelte Anſtrengungen zu machen, das Prinzip der Monarchie aufrechtzuerhalten, mit doppelter Beſtimmtheit zu erklären, daß es in der Zukunft ſiegen werde. — Sie haben wohl ſchon bemerkt, daß die Zukunft immer das Feld war, welches die Leute für ihre Lieblingstheorien in Beſchlag nahmen. Daß ſie ſich nach und nach über die ganze Welt verbreiten werde, war die zuverſichtliche Hoffnung jeder Anſchauung — ob politiſcher oder religiöſer Richtung — und die bloße Hindeutung auf die Möglichkeit, daß ein Beſtehendes einmal aufhören könne, war dieſem Beſtehenden gegenüber Läſterung und Hochverrat. Erſt wir, die wir auf naturwiſſenſchaftlichem Standpunkte ſtehen, haben gelernt, für die Zukunft nur dasjenige vorauszuſagen, was ſich nach dem erkannten Lauf der Naturgeſetze berechnen läßt, und wenn wir einer unſerer jetzigen Inſtitutionen eine Wandlung oder auch das Ende prophezeien, wird dies ebenſo leidenſchaftslos vorgebracht und hingenommen, wie dazumal die Vorherſage einer Sonnenfinſterniß, oder die jedem lebenden Organismus geſtellte Prognoſe ſeines körperlichen Todes. Zu jener Zeit aber waren die Unſterblichkeitsanſprüche, ſowohl der einzelnen Seelen als der herrſchenden Einrichtungen, geheiligter Grund. Wehe, wer zu

einem Throne oder zu einem Altar zu sagen wagte: „Du mußt einst fallen“ — der wurde geschmäht und bestraft, als hätte er selber zu dem fällenden Schlage die Axt erhoben.

Freilich, ganz konnten die Anhänger einer geliebten Institution ihre Augen der Thatsache nicht verschließen, daß dieselbe an Macht und Größe verloren habe. Aber dies erklärten sie sich nicht mit der Annahme, daß die betreffende Sache den Anforderungen der Zeit nicht mehr angepaßt sei, sondern sie fielen über die Zeit und ihre Schlechtigkeit her, und ihr Trachten und Hoffen ging dahin, daß diese sich wieder den frühern Verhältnissen anpassen möge. Für diejenigen — damals freilich nur in geringer Anzahl vorhanden —, die an eine *fortschreitende* Entwicklung der Welt glaubten, bot der sichtbare Niedergang einer Sache nur die Überzeugung, daß dieselbe einer besseren Platz machen müsse und werde. Es ist dies eine logische Denknotwendigkeit: wer von dem Entstehenden Vollkommeneres erwartet, der kann das Schwindende nicht bedauern. Darum war auch stets die Fortschrittstheorie dem Liberalen teuer, dem Konservativen verdächtig und dem Reaktionär verhaßt. Der Erste setzte sein Ideal in die Zukunft, der Zweite in die Gegenwart, der Dritte in die Vergangenheit. So erklärt sich auch, warum der Erstere zumeist unter den Armen und Gedrückten, der Zweite unter den Besitzenden und Genießenden, der Dritte unter den in ihren früheren Vorrechten bereits Gekürzten zu finden war.

Wir können es heute kaum begreifen, daß die Menschen sich einst so willig unter die Gewalt eines Einzelnen stellten. Sklavische Unterwürfigkeit gehört zu den Charakteren, welche, aus der Wildheit überkommen, im Lauf der Kulturentwicklung immer mehr und mehr abgenommen haben und nunmehr ganz verschwunden sind. Die Freude, einen Herrn zu haben, der Stolz, zu dienen — Dinge, die wir in alten Chroniken sehr oft ausgedrückt finden — das sind uns jetzt ebenso unverständliche Regungen, wie dem Sohn des europäischen Maschinenalters die Freude des Skalpabziehens unverständlich war.

Unterwürfigkeit war aber nicht nur Stolz und Freude,

ſie galt — ſie war auch, weil ſie dafür galt, Tugend und Pflicht. Pflicht iſt allemal das Gebotene, nicht das an ſich Tugendhafte, und tugendhaft iſt es allemal, ſeine Pflicht zu thun. Deſto tugendhafter, je mehr der Grund, aus welchem ein Ding urſprünglich zum Gebot geworden iſt, aus dem Bewußtſein des Handelnden zurücktritt, um kein anderes Motiv mehr übrig zu laſſen, als den ſelbſtloſen Wunſch, die Pflicht zu erfüllen. Der Urſprung eines Tugendgebotes iſt nicht immer ſelbſtlos und edel, nur deſſen Ausführung nimmt dieſe Eigenſchaften an. Anfänglich iſt es meiſt Eigenliebe oder Furcht, welche eine Handlung, ein Verhalten beſtimmt; ſpäter erſt tritt das gebietende Motiv zurück, und der Umſtand, daß etwas geboten iſt, wirkt an ſich ſchon als genügender Beweggrund. Dem Starken gehorchen, dem Mächtigen dienen, ihm zu ſchmeicheln, um ſeine Gunſt zu erringen und ſeinen Zorn abzuwenden — das ſind gewiß keine Bethätigungen ſelbſtloſer Tugend; wenn aber die dargebrachten Gefühle des Gehorſams, der Ergebung und der Ehrerbietung durch Gewohnheit und Vererbung ſich ſo gekräftigt haben, daß ſie ſelbſtändig weiter gedeihen, ohne des Spornes von Lohn und Strafe zu bedürfen; wenn man — da wo von der Macht des Herrſchers perſönlich nichts zu hoffen und nichts zu fürchten iſt — dennoch bereit bleibt, für ihn das Leben zu opfern; wenn man die einſtige Angſt als Ehrfurcht empfindet, die urſprünglich angeſchmeichelten Eigenſchaften als wirklich vorhandene Herrlichkeit bewundert und liebt — ſo iſt die Tugend der Loyalität fertig.

Daß die Loyalität am ſtärkſten bei Jenen vertreten war, deren Vorrechte auf der Heilighaltung des Königtums fußten — alſo bei dem Adel — das iſt ſelbſtverſtändlich. Der König war es ja, der den Titel verliehen; der Glanz, der an dem Titel hing, war nur ein Widerſchein vom Glanze der Krone — wenn dieſer zu erlöſchen drohte, ſo verfinſterte ſich auch der Titelſchimmer. Die Gnade des Herrſchers entlieh ihren adeluden Wert von der Gnade Gottes, durch welche der Herrſcher eingeſetzt worden. Der Glaube — ſo lange er lebte — an die Übernatürlichkeit der königlichen Würde war, wenn

gleich ein Irrtum, ſo doch an ſich eine Kraft, die das Geglaubte zur Wirklichkeit machte; denn wirklich war die Glorie, die im Auge des Volkes das geſalbte Haupt umſtrahlte, wirklich die Macht, die dem König zu Gebote ſtand, wirklich die Verherrlichung, die ſeine Gunſt verlieh, und wirklich das Glück und der Stolz, die den Begünſtigten erfüllten. Denn ſo wie dieſer den erhaltenen Titel als thatſächliche Erhebung empfand, ſo erkannte die Menge dieſe Erhebung an und fühlte ſich ihrerſeits ſtolz und beglückt, wenn der Titelträger ſich ihr gegenüber gnädig erwies.

Es wird uns ſchwer, derlei Regungen nachzufühlen, und wir meinen triumphierend, daß mit dem überwundenen Vorurteil des Ranges nur Trug und Unrecht weggeräumt worden ſei. Aber glauben Sie mir: es iſt damit auch eine Quelle von Freuden verſiegt, von welchen wir — die wir ſo viele damals unbekannte Freuden erworben haben — uns keinen rechten Begriff mehr machen können. Man muß ſich in die Berichte jener Zeit vertiefen, die Annalen der Fürſten- und Adelsgeſchlechter ſtudieren, den Geiſt der Heraldik aufzufaſſen ſuchen; man muß die langen Titelreihen herſagen, welche den Königs- und Patriziernamen angehängt waren; man muß ſich den Glanz der Kronen, der Ordensſterne und ſonſtigen Inſignien der Fürſtenwürde und der Fürſtengunſt vergegenwärtigen, um zu verſtehen, daß mit den Vorrechten des Königtums und des Geburtsadels nicht nur leere Wahngebilde und ſchreiende Ungerechtigkeiten aus der Welt geſchwunden ſind, ſondern auch viele echte Erhabenheit und Würde, viel Prunk und Poeſie. Für uns haftet der Begriff Ehre an anderen — ich gebe es zu, beſſeren und wahreren — Dingen, und um in den Vollgenuß der Ehrenrechte zu gelangen, hängen wir nicht mehr von den Zufällen der Geburt und der Herrſcherlaunen ab; aber gerade dadurch, daß einſt nur ſo wenige mit Majeſtät und Hoheit, mit Durchlauchtigkeit und Hochgeborenheit ausgeſtattet waren, war dieſer Beſitz deſto glorreicher, der Stolz darauf deſto intenſiver und die ihm dargebrachte Huldigung deſto ehrfurchtsvoller. Neben den Erſcheinungen von Deſpoten-

übermut, lächerlichem Hoffartsdünkel und kriechendem Schranzengeiſt, zu deren Vertilgung wir uns Glück wünſchen, ſind zugleich auch Gefühle des erhebendſten Ehrbewußtſeins, Regungen der hellſten Freude und Betätigungen aufopferndſter Tugend unwiderbringlich verſchwunden. Wir — in der Entfernung der Zeiten — ſehen von den Kronen nur noch den gläſernen Flitter und nicht mehr das blendende Licht, das ihren Edelſteinen entſtrahlte; wir hören das Silbengeräuſch der Titel, hören aber die Muſik nicht heraus, welche damals in ſchmeichelnden und erhebenden Tönen darin erklang. Laſſen Sie uns in unſerm berechtigten Stolz auf die Gegenwart nicht in den Dünkel verfallen, der für Vergangenes nur Spott und Verachtung hat; der da meint, weil das Heute beſſer iſt, ſo begrabe der Schutt des Geſtern nur Schlechtes. Nein, unter allen Ruinen liegen auch verſchüttete Schätze. Seien wir gegen tote Inſtitutionen nicht härter und pietätloſer, als gegen unſere anderen Toten. Mit Jedem, was da hinſinkt in den ewigen Abgrund des Nichtmehrſeins, ſinkt auch einiges Gute und Schöne dahin: jedes erloſchene Leben hat ſeine Minuten der Daſeinswonne gehabt, jede verſunkene Inſel ihre Blütenpracht, jedes verrauſchte Zeitalter ſeine Herrlichkeiten.

IV.

Die Frauen.

Unter dieſer Rubrik liebte man es zu jener Zeit, alle diejenigen Geſchöpfe unſerer Gattung, die dem weiblichen Geſchlechte angehören, unter allgemeinen Geſichtspunkten zu betrachten, und man war gewohnt, den einen thatſächlichen Unterſchied, nämlich den Unterſchied des Geſchlechts, auf beinahe alle Merkmale auszudehnen und ſich unter „Frauen" eine Klaſſe von Weſen vorzuſtellen, die in jeder Hinſicht — in geiſtiger gerade ſo wie in körperlicher — mit ganz anderen Eigenſchaften ausgeſtattet waren als ihre männlichen Mitweſen, und daher eine Art Neben- oder vielmehr Unterabtheilung des Menſchenthums bildeten.

In vielen Sprachen war der Ausdruck Menſch mit Mann gleichbedeutend (das franzöſiſche homme, italieniſche uomo, engliſche man) — und auch im Deutſchen, wo „Mann" und „Weib" in der weiteren Begriffseinheit „Menſch" enthalten waren, erlaubte der Sprachgebrauch doch nicht, das Wort Menſch in der Einzahl auf die Frau zu beziehen. Hieß es „Ein guter Menſch", „Ein häßlicher Menſch", ſo blieb über das Geſchlecht des ſo bezeichneten kein Zweifel: es handelte ſich um einen Mann. Für den Ausdruck, der unter uns Gebrauch iſt, um die weiblichen Individuen der Menſchheit mit gleichwertigen Namen zu nennen — etwas, was im Geiſte des alten Deutſch „Menſchin" hätte heißen müſſen — gab es in

keiner der damaligen Kulturſprachen ein Äquivalent. Natürlich: das Wort entſteht erſt ſpäter als die Sache und im Maſchinenalter lebten nur Frauen, — Menſchinnen, wenigſtens als ſolche anerkannt, gab es noch keine. Wir können daher dreiſt behaupten, daß wir heute gegen damals, bei gleicher Individuenzahl, doppelt ſo viele Menſchen ſind. Aus einer doppelten Anzahl von Mitbewerbern gelangen auf allen geiſtigen und techniſchen Gebieten, von welchen früher eine Hälfte der Geſellſchaft ausgeſchloſſen war, die beſten obenan und es iſt klar, daß durch dieſen Zuwachs von wetteifernden Kräften die Kultur mit vermehrter Schnelligkeit vorwärts ſchreiten mußte.

Schon damals galt es als feſtgeſtellter Satz, daß der Grad der Geſittung einer Nation an der Stellung zu meſſen ſei, welche innerhalb derſelben von der Frau eingenommen wird, und prahlend wieſen die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts darauf hin, wie bei den Wilden das Weib als Laſttier, bei den Orientalen und im Altertum als Sklavin, bei ihnen jedoch als Gefährtin betrachtet wurde. Mit Anwendung dieſes ſelben Satzes können wir auch heute darthun, wie verhältnismäßig barbariſch das Maſchinenalter noch war, da die Frauen nicht als Vollmenſchen, ſondern — wenn auch nicht mehr als Laſttiere und als Sklavinnen, ſo doch als Untergebene, als Schutzbedürftige, als erwachſene Kinder galten. Der Rang „Gefährtin", zu welchen ſie vorgerückt waren, drückte doch auch nur aus, daß ihre Stellung in Anbetracht deſſen, was ſie dem Manne ſein durften, eine beſſere geworden; nicht mehr zu der groben Arbeit angeſtellt, nicht mehr verkäuflich, ſondern mit dem Vorrechte beglückt, dem Gatten — vorausgeſetzt, daß ſich einer fand — lebenslänglich den Haushalt führen zu dürfen. Nicht was ſie ſelber vorſtellten, beſtimmte ihren Menſchenwert und ihre geſellſchaftlichen Rechte, ſondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingeſetzte Monarch; nach und nach verlieh er ſeiner Unterthanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit beider Geſchlechter war noch keine Rede. Die menſchliche Geſellſchaft, ſofern ſie als ein

frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern, denn das ganze öffentliche Leben: nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegführung, Gewerbe, Wissenschaft, war nur von Männern besorgt; sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigesellt, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern — sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form — teils dieselbe fortzupflanzen, nämlich wieder neue Menschen — d. h. Männer — zu gebären und neue Hülfswesen dazu.

Die vielen aus jener Zeit stammenden Bücher mit Titeln wie „Die Frauen", „Frauenleben auf der Erde", „Studien über die Frauenseele"; die kursierenden summarischen Gemeinplätze über die Weiber und deren Charakter; die schmähenden und lobenden, lächerlich machenden oder schmeichelnden Sprüche und Gedichte, wo immer die ganze weibliche Menschenhälfte unter einem Gesichtspunkte dargestellt erschien, zeigen zur Genüge, wie man (d. h. die Männer, denn diese waren die Sprachführer des unter „man" verstandenen öffentlichen Geistes) die Frauen als etwas Abgesondertes betrachtete. Die aus allen herrschenden Anschauungen hervorgehende und stillschweigend angenommene Grundanschauung war die: die Frau war nicht um ihrer selbst willen, sondern für den Mann geschaffen. Die Gegenseitigkeit der Ergänzung wurde übersehen. Hätte Jemand die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mann nur für die Frau geschaffen sei, so wäre die Absurdität dieses Satzes wohl Jedermann aufgefallen; daß aber in dem gegenteiligen Satz ebenso viel unbegründete Anmaßung enthalten war, das entging unsern Ahnen vollends. Anmaßend und lächerlich fand man nur, wenn für die Frau Anspruch auf Gleichberechtigung erhoben wurde. Nicht nur lächerlich, auch lästerlich. Denn wie alle überkommenen Satzungen, hatte die Unterordnung der Frau ihre Stützen in altehrwürdigen Aussprüchen der Religionsbücher: „Er soll dein Herr sein", hieß es in der Bibel, und die ganze Mythe der aus einer Rippe des ersten Mannes geformten Genossin, welche ins Leben ge-

rufen worden, weil der Schöpfer eingesehen, daß es für den Menschen, — d. h. den Mann — nicht gut sei, allein zu sein — deutet auf jenes Verhältnis hin, in welchem das Leben der Frau nicht als Selbstzweck, sondern als Verschönerung des männlichen Daseins aufgefaßt wird — eine Idee, die noch in dem Lobgesang des Dichters nachklingt:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Für Solche, die in der Bibel Gottes unumstößliches Wort sahen — und deren Anzahl war im Maschinenalter noch beträchtlich — war die sogenannte Frauenfrage, die sich allerorts zu regen begann, überhaupt keine Frage; ihnen erschien jede Bestrebung des Weibes, sein vieltausendjähriges Joch abzuschütteln, als ein ebenso thörichtes und aussichtsloses, wie sündhaftes Beginnen. Vom religiösen Standpunkt allein wäre der Prozeß gegen die Frauen gar zu leicht gewonnen gewesen; aber der Geist der Zeit war nicht mehr darnach, sich mit theologischen Gründen zufrieden zu geben. Daher mußte die Bekämpfung der Emanzipationsbewegung von verschiedenen anderen Standpunkten aus betrieben werden und so brachten die Gegner — auch unter den Theologen — philosophische und wissenschaftliche Argumente vor, unter denen als eines der beliebtesten das angeblich geringere Gewicht des weiblichen Gehirns herhalten mußte. Überhaupt war es die physiologische Beschaffenheit — deren Verschiedenartigkeit zwischen den beiden Geschlechtern auch von dem eifrigsten Frauenrechtler nicht weggeleugnet werden konnte — welche stets als Grundlage der Behauptung benützt wurde, daß die Frau auch in geistiger Hinsicht schwächer organisiert sei als der Mann, und daß sie von Natur aus unfähig sei, einen anderen als den jeweilig eingeräumten Wirkungskreis auszufüllen. Daß dieser Wirkungskreis, trotz der seinerzeit ebenso heftig erhobenen Einwendungen, im Lauf der Geschichte ein stets weiterer geworden, hätte die Status quo-Vertreter belehren sollen, daß der überwundene Irrtum ihrer Vorgänger möglicherweise in ihren eigenen Be-

hauptungen ſich wiederholen könnte — aber der Wahlſpruch der Konſervativen auf allen Gebieten lautet ja immer: Bis hieher nnd nicht weiter! Obwohl die Erfahrung vorlag, daß dieſes in der Vergangenheit mit gleichem Eifer und größerer Macht bewachte „bis hierher" ſtets überſchritten worden iſt, ſo glaubten ſie doch immer wieder, den gegenwärtig erlangten Punkt als Grenzpunkt verteidigen zu müſſen. Mühſam rang ihnen der Fortſchritt einen Zoll Boden ab; war dieſe Eroberung nicht mehr wegzuleugnen, ſagten ſie gnädig: „Seht, auch das haben wir euch gegeben — jetzt aber iſt's genug, genug! Mehr könnt ihr nicht haben, mehr wäre vom Übel, mehr iſt naturwidrig!"

Die Berufung auf die Natur lag den Gegnern der Frauenbefreiung ſehr nahe. Allerdings ja: die Natur hat den Frauen auferlegt, Kinder zur Welt zu bringen, und ſie dabei periodiſchen Leiden und Mühſalen unterworfen, durch welche ſie zeitweiſe von Ausübung öffentlicher Ämter u. dgl. ausgeſchloſſen wären. Daneben fehlte der Beweis, daß zeitweilige Unterbrechung der Berufsthätigkeit zum Berufe ſelber untauglich macht. Regieren iſt doch ſozuſagen auch ein öffentliches Amt und dieſes war ſchon damals unbeſtritten von manchen Frauen — die nebenbei Mütter waren — ruhmvoll bekleidet worden.

Eine zweite, in der Natur begründete nachteilige Eigenſchaft des Weibes iſt ſeine geringere Muskelkraft, ſein ganzer zarterer Körperbau. Und Kraft iſt Gewalt — das iſt klar. Aber Gewalt führt zu Mißbrauch — das ſteht ebenſo feſt. Die größere Körperkraft war auch die hiſtoriſche Urſache der ſich zu allem Anfang angemaßten und ſo lange behaupteten Überlegenheit der männlichen Menſchheitshälfte. Ja, weil das Weib ſchwach war, wurde es nnterjocht, aber nicht in Rückſicht auf ſeine Schwäche, ſondern in Mißbrauchung derſelben. Der Wilde zwingt ſeine Weiber zur Verrichtung der niederſten und härteſten Arbeiten; er läßt ſich von ihnen bedienen, giebt ihnen von ſeinen Mahlzeiten nur die Überreſte, ſchlägt und mißhandelt oder verſtößt ſie gar vollends: das iſt die erſte Wurzel von der Unterordnung der Frau — die körperliche

Schwäche nämlich, die es ihr unmöglich machte, sich gegen die auf sie herabfallende Faust zur Wehr zu setzen.

Wurde aber dieser Ursprung noch zugestanden — wurde er überhaupt noch erkannt in den langsam umgewandelten Formen der Frauenunterdrückung, welche nach und nach die Gestalt der Frauenverehrung und -Beschützung angenommen hatte? „Holde, Gebrechliche, Zarte," hieß es da, „du bist zu schwach und zu gut für die Mühen des Lebenskampfes; wir wollen dich schirmen und stützen; wir wollen für dich alle Lasten tragen; — du bleibe im sichern Port des Hauses, hier hüte die Flamme des Herdes, hier übe den Zauber deiner milden Anmut ... Spende uns Rauhen, uns Starken, uns Kriegern die Segnungen des Friedens; — nur um dich zu verteidigen, um alles Ungemach dir fern zu halten, ziehen wir in den Kampf hinaus."

Sollte man bei solcher Sprache nicht glauben, daß Großmut und Bewunderung die Gefühle waren, welche den Mann bestimmt hatten, selber alle Drangsale und Gefahren auf sich zu nehmen und dem Weibe eine schöne, seiner höheren Würde angepaßte, ganz von Liebe umflossene Stellung anzuweisen? Die Heuchelei, die in derlei Schmeichelphrasen liegt, war denjenigen, welche diese Phrasen nachplapperten, oft selber eine unbewußte; in aller Aufrichtigkeit schwangen sie den Weihrauchkessel vor ihrer zum Idol erhobenen Leibeigenen. Gesitteter und milder geworden, machten sie von der Gewalt, die sie über das schwache Geschlecht besaßen, immer weniger Gebauch; machtlos, in Fesseln geschlagen, lag das Weib vor ihren Füßen; sie mochten dasselbe nicht mehr treten und hoben es hilfreich empor, um es — zwar immer noch gefesselt — auf einen Ehrensitz zu erheben. Aber die Unterordnung, die Abhängigkeit — die war geblieben. So gnädig auch die Männer sich enthielten, dies dem Weibe fühlen zu lassen, die Thatsache bestand und mußte eine naturgemäße Erklärung finden. Das Wort „Schwäche" erklärte alles.

Zu Anfang der Kultur, da Körperkraft die einzige Tugend war, hatte Schwäche allerdings so viel Erniedrigendes und

Verächtliches an sich, daß ein gebrechliches Ding wie das Weib zwar zu Tode geplagt werden, aber nicht als ein dem starken Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet werden durfte. Von Seiten des bentecrlegenden, feindebezwingenden Helden, dessen ganzer Menschenwert in der Kraft seiner Armmuskeln konzentriert war, war die Geringschätzung des zu Jagd und Krieg untauglichen Geschöpfes, das da körperlichen Beschwerden unterworfen ist, eine ganz gerechtfertigte. Dazumal gab es noch keine der später so poetisch besungenen „Würde der Frauen" — denn außerhalb der in strotzender Gesundheitsfülle ausgeübten Leibeskraft gab es überhanpt keine Würde. Allmälig aber entstanden nene Tugenden und Vorzüge, die Muskelleistungsfähigkeit hörte auf, als höchste menschliche Eigenschaft zu gelten, und so verlor die den Frauen auf Grund ihrer physischen Schwäche widerfahrene Verachtung ihre Begründung; denn was die moralischen Tugenden anbelangt, mußte ihnen die gleiche, ja mitunter eine höhere Stufe zuerkannt werden, als den Männern.

Nun waren aber die Frauen in geistiger Hinsicht in eben solcher Unfreiheit geblieben wie in materieller. Dagegen begannen die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts sich anfzulehnen. Zur Jagd und zum Kriege auszuziehen, Strapazen zu übernehmen, welche ihre Konstitution nicht ausgehalten hätte, darnach hatte ihr Streben nie gezielt; aber in Sachen des Geistes wollten sie Anspruch auf Gleichheit erheben. Wer nun in diesem neuerstandenen Kampfe auf Seiten der herrschenden Anschauungen, der bestehenden Einrichtungen sich stellte — d. h. wer die Idee der Frauenemanzipation verstieß — der griff zu dem altbewährten Erklärungs- und Begründungsmittel und berief sich auf die „weibliche Schwäche". Es handelte sich nur darum, diesen in materieller Hinsicht festgestellten Satz auch auf die geistige Beschaffenheit des Weibes anzuwenden, und dessen moralische Unterordnung erschien dann gleichfalls naturgeboten und unanfechtbar. So wurde denn dreist das Axiom verkündet: „Die Frau besitzt ebensowenig Denk- wie Muskelkraft, sie ist bedeutender geistiger Arbeitsleistung unfähig." Einzelne Er-

ſcheinungen geiſtiger Stärke unter den Frauen, die ſich nicht wegleugnen ließen, galten nicht als Entkräftung der aufgeſtellten Regel, ſondern als einfache Ausnahmen, und es hieß: George Sand, Katharina II. u. ſ. w. hatten „männlichen Geiſt" — Phänomene waren es eben, wie die bärtigen Frauen der Jahrmarktsbuden. Mit aller Genauigkeit und Beſtimmtheit wurde der ſeeliſche Organismus des Weibes konſtruiert; Charaktereigenheiten, Fehler und Tugenden aufgezählt, welche auf das ganze Geſchlecht ſich erſtrecken ſollten, als ob es ebenſo ſichere pſychologiſche Merkmale des Geſchlechtsunterſchiedes gäbe, wie es deren phyſiologiſche giebt. „Frauen beſitzen ein viel regeres Gefühlsleben, als die Männer" zum Beiſpiel, oder „Frauen ſind außer ſtande, logiſch zu ſchließen", und dergleichen wurde in denſelben Tone vorgetragen, wie etwa, daß Frauen ein weiteres Becken haben, oder daß ſie des Bartes ermangeln. Ein ganzes Heer ſolcher als wiſſenſchaftliche Wahrheiten auftretender Sätze ſind in den damaligen gelehrten Abhandlungen über die Frauen enthalten; dieſelben wurden ſo oft wiederholt, aus einem Buche in das andere zitiert, daß ſie ſchließlich das Anſehen feſtgeſtellter Thatſachen gewonnen hatten.

Hier einige Beiſpiele. Ich entnehme ſie einem Buche, deſſen Verfaſſer in andern Richtungen zu den Freiſinnigen zählte, ein Umſtand, der darauf hinweiſt, wie zur Zeit die Frage der Frauenemanzipation — ſelbſt bei emanzipierten Geiſtern — auf feſteingewurzelte Vorurteile ſtieß. Das Buch heißt „Studien über die Frauen" von Eduard Reich. Nach einer Reihe von Kapiteln, welche den weiblichen Körpermaßen, Funktionen, Erkrankungen und ſonſtigen phyſiologiſchen Erſcheinungen gewidmet ſind, folgen, in Form und Ton analog, die den Geiſtesthätigkeiten gewidmeten Abſchnitte:

„Bei den Frauen ſind die Vorſtellungen im allgemeinen weit mehr von Gefühlen begleitet und abhängig, als bei dem männlichen Geſchlechte, und die Wechſelwirkung zwiſchen Verſtand und Gemüt iſt viel inniger; ja ſo innig, daß dem Gedanken an die Möglichkeit auch nur zeitweiliger Trennung gar nicht Raum gegeben werden kann."

„ . . . Das Geistesleben der Frauen charakterisiert sich immer durch seine ungemein innige Verbindung mit dem Gemütsleben, durch vorherrschende Phantasie und durch ein relativ geringeres Erkenntnisvermögen . . .“

„ . . . Weil die Frauen mehr zum Fühlen angelegt sind, als zum Denken, und jede ihrer Gedankenreihen durch Gefühle unterbrochen und durchdrungen wird, deshalb bleiben sie mit ihren Gedanken vorwiegend außerhalb, kommen zu keiner tiefen Konzentration des Denkens und vermögen also nur in geringem Grade mittelst dieses letzteren beruhigend auf das Gemüt zu wirken.“

„ . . . Bei denkkräftigen Männern werden die Ergebnisse tiefen und auf solider Grundlage erhobenen Nachdenkens weder durch das Gemüt beeinflußt noch erschüttert; bei den verhältnismäßig denkkräftigsten Frauen wird jede Spekulation durch das Gemüt beeinflußt, geeigneteufalls auch erschüttert.“

„ . . . Wenn Frauen mit gelehrten Sachen sich beschäftigen, bringen sie es nur zur Ermittelung irgend einer Einzelnheit, sie machen höchstens eine wissenschaftliche Entdeckung geringfügiger Art; das große Ganze erfassen sie niemals und philosophische Entdeckungen bleiben ihnen fern. So lange die Philosophie existiert, hat es noch keinen wirklichen Philosophen weiblichen Geschlechts gegeben. Ein spezifisches Weib hat keinen Hang zu spezifischer Philosophie und ein Mannweib ist und bleibt immer ein Weib, und Gebärmutter so wie Eierstöcke dulden weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit. Erziehung zur Philosophie, soweit von solcher überhaupt die Rede sein kann, erwirkt bei Frauen nur Entartung, weil sie dem weiblichen Gehirn gegenüber naturwidrig ist.“

Ehe ich weiter zitiere — denn ich kann das typische Buch nicht zuschlagen, ohne Ihnen noch einige Stellen daraus vorzulegen — lassen Sie uns die obigen Behauptungen ins Auge fassen. Dieselben zeigen uns nicht nur die damals landläufige Beurteilung der Frauen, sondern geben uns auch einen Einblick in die zu jener Zeit noch vielfach gebrauchte Methode, Sätze, welche auf persönlicher Ansicht, auf isolierter Erfahrung

beruhen, als Grundlage weiterer Deduktionen zu gebrauchen, ohne vorherige Prüfung, ob diese Vordersätze nicht an einem Widerspruch krankten, ob für ihre Richtigkeit — außer der apodiktischen Behauptung — auch der jederzeit demonstrierbare Beweis bereit lag; eine Methode, die man mit dem Namen Kathedergewissenlosigkeit belegen könnte. Der Zweck heiligt die Mittel: diesen Jesuitengrundsatz ließen die Weisheitsverkünder nur zu oft walten. Zweck des obigen Vortrages ist, die Ansicht des Autors, daß weibliches Hirn zur Denkarbeit nicht tauge, möglichst zu verbreiten und um diesen Zweck schneller zu erreichen, versucht er nicht erst seine Ansicht zu begründen, sondern stellt sie einfach als Axiom hin. Indem er seinen Ausspruch mit den Worten schließt: „weil die Philosophie dem weiblichen Hirne naturwidrig," drückt er mit diesem „weil" stillschweigend aus, daß der Beweis schon erbracht worden, denn ein „weil" hat nur dann eine Berechtigung, in einem Folgerungssatz zu stehen, wenn es als Prämisse nicht mehr anfechtbar ist. Wenn aber dieses „weil" zugleich dasjenige in sich faßt, was bewiesen werden soll, so ist dies einfach ein Zirkelschluß, dessen versteckte Anwendung zu den Kathedergewissenlosigkeiten gehört. Hierher gehört auch der sich in den Schwanz beißende Satz: Das spezifische Weib hat keinen Hang zum Denken — das denkende Weib ist keines, sondern ein Mannweib. Damit wird der von der Erfahrung jederzeit zu befürchtende Gegenbeweis von vornherein meuchlings entkräftet. „Das Weib denkt nicht," behauptet Verfasser. „Doch" könnte Einer entgegnen und einige bekannte Denkerinnen von Hypatia bis zu George Eliot anführen. „Das waren keine spezifischen Weiber," würde die vorbereitete Verteidigung lauten.

Der Satz: „So lange es eine Philosophie giebt, hat es noch keine bedeutende Philosophin gegeben," ist eine Behauptung, die, selbst als wahr zugegeben, doch auch nur einen täuschenden Beweis für die in Frage stehende Sache enthält. Denn, wenn unter so vielen Millionen Männern, welche bis dahin die Möglichkeit hatten, sich mit Philosophie zu beschäftigen, nur ungefähr zwanzig namhafte Weltweise aufgetreten

waren, wie konnte unter den wenigen hundert Frauen, welche, ausnahmsweise, die Schranken der Erziehung, Sitten und Vorurteile durchbrechend, das Feld des Gedankens zu betreten wagten, ein bezifferbarer Prozentsatz von Philosophinnen enthalten sein? Ist auch nur $^1/_{1000}$ Denkerin aufgetreten, so war die gleichwertige Proportion schon erreicht. Der vorgebrachte Beweis ist gerade so unstichhaltig, so betrügerisch, so *gewissenlos* mit einem Worte, wie wenn man ein meilengroßes Becken mit Spielkarten gefüllt hätte, worunter nur zehn oder zwölf Damen enthalten sind, und dann, nachdem man durch eine Viertelstunde Karten herausgezogen, wobei keine Dame zum Vorschein gekommen wäre, in doktrinärem Tone riefe: „Wie Sie sehen, hat das Kartenbild der Dame die spezifische Eigenschaft, nicht gezogen werden zu können." Wer so spricht, zählt offenbar darauf, daß im Publikum sich Keiner finde, der auf die Idee kommt, zu sagen: „Geben Sie erst ebensoviele Damen als andere Karten in Ihr Becken, *dann* wollen wir das Verhältnis prüfen."

Kehren wir zu unserem Buche zurück.

„P. J. G. Cabanis zeigt, daß der Geist der Frauen fähig sei, Feinheit und Scharfsinn anzunehmen, aber keineswegs Ausdehnung und Tiefe, und daß derselbe geeignet sei, einzelne Züge und Schattierungen zu erkennen." Warum: „Cabanis *zeigt*" und nicht einfach Cabanis „*sagt*"? Es ist dies auch unredlicher Augurenbrauch, wenn Einer vom Andern die ihm passenden Aussprüche nicht als ausgesprochene, sondern als gezeigte, d. h. erwiesene Sätze hinstellt. „Die gelehrten Frauen," so wird Cabanis weiter zitiert, „wissen nichts gründlich; sie verwirren und vermischen alle Gegenstände, alle Ideen. Ihre lebhafte Auffassung hat sich einiger Teile bemächtigt: nun bilden sie sich ein, alles zu verstehen. Die Schwierigkeiten sind ihnen widerwärtig; ihre Ungeduld bringt sie darüber hinweg. Unfähig, längere Zeit hindurch auf einen Gegenstand die Aufmerksamkeit zu richten, finden sie keinen Genuß an starkem Nachdenken; diesem sich hinzugeben sind sie überhaupt nicht imstande. Rasch eilen sie von einem Gegenstand zum anderen;

von alledem bleibt nur Einzelnes bei ihnen zurück, Unvollständiges, welches fast stets zu den schnurrigsten Kombinationen Anlaß giebt."

So weit Cabanis. Reich — um für späteren Zitatengebrauch auch etwas zu zeigen — fügt hinzu: „Von den sogenannten gelehrten Frauen kann man die Überzeugung gewinnen, daß der Verstand des Weibes nicht zu gelehrten Sachen, sondern nur zu den Dingen des täglichen Lebens geeignet sei. Der Gelehrte, der Philosoph muß seine Aufmerksamkeit meistens durch sehr lange Zeit auf Einzelheiten konzentrieren und so intensiv nachdenken, daß häufig genug die gewöhnlichen äußeren Reize allen Reiz verlieren. Wie wäre so intensives Nachdenken, so ununterbrochene Beschäftigung mit einer Sache von Frauenzimmern zu erwarten? Alle Gelehrsamkeit ist beim Weibe nur Schein. Mit dem Bisherigen soll durchaus nicht behauptet sein, die Frauen wären unfähig zu leichter Schriftstellerei, zur Novellen- und Romanschreiberei, zu den leichten Arten der Dichtkunst und andern Operationen des Geistes; im Gegenteil kann eben wegen ihrer Fähigkeit, Lappalien auf das Genaueste wahrzunehmen und das Äußere der Erscheinungen auf das Minutiöseste zu beurteilen, die Frau in leichter Schreiberei oft sehr Bedeutendes zu Tage fördern." —

Die Perfidie dieses Absatzes leuchtet Ihnen doch ein? Verfasser will nicht gesagt haben, daß Frauen zur Roman- und Novellenschreiberei unfähig seien. Doch war diese Behauptung von seinen Gesinnungsgenossen oft genug vorgebracht worden und lieferte jedenfalls eine Erhärtung des zu beweisenden Satzes von der Denkunfähigkeit der Frauen, da Schreiben und Denken — auch bei Romanen — mit einander doch ein wenig verbunden zu sein pflegen. Aber der Autor will nichts gesagt haben, weil zu seiner Zeit die Thatsachen schon gar zu laut sprachen; Roman-Meisterwerke aus weiblicher Feder standen zu unbestritten da, um nicht gegen ihn angeführt zu werden, falls er die Fähigkeit, die er nicht ohne Bedauern den Frauen einräumt, ihnen abgesprochen hätte, — und standen

zu zahlreich da, um den Ausweg: „das schriftstellernde Weib ist kein Weib“ offen zu lassen. Also greift er zu dem gewiß nicht loyalen Mittel, die Kunstgattung selber — deren sich die von oben herab Behandelten siegreich bemächtigt haben — auch von oben herab zu behandeln: Novellen- und Romanschreiberei — synonym mit leichter Schreiberei — dazu braucht man weder Verstand, noch Logik, noch Gedankenkonzentration, noch Vernunft; dazu ist's im Gegenteil von Vorteil, um „Bedeutendes zu Tage zu fördern“, wenn man die Fähigkeit hat, „Lappalien“ wahrzunehmen. Übrigens weiß ich nicht, ob Verfasser Madame de Staël's „Considérations sur la révolution française“, Meysenbug's „Memoiren einer Idealistin“ und Troll-Borostyáni's „Die Gleichstellung der Geschlechter“ mit zur Novellenschreiberei gerechnet hat?

Unbeirrt durch das ebengemachte Zugeständnis, daß dem Geist der Frauen bedeutende Dichtungswerke entsprungen sind, fährt E. Reich in seinen verschiedenen Behauptungen über weibliche Geistesbeschaffenheit also fort:

„Der Verstand der Frauen ist, wenn man es so bezeichnen soll, heiterer, leichter, beweglicher als der Verstand der Männer, mehr für die Oberfläche als für die Tiefe, mehr für die Form als für die Substanz.“

„ . . . Die Denkkraft, besonders das Vermögen des intensiven Nachdenkens, findet man bei dem Weibe in geringerem Grade entwickelt als bei den Männern. Daher wird niemals die Frau in aller Beziehung an Stelle des Mannes treten können, auch wenn sie des Unterrichts an Universitäten genoß.“

„ . . . Jeder hohe Aufschwung des Denkens setzt ein höheres Maß von Objektivität voraus. Frauen werden niemals imstande sein, höchst intensivem Nachdenken sich zu widmen, die Gedanken von der Herrschaft der Gefühle auch nur für Augenblicke zu befreien. Weil die Phantasie bei den Frauen so überwiegt, das Gedächtnis auf Einzelnheiten sich beschränkt und mehr mit den Sinnen als mit den Ideen und Reflexionen in Beziehung steht; weil der Verstand bei der Erscheinung verbleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien

nicht ſich emporſchwingt, darum iſt kein Weib fähig, kontemplativ ſich zu verhalten, Geſetze zu geben u. ſ. w."

Die Frau iſt — die Frau hat — die Frau kann —, oder ſie iſt und hat und kann *nicht*: ſolche Sätze hätten doch nur wiſſenſchaftliche Berechtigung, wenn diejenige Ordnung der Geſchöpfe, von welchen „die Frau" durch die angeführten Merkmale ſich unterſcheiden ſoll, dieſe Merkmale nicht beſäße. Verſucht man aber, die zu jener Zeit über die Frauen gemachten Ausſprüche in der Form des implizierten Gegenſatzes auszudrücken, ſo zeigt ſich, wie wenig Stichhaltigkeit darin enthalten war. Z. B. „Die Männer ſind nicht eitel — nicht oberflächlich — nicht abergläubiſch" —; oder „Die Männer ſind verſtandesſtark — willenskräftig — tiefe Denker." Da liegt der Ausruf gar zu nahe: Nicht alle, nicht alle! Es giebt Männer genug, welche die erſteren Merkmale beſitzen und der zweiten ermangeln. Dasſelbe gilt für die Frauen. . . . „Ausnahmen kommen überall vor," wird nun die Rechtfertigung lauten, „wir ſprachen nur von der Allgemeinheit, von der Mehrzahl." Ah ſo! Habt ihr aber auch ein Recht, ihr gelehrten Frauenforſcher, gleich auf die Allgemeinheit zu beziehen, was ihr an euren Gattinnen und Schwiegermüttern wahrgenommen habt und als organiſch begründete Unterſchiede hinzuſtellen, was bald hier und bald dort vorkommt, nur hier vielleicht etwas öfter als dort? Damit eine Sache als wiſſenſchaftliche Wahrheit, auf die man Folgerungen ſtützen will, vorgebracht werden dürfe, muß ſie — von Monſtruoſitäten und Abnormitäten abgeſehen — immer und überall vorhanden ſein. Und gehörten etwa Frauen, welche denken konnten, und Männer, welche dumm waren (denn iſt jene Phraſe von dem „Verſtande, der zu der Ermittelung von Urſachen und Prinzipien ſich nicht emporſchwingen kann," etwas Anderes als eine Umſchreibung von Dummheit?), gehörten etwa, fragen wir, geſcheidte Frauen und dumme Männer zu den Naturſpielen und Mißgeburten? Vorausgeſetzt, daß die von den damaligen Frauenbeurteilern erkannten Charaktere in erdrückender Überzahl bei dem „ſchönen Geſchlechte" hervortraten, ſo waren dieſe Charaktere dennoch

keine wesentlichen, im Organismus wurzelnden Unterscheidungsmerkmale, sondern mußten sich auf äußere Umstände und Einflüsse zurückführen lassen. Wenn es unter den Frauen weniger denkende als fühlende gab; wenn diese oder jene Eigenschaften und Fehler unter ihnen vorherrschten, konnte dies nicht seine Erklärung in den Einflüssen der Erziehung und der Lebensstellung finden? Aber dieser Gesichtspunkt ward von den vermeintlichen Frauenkennern im Sinne Reichs gar nie herangezogen — ein Umstand, der entweder auf absichtlicher Fälschung der Argumentation beruhte, oder der jene Herren — obwohl sie dem „spezifisch philosophischen" Geschlechte angehörten — in die Kategorie derjenigen reihte, deren „Verstand bei der Erscheinung bleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien nicht sich emporschwingen kann".

Und da, wo der Hinweis auf die organische Naturanlage nicht genügend standhielt, da berief man sich auf das „Ideal". Es konnte ja allenfalls geschehen, und geschah auch sehr oft, daß Frauen jene Eigenschaften und Mängel nicht zeigten, welche als ihre wesentlichen Merkmale verkündet worden waren: — dann entsprachen sie eben nicht mehr dem Ideal der Weiblichkeit. Damit glaubte man etwas noch Unwandelbareres und Unanfechtbareres angeführt zu haben, als die Natur selber. Abstraktionen wurden da als Norm der Erscheinung angeführt, uneingedenk der Thatsache, daß sich die Abstraktion aus der Erscheinung gebildet hat. „Weiblichkeit" ist nicht dasjenige, was die Frauen zu dem macht, was sie sind, sondern das, was sie sind, giebt das Bild zu der sogenannten Weiblichkeit ab. In unserer Welt der Endlichkeiten und Vergänglichkeiten können wir ein „Ewiges" nie erschauen — auch das berühmte „Ewig-Weibliche" war nur ein lügnerisches Dichterwort. Daß in jedem Lande, zu jeder Zeit all die Ideale von einander verschieden sind, das erschüttert die Idealverfechter nicht in der Ansicht, daß die jeweilen von ihnen gebildete Abstraktion die ewige Norm des Wirklichen und Wesentlichen sei. Die Amazonen — falls sie existierten — würden auch ein Weiblichkeitsideal abgegeben haben, und wie wäre dieses Ideal in der orientalischen

Welt beſchaffen, wie im römiſchen Staate, wie im Mittelalter und wie im neunzehnten Jahrhundert? Wie erſt unter uns — wo das Ideal unſerer Menſchinnen in das der Menſchheit aufgegangen iſt, und wo es einen geſonderten Begriff weiblicher Vollkommenheit nicht mehr giebt — gerade ſo wie im Maſchinenalter, nach aufgehobener Leibeigenſchaft, es keine Ideale der Hörigkeit mehr gab.

An dieſer wie an allen aus jener Zeit ſtammenden Fragen erſehen Sie wieder, wie die Geiſter im Banne des Unwandelbarkeitsglaubens ſtanden; wie, allen Erfahrungen von zurückgelegten Umänderungen zum Trotz, die jeweilig erreichten Zuſtände als dasjenige betrachtet wurden, auf dem fortan beharrt werden müſſe. Als ſolche Beharrungsſinnbilder ſtellte man allerorts die ſogenannten Ideale auf. Nur Wenige gab es — und dieſe waren als revolutionäre Träumer verpönt —, welche an Stelle jener Ideale, deren unideale Abſtammung ſie erkannten, deren nahenden Zuſammenſturz ſie vorausſahen, neue, erſt in der Zukunft zu erreichende Ideale aufgerichtet hatten. Gerade in der Zeit, von der wir reden, begann langſam das Umrißbild eines Ideals ſich zu zeichnen, zu dem die landläufigen Begriffe der durch Sitte, Geſetz und Erziehung eingeſchränkten „Weiblichkeit“ in immer fühlbarerem Widerſpruch ſtanden: das Ideal der Vollmenſchlichkeit. Freiheit, Würde, Anſehen — darauf ſollte jeder Vollmenſch, ohne Rückſicht auf Raſſe, Stand und Geſchlecht, gleichen Anſpruch haben, und auf Gerechtigkeit, Vernunft und Milde ſollte dieſer Anſpruch fußen. Gar manche Eigenſchaften, welche vormals als dem weiblichen Ideal widerſtrebend und dem männlichen hingegen angepaßt erſchienen, als da ſind: Luſt zum Kriegführen und zu Abenteuern, Ausdauer im Trinken, Liebeln und Würfeln, Befähigung zum Inquiſitoren- und zum Henkerdienſt — das waren alles Dinge, die auch unter der männlichen Hälfte der Vollmenſchheit erſt ausgerottet ſein ſollten, ehe die volle Gleichberechtigung der andern Hälfte wünſchenswert und erreichbar war.

Die Verteidiger beſtehender Einrichtungen haben immer

leichtes Spiel, wenn sie die Konsequenzen einer Neuerung als in Widerstreit mit den übrigen unverändert gedachten Einrichtungen darstellen und wenn sie übersehen oder absichtlich verschweigen, daß in jedem Organismus — auch im gesellschaftlichen — ein Gesetz korrelativer Abänderung waltet, wonach die Modifikation irgend *eines* Teiles die Umwandlung vieler anderer Teile nach sich zieht. In einer Gesellschaft z. B., in der das Vorrecht des Stärkern so radikal ausgerottet wäre, daß in derselben die Gleichstellung der Frau erreicht worden wäre, würde überhaupt nicht mehr Krieg geführt, und die Anomalie einer Schlachten befehligenden Feldherrin käme da gar nicht mehr in Betracht. Frauen als Priesterinnen derjenigen Religion, welche seit jeher von Männern auf Männer ihre Weihen übertragen, welche einen aus drei männlichen Wesen gedachten Gott verkündete, welche das Weib als die Erblasserin alles Sündenelends hingestellt und den Satz lehrte „mulier tacet in ecclesia“ — als die Priesterin dieser Religion, oder gar der mohammedanischen, welche dem Weibe keine Seele zusprach, konnte eine Frau wohl niemals gedacht werden — aber sollten denn diese Formen selber, in der neuen Ära, der die Vollmenschlichkeit entgegenstrebte, noch enthalten sein? ...

Einer der stärksten Gründe gegen die Frauenbefreiung — stark, weil er im Gefühl wurzelte — war die Anschauung, wonach alles Zarte, Schöne, Milde in dem weiblichen Ideal enthalten war und wonach die noch vorhandene, von den Männern im täglichen Leben bethätigte Barbarei — das Kriegstum, die sinnliche Zügellosigkeit u. s. w. — im andern Geschlecht sozusagen Dämpfung und Besänftigung finden sollte. Nicht nur den Mann zu beglücken, ward das Weib geschaffen, sondern auch ihn zu veredeln — und in diesem Sinne war es nun, daß der Satz aufgestellt und in tausend lobhudelnden Variationen wiederholt wurde, die Frau sei *zu gut*, um dem Manne gleichgestellt zu werden. Mit der gleichen Bestimmtheit, mit der man die geistige Inferiorität der Frauen verkündet hatte, pries man nun die Vorzüge ihres Charakters, die Überlegenheit ihrer Tugend, als ob es wirklich nur lauter aufopfernde,

keuſche, liebevolle Frauen gegeben und als ob es ihres Amtes wäre, alles, was es da Rauhes giebt, zu ebnen und zu glätten.

„Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichſten Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht."

Immer nur im Hinblick deſſen, was die Frau — nicht als Menſch an ſich, ſondern als Gefährtin des Mannes, — leiſten konnte, ward ihr Wert und ihr Recht bemeſſen. Sei's nun, um als Weib des Wilden die Gunſt zu genießen, dem Herrn das erbeutete Wild in die Hütte zu ſchleppen; um als Hinduwitwe dem toten Gebieter durch den Holzſtoß ins Jenſeits folgen zu dürfen; oder um als angetraute Hausfrau dem Geſponſen die Hemdknöpfe anzunähen, oder um endlich, wie die beliebte Schmeichelrede lautete, als hochgebildete Salondame durch ihren verfeinernden Umgang auf ungehobelte Jünglinge abſchleifend zu wirken („Willſt du wiſſen, was ſich ziemt — frage nur bei edlen Frauen an"): immer war es ihre männerbeglückende Wirkſamkeit, auf die ſie ſich prüfen laſſen mußte.

Aber von allen weiblichen Eigenſchaften die beſungenſte, die weſentlichſte, war die Schönheit; von allen zu erlangenden Künſten war die Kunſt, den Männern zu gefallen, ihre Begierden zu entflammen, die wichtigſte. Schönheit ward ſo ſehr als Pflicht oder doch als Vorrecht des weiblichen Geſchlechtes erkannt, daß man letzteres kurzweg das „ſchöne" nannte. Die Männer waren zu ſtolz, um ſich für den Liebreiz, den ihre Erſcheinung auf Frauenſinne üben konnte, preiſen zu laſſen. Zwar verſchmähten ſie es nicht, zu gefallen, aber nimmermehr hätten ſie es geduldet, daß ihnen Schönheit als ihr mächtigſter Vorzug nachgerühmt werde. Dazu war auch keine Gefahr. Die Ruhmausteilung lag ja in den Händen der Männer ſelber, und da war nicht zu fürchten, daß einer des andern Schönheitsmacht beſinge. Und auch in den Fällen, wo Frauen das Wort führten, erſcholl nicht das Lob der Männerſchönheit; es war dem „ſchönen Geſchlecht" zu ſehr eingeprägt worden, daß

die Anmut äußerer Form nur seine Bevorrechtung sei und daß Männer um ganz anderer Eigenschaften willen geliebt werden müssen. Es hatte sich die Sage festgesetzt, daß die Frauen für den Eindruck, den männliche Jugend und Schönheit hervorbringen, keine Empfänglichkeit haben; daß sie nur in geistige Vorzüge sich zu verlieben imstande seien. Nur *sie* hatten die Pflicht, mit ihrem Liebreiz zu entzücken; *sie* kamen der Erfüllung ihres Berufes desto näher, je mehr Jugend und Körperschönheit sie besaßen; — doch solches von den Männern zu verlangen, darüber waren sie — so hatte man sie zu behaupten gelehrt — durchaus erhaben. Ob männliche Schönheit dennoch denselben Eindruck auf sie machte, den ihr Reiz auf das „starke Geschlecht" ausübte, das hat man nie erfahren, denn in Wort und Schrift ahmten sie den allgemein angeschlagenen Ton nach; sie selber schilderten in entzückter Sprache den Schönheitszauber ihrer Schwestern und lobten an den Männern nur die Vorzüge des Charakters. Man denke auch, wie albern es geklungen hätte, wenn ein junges Mädchen die Eindrücke eines Balles etwa in folgender Weise hätte beschreiben wollen: „Ein Kranz herrlich blühender Männerblumen schmückte den Saal; — von dem Glanze ihrer strahlenden Augen geblendet, von dem Liebreiz ihrer schlanken Gestalten entzückt, wußte mein Blick nicht, wo er haften sollte" u. s. w. Oder welche Schriftstellerin hätte ihren Helden mit den Worten eingeführt: „Karl war eine Schönheit ersten Ranges. Obgleich nicht mehr jung — das Kap der Dreißig lag schon hinter ihm — hatte er den Zauber des Liebreizes noch bewahrt und zählte zu den begehrenswertesten Männern der Gesellschaft. Überall, wo er sich zeigte, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Frauengruppen; dem Banne seiner sinnberückenden Anmut vermochte kein Weiberherz sich zu entziehen, und er war sich auch der Macht bewußt, welche seine sieghafte Schönheit ihm verlieh." Was solche Redeweise Beleidigendes und Entwürdigendes enthält — für Menschen *beiderlei* Geschlechts, das leuchtet uns deutlich

ein. In jener Zeit jedoch, wo Phraſen wie die obigen ganz und gar unmöglich geweſen wären, wenn auf einen „Karl“ angewandt, auf eine „Karoline“ bezogen, hingegen nichts Anſtößiges hatten, — zu jener Zeit waren die Frauen an derlei Schmeicheleien ſo gewöhnt, daß ſie dieſelben ohne Zorn anhören konnten, ja ſogar mit Genugthuung als das hinnahmen, wofür es ausgegeben ward: als Huldigung.

Da alles, worauf ein Menſch ſtolz zu ſein pflegt — Rang, Name, Anſehen, Stellung — einer Frau nur durch Vermittlung des Mannes, der ſie zur Gattin erkor, zugänglich war; da ferner Schönheit diejenige Eigenſchaft vorſtellte, welche ihr die meiſte Chance bot, einen Mann zu erringen, ſo war es ganz natürlich, daß ſie in ihre Schönheit denſelben Stolz ſetzte, den der Mann ob jener Eigenſchaften und Verdienſte empfand, die *ihm* zu Rang und Anſehen verhelfen konnten. Da ferner die körperliche Schönheit am glänzendſten zur Zeit der Jugend ſich entfaltet, galt Jugend als die nächſtwichtige Eigenſchaft: ein echtes, ein ſpezifiſches Weib war eigentlich nur das ſchöne und junge Weib, gerade ſo wie die ſpezifiſche Roſe nur in der blühenden Blume gedacht wird. Fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt und vollendet ſchön ſein, das war wohl in der Rangordnung der Frauenarmee dem Generalsgrade gleich. Viele Widerſprüche, welche die Idee der Emanzipation hervorrief, fußten auf der Vorſtellung, daß das holderblühte junge Weib in öffentlichen Ämtern, in Anatomieſälen, in Parlamentshäuſern ſtatt „reizend“ lächerlich erſcheinen könnte. ... Ja, *reizen*, nämlich zur Begierde entflammen, den zu bietenden Wolluſtbecher möglichſt würzen: das war höchſtes Frauenverdienſt. Und mit dieſer Odaliskenwürde gab ſich das ſchöne Geſchlecht zufrieden.

Freilich war die Auffaſſung eine andere. Schönheit wurde als eine Art Gottesgnadentum verehrt; die damit Gekrönten fühlten ihre Macht und nahmen die Huldigung als ſchuldige Abgabe hin. Sie lächelten auf die vor ihnen Knieenden hinab, vergeſſend, daß der Sockel, auf dem ſie ſtanden, aus den Begierden Jener gezimmert worden.

Welche Schätze von Zeit, von geistiger Kraft damals von den Frauen vergeudet wurden, um ihr lohnendstes Ehrenziel: schön zu sein oder mindestens zu scheinen, zu erreichen, das ist unberechenbar. „Toilette" war der Name jenes ganzen Kultus, dessen stets zu befolgende und stets wechselnde Liturgie „die Mode" hieß und welchem zu dienen ein Heer von Sklavinnen und Priesterinnen und Hoheprieſterinnen angestellt war. Ein Kultus, der, gleich dem einstigen opferverschlingenden Moloch, auf seinen Altären unzählige Vermögen in Rauch aufgehen machte, dem Gesundheit und Ehre hingeschlachtet wurden. Da gab's ein lichtstrahlbrechendes Glas — sie nannten es Diamanten —, ein Ding, das wir heute aus Zucker herstellen können und aus welchem wir mitunter die Dielen und Decken unserer Gemächer verfertigen, welches an sich hängen zu haben für ein solches Glück galt, daß manches Weib als Preis dafür — sich selber hingab. Wir können es an den alten Bildern sehen, wie zu jener Zeit die Frauen mit Spitzen, Federn und Edelsteinen bedeckt waren; wie sie nicht nur ihre Arme mit Spangen, ihre entblößten Schultern mit Perlen, ihr langes, kunstvoll aufgestecktes Haar mit falschen Blumen schmückten, sondern sogar ihre Ohren durchlöcherten, um deren Läppchen mit schwerem Gestein herabzuziehen — eine Sitte, die uns nicht viel weniger wild anmutet, als Jenen die Nasenringe der Indianer scheinen mochten. Einstens war das Tragen des Ohrschmuckes auch unter den Männern Mode gewesen und man traf im Maschinenalter noch vereinzelte alte Herren, die in dem einen Ohr ein schmales Goldreifchen trugen. Das waren nur Rudimente — im allgemeinen waren die Männer über Putz und Tand schon hinausgewachsen. In der männlichen Tracht war nichts mehr von Buntfarbigkeit und Metallflitter zu sehen, mit Ausnahme jedoch der Hof- und Militäruniformen. Aber dieser letzte Rest der Kleiderpracht kostete den Trägern — da hierbei feste Vorschriften befolgt werden mußten — keinen Kraftaufwand von Geist und Erfindung mehr; während bei den Frauen, deren Tracht dem Geschmack und der Willkür überlassen war, die Frage: „Was werde ich

anziehen?“ zwei Drittel der Lebensintereſſen vorſtellte. Wenn man bedenkt, daß der Gang der Ziviliſation und damit die Entfaltung menſchlicher Geſittung und Wohlfahrt von dem Maße der zurückgelegten intellektuellen Fortſchritte abhängt, und wenn man daneben berechnet, wie viel Nachdenken, wie viel geiſtige Anſtrengung, wie viel Talent von ſeiten der halben Menſchheit an die Bekleidungsfrage gewendet wurde, ſo läßt ſich ermeſſen, um wie vieles das Glück unſeres Geſchlechts durch das Schönſeinwollen des ſogenannten ſchönen Geſchlechts verzögert worden iſt.

Sie müſſen nicht glauben, daß man dieſe der Toilettenfrage zugewendete Wichtigkeit und Leidenſchaftlichkeit etwa gut hieß, daß man nicht auch ſchon empfand, wie oberflächlich, wie thöricht, wie zeit- und geldraubend, geſinnungserniedrigend die weibliche Putz- und Gefallſucht an ſich war. Man braucht nur in den alten Autoren die zahlreichen, gegen die Frauen gerichteten Gemeinplätze und die an ſie gerichteten Predigten zu leſen, um zu ſehen, wie ſehr man ſie um ihrer Eitelkeit willen ſchalt und höhnte, wie ſehr man ſie davor in allen Erbauungs- und Erziehungsſchriften warnte. Die ſcharfſinnigen Beobachter der Frauen ermangelten nie, auf die Frivolität des ſchönen Geſchlechts aufmerkſam zu machen, welches für nichts ſo lebhaftes Intereſſe hegte als für den Putz; deſſen meiſte Geſpräche und Gedanken um Kleiderſchnitte und Hutformen ſich drehten; auch ermangelten ſie nicht, dieſe ſo trefflich durchſchauten Charaktereigentümlichkeiten unter den Beweisgründen anzuführen, welche gegen die Gleichberechtigung der Frauen ins Feld gerückt wurden: denn wie ſollten dieſe oberflächlichen Geſchöpfe wichtige Ämter verwalten können — und läßt ſich etwas Lächerlicheres denken als Aktenſtöße neben Mode-Journalen, chirurgiſche Inſtrumente neben Puderſchachteln, mathematiſche Figuren neben Schnittmuſterzeichnungen? Wie vertrüge ſich, ſo fragten jene tiefen Frauenkenner weiter, ein Ausdauer und Verſtandeskraft erfordernder Beruf mit dieſem ſeichten Sinn, mit den Eiferſüchteleien zwiſchen Nebenbuhler-

innen, mit der ewigen Sorge um die eigenen Reize — mit dem ewigen Gefallenwollen?

Ja, das Gefallenwollen ward denjenigen gar bitter vorgeworfen, die man zum Gefallenmüſſen aufgezogen hatte. Empört Sie ſolche Ungerechtigkeit? Wir dürfen eben den Maßſtab der Gerechtigkeit nicht anlegen, um das Urteilsverfahren der Vergangenheit zu meſſen. Da, wo die Logik — dieſe Gerechtigkeit des Verſtandes — noch nicht zur allgemeinen Denkſitte geworden, da läßt ſich auch von der Allgemeinheit kein gerechtes Fühlen und Handeln erwarten. Wenn es erlaubt, wenn es möglich war, die notwendigen Folgen einer Sache als deren zwingende Urſachen hinzuſtellen, ſo konnte doch ein richtiger Schluß nicht gewonnen werden. Wenn wie hier z. B. die Fehler, welche aus der Stellung der Frauen reſultierten, als Gründe angeführt wurden, welche dieſe Stellung und das Verharren in derſelben rechtfertigen ſollten, ſo entzieht ſich die Frage jeder weiteren vernünftigen Erörterung. „Zu gefallen," — lehrt man dem Weibe — „iſt deine Pflicht und obendrein deine einzige Glückschance, denn aus dir ſelbſt darfſt du nichts werden, und nur derjenige, dem es dir gelungen, zu gefallen, kann dir die Güter des Lebens zukommen laſſen." „Du biſt" — ſo lautet der nebenhergehende Satz — „ſo ſehr bemüht, dich ſchön und reizend zu machen, — dein frivoler Sinn iſt ſo ſehr mit den Kleinigkeiten des Putzes beſchäftigt, daß du ganz untauglich biſt, dir ſelber die Güter des Lebens zu verſchaffen." In eine Buchſtaben-Formel aufgelöst, ergeben dieſe beiden Behauptungen folgende niedlichen Sätze:

Du mußt A ſein, weil du zu B nicht taugſt.
Du taugſt zu B nicht, weil du A biſt.

Sollen wir vorausſetzen, daß dieſe Folgerungsmethode auf abſichtlicher Irreführung beruhte? Schwerlich: kein Menſch will für dümmer gelten, als er iſt. Was hier zugrunde lag, war die allgemein verbreitete Anſicht, daß dasjenige, was die Leute ſind — als Individuen oder als Klaſſen betrachtet —,

immer das Produkt ihrer natürlichen Anlagen ſei; während doch in Wahrheit Individuen und Klaſſen diejenigen Merkmale zeigen, die durch die ſtattgehabten Einflüſſe ſo und nicht anders ſich entwickeln *mußten*. Immer die Verkennung der großen, damals noch ſo wenig verbreiteten Wahrheit, daß alles Seiende *ein zu fernerem Werden berechtigtes Gewordenes* iſt.

Die Gefallſucht der Frau war ein charakteriſtiſches Merkmal. Um dies zu erhärten, ward man nicht müde, tauſend Beiſpiele anzuführen und die Thatſache aus anderen Eigentümlichkeiten — Seichtigkeit, Beſchränktheit und dergleichen — heraus zu erklären. Nur die *eine* Möglichkeit: daß das Merkmal ein anerzogenes, durch die Lage der Frauen künſtlich geſchaffenes ſei, an die wurde gar nicht gedacht. Mehr noch: wenn eine Frau Toilettenkünſte verſchmähte, unbequemen Moden ſich nicht fügte, das Haar kurz ſcheeren ließ, ſo wurde ſie als „unweiblich" aus der Ordnung echter Frauen geſtrichen und die ſchreckliche Drohung über ſie verhängt, daß ſie „keinen Mann finden werde" — eine Strafe, die übrigens gern auf alle Befreiungsverſuche der Frauen — auch auf die geiſtigen — geſetzt wurde. Alles, was die Frauen an Selbſtändigkeit gewannen, ſollten ſie an anziehendem Reiz verlieren, hieß es in den von konſervativer Seite vorgebrachten Warnungsreden.

Mit den meiſten den Frauen nachgeſagten ſeeliſchen Eigenſchaften, in lobendem wie in tadelndem Sinne, verhielt es ſich ebenſo wie mit der Gefallſucht. Überall wäre ſo viel auf Rechnung der Erziehung und Lebensſtellung zu bringen geweſen, daß nur ſchwer ein Reſt natürlicher Anlagen ſich hätte beſtimmen laſſen. Und ſelbſt von dieſem Reſt wäre noch ein bedeutendes Etwas abzuziehen geweſen, nämlich die von der Mütterreihe ererbten Eigenheiten, welche nicht als ſpezifiſch weibliche Merkmale, ſondern als die Reſultate der von den vergangenen Frauengeſchlechtern erlittenen Einflüſſe hätte gelten müſſen; denn bekanntlich übertragen ſich mehr mütterliche Eigenſchaften auf die Töchter als auf die Söhne.

Aber so gewissenhaftes Wägen und Rechnen war — in Sachen des Geistes wenigstens — nicht Brauch. Es war viel einfacher und leichter, die von den umgebenden Erscheinungen gelieferten Durchschnittserfahrungen aufzuzeichnen und mit Gelehrtenmiene zu sagen: „So ist die Sache", was die stillschweigende Annahme in sich schloß: So und so ist die Sache ihrer Naturanlage, ihrer inneren Wesenheit nach beschaffen; und so soll — so muß sie auch bleiben.

Noch ein Zug, um dessentwillen die Frauen von den Einen bewundert, von den Anderen geringgeschätzt wurden, war ihr Hang zur Religiosität und ihre größere Neigung zum Aberglauben. Ersteres wurde wieder auf das beliebte Axiom von dem lebhafteren und tieferen Gefühlsleben des Weibes, letzteres auf das nicht minder beliebte von dessen geringerer Verstandeskraft zurückgeführt, während in Wirklichkeit diese ganz richtig beobachtete Erscheinung — es gab in der That viel mehr fromme und viel mehr abergläubische Frauen als solche Männer — auf hundert verketteten Ursachen beruhte. Das regere Gefühlsleben und die geringere Verstandeskraft auch zugegeben, wären diese Erscheinungen selber wieder als Folgen von äußeren Einwirkungen zu begreifen, und es zeugt von der ganzen Mangelhaftigkeit des damaligen philosophischen Urteils, daß man stets bestrebt war, jede Erscheinung, die doch das Ergebnis von unzähligen verschlungenen Causalreihen war, auf ein einziges Prinzip zurückführen zu wollen und dann nicht weiter zu untersuchen, ob dieses Prinzip selber ein letztes oder ein abgeleitetes Gesetz vorstellt.

Finden Sie es nicht sonderbar, daß man das eine Geschlecht darüber belächelte, dasjenige zu glauben, was ausschließlich von dem anderen gelehrt wurde? Glaubten denn die Lehrenden ihre Doctrinen selber *nicht*? Wie — den Ermahnungen der Priester zu folgen, sich von ihrem Einflusse beherrschen zu lassen, das wurde den Frauen als spezifisch weibliche Schwäche angerechnet? Vergaß man denn, daß die Stifter, Apostel und Verkünder aller Religionen Männer waren und diese anfänglich hauptsächlich Männer zu bekehren

wünſchten? Und wenn ſpäter immer mehr und mehr Männer ſich von dem Dogma abwendeten, während die Mehrzahl der Frauen ihm treu blieb, ſo geſchah dies nicht in Folge einer den Männern angeborenen geiſtigen Freiheit — denn eine ſolche hätte von allem Anfang an ſich nicht unterjochen laſſen —, ſondern einfach darum, weil die Feindin des Dogmenglaubens, die Wiſſenſchaft, zumeiſt nur von Männern betrieben wurde und den Frauen grundſätzlich vorenthalten blieb. Die vorwiegend geiſtliche Erziehung, die aus allen Kindern — ob Knaben oder Mädchen — bigotte Menſchen heranzubilden anſtrebt und hierin auch bei beiden Geſchlechtern gleiche Erfolge erzielt, — dieſe Erziehung war ungleich verteilt: ein viel größeres Quantum derſelben wurde der weiblichen Jugend zu teil.

Laſſen Sie mich — als ein Beiſpiel unter vielen — folgendes Schriftſtück anführen. Es iſt ein Reſkript Napoleons des Erſten an den Direktor der Offiziers-Töchterſchule von St. Denis, datiert 15. Mai 1807, worin der Kaiſer ſeinen Ideen über weibliche Erziehung Ausdruck giebt. Ich führe den franzöſiſchen Text an, damit Sie ſehen, wie ſchwache Gedanken — auch unter der Feder ſtarker Geiſter — einen ſchwachen Stil nach ſich ziehen.

„Il faut commencer par la religion dans toute sa sévérité. N'admettez, à cet égard, aucune modification. Elevez-nous des croyantes et non pas des raisonneuses. La faiblesse du cerveau des femmes, la mobilité de leurs idées, leur destination dans l'ordre social, la nécessité d'une constante et perpétuelle résignation et d'une sorte de charité indulgente et facile, tout cela ne peut s'obtenir que par la religion, par une religion charitable et douce.

. . . . . Presque toute la science qui y sera enseignée doit être celle de l'Evangile. Je désire qu'il en sorte, non des femmes très-agréables, mais des femmes vertueuses; que leurs agréments soient de mœurs et de cœur, non d'esprit et d'amusement; que les élèves fassent, chaque jour, des prières régulières, entendent la messe et reçoivent

des leçons de catéchisme. Cette partie de l'éducation est celle qui doit être la plus soignée."

(„Man beginne bei der Religion in ihrer ganzen Strenge. Gestatten Sie in dieser Hinsicht nicht die mindeste Abänderung. Erziehen Sie uns gläubige und nicht raisonnierende Frauen. Die Schwäche des Gehirns bei den Weibern, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Notwendigkeit einer standhaften und immerwährenden Resignation und eine gewisse nachsichtige und leicht zu erweckende Barmherzigkeit: alles das läßt sich nur durch die Religion erreichen, durch eine barmherzige und sanfte Religion.")

„Alles das" — also die Schwäche des Gehirns u. s. w. — läßt sich durch die Religion erreichen. Welch ein Stil! Ein Körnchen Wahrheit ist wohl darin enthalten . . . , aber sicher nicht das, was der Verfasser sagen wollte. Und jetzt wird der Religion das Prädikat „sanft" gegeben, während ein paar Zeilen früher deren ganze „Strenge" gefordert wurde.

(„Fast alle in der Anstalt zu lehrende Wissenschaft soll diejenige des Evangeliums sein. Ich wünsche, daß da — nicht sehr liebenswürdige, sondern tugendhafte Frauen herangebildet werden; daß ihre Vorzüge Vorzüge der Sitten und des Herzens, nicht aber des Geistes und der Unterhaltung seien; daß die Schülerinnen täglich regelmäßig Gebete verrichten, die Messe hören und Unterricht im Katechismus erhalten. Dieser Teil der Erziehung ist derjenige, welcher am meisten gepflegt werden soll.")

Ihm selber, dem mächtigen Verfasser dieses Erziehungsplanes, hätte vielleicht eine kleine Lektion aus dem so warm empfohlenen Katechismus nichts geschadet; etwas Vertiefung in die Gebote: „Du sollst nicht töten" und „Du sollst nicht ehebrechen" hätte dem Gatten Josefinens, hätte dem millionenfachen Menschenmörder immerhin gut gethan. Aber nein: der starke Mannesgeist hat derlei nicht nötig; nur die Frauen sollen im Katechismus die eigene Gehirnschwäche üben und daraus die für ihre soziale Stellung erforderliche „immerwährende Resignation" schöpfen.

Die so vielfach und in allen Tonarten wiederholte Zusammenstellung von Religion und Frauen, sei es nun, um darzuthun, daß die letzteren gläubig sind oder daß sie es sein sollen, war zugleich beleidigend für die Frauen und für die Religion. Entweder wollte man damit ausdrücken, daß der Glaube gut genug sei für die geistig schwachen Weiber, oder daß die Weiber gut genug seien für den geistig unhaltbaren Glauben; immer war da beiderseitige Herabsetzung enthalten. Wenn in den Augen der Männer die Religion dasjenige war, wofür sie ausgegeben wurde, nämlich das auf höchster Wahrheit beruhende höchste Gut, so hätten sie dieselbe für sich als ebenso erlangenswert erachten müssen und hätten in der größeren Religiosität der Frauen keinen Beweisgrund ihrer geringeren Geistesfähigkeiten finden dürfen. Es ist uns beinahe unfaßlich, daß in Sachen des Glaubens und Aberglaubens und dessen ungleicher Verteilung bei den Geschlechtern nicht folgende, so naheliegende Schlüsse gezogen wurden:

Die Zunahme der Wissenschaft schwächt den Glauben;

Bildung verscheucht den Aberglauben;

Frauen werden wissenschaftlicher Bildung prinzipiell ferngehalten:

Folglich sind Frauen dem Glauben und Aberglauben zugänglicher als ihre männlichen Zeitgenossen.

Sie standen auf der Stufe einer früheren Bildungsepoche, einer Epoche, in der die Männer ebenso gläubig und ebenso abergläubisch waren. Oder zeigte das Mittelalter etwa nur glaubensfanatische Frauen? Wurde dem indianischen Medizinmann nur von Indianerweibern Glauben geschenkt? Überragten denn — auch in der damaligen Gegenwart — die gebildeten Frauen nicht den rohen Bauer an geistiger Freiheit und lieferte der Unterschied zwischen einer Harriet Martineau, der Verbreiterin der Auguste Comte'schen Philosophie in England, und einem Vorbeter tyrolischer Dorfprozessionen nicht eine negative Instanz gegen das Verfahren, alle Verschiedenheiten aus der organischen Geschlechtsverschiedenheit heraus erklären zu wollen?

Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, sie so viel als möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches Wissen von seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von seiten der Priester, dieser Gefängniswärter der Vernunft. Das richtigste System zur Verhinderung der Emanzipation wäre es jedenfalls gewesen, den Frauen die Kunst des Lesens und Schreibens gänzlich zu verbieten. Im Orient hielt man es auch so. Hatte dort eine Frau schreiben gelernt, so mußte sie dieses Verbrechen sorgfältig zu verbergen suchen. Ja — mit dem Preisgeben des Alphabets an die Frau war ihr auch die Wissenschaft preisgegeben. Freilich wurde das ganze Gebiet Stück für Stück gegen sie verteidigt. Immer, wenn sie wieder einen Zoll sich erobert hatte, hieß es: Wohlan denn, bis hierher sei dir's gestattet — weiter kannst du nicht und weiter sollst du nicht. Dem „sollst du nicht" mußte die Mehrzahl sich fügen; aber das „kannst du nicht" machten einige Mutige zu schanden, indem sie, allen erdenklichen Schmähungen sich aussetzend, den Beweis lieferten, daß sie können. So ward die Grenze wieder um ein Stückchen hinausgeschoben, um wieder ebenso hartnäckig verteidigt zu werden.

Nicht nur im Reiche der Wissenschaft, auch in den Künsten herrschte dasselbe Grenzsperrsystem. „Les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connaissent à aucun et n'ont aucun génie." So zitiert Schopenhauer aus Jean Jacques Rousseau und fügt hinzu: „Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Kunst haben sie wirklichen, wahrhaftigen Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Äfferei zum Behufe ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes haben es nie zu einer wirklich großen und echt originellen Leistung gebracht. Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns ist weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig."

Immer wieder wurde den Frauen als Beweis ihrer geringeren Begabung das Faktum hingehalten, daß unter der kleinen Anzahl Derer, die erſt ſeit kurzer Zeit und mit Überwindung von allerlei Hinderniſſen eine Kunſt betrieben hatten — daß darunter kein Homer, kein Raphael und kein Beethoven aufgetreten war. Zeigte ſich dennoch eine achtungswerte weibliche Kunſtleiſtung, dann hieß es: „Merkwürdig! Nur eine Frau und doch ſo Gutes — wirklich recht Gutes für eine Frau!“

Die einzige Kunſt, bei der ſolche Urteile nicht gehört wurden, bei der zwiſchen beiden Geſchlechtern kein Unterſchied, weder an der Anzahl, noch an der Größe der Talente, angenommen werden konnte, — das war die darſtellende Kunſt. Denn auf der Bühne wirkten ebenſoviele Frauen wie Männer und das Gleichgewicht in der Verteilung brachte auch das Gleichgewicht der beiderſeitigen Leiſtungsfähigkeit zu Tage; — ein Umſtand, der für den logiſch vorgehenden Verſtand allein genügt haben ſollte, die auf anderen Kunſtgebieten gemachten willkürlichen Behauptungen von weiblicher Minderbefähigung umzuſtoßen. Oder ſollte man wirklich ein Naturgeſetz ſich gedacht haben, nach welchem das weibliche Gehirn derart organiſiert wäre, daß es von den neun Künſten nur in der einen es den Männern gleichthun könne, in allen anderen aber ewig zurückſtehen müſſe, ſo weit zurück, daß der Verſuch allein, eine ſolche Kunſt zu üben, für die anmaßenden Geſchöpfchen lächerlich ſei und daß man ſie daran in ihrem eigenen Intereſſe und im Intereſſe der Kunſt zu hindern habe? War aber dieſes ſonderbare phyſiologiſche Geſetz ſeit jeher erkannt worden? Hatte man etwa, als das Theater in ſeinen Anfängen war, den Frauen ihr Recht auf Mitwirkung und ihre Tüchtigkeit hierzu ſogleich zuerkannt? Mit nichten. Wir wiſſen, daß im Altertum alle Rollen, auch die weiblichen, von Männern dargeſtellt werden mußten; daß im Mittelalter es allgemein für ein Ding der Unmöglichkeit galt, eine Frau auf die Bretter ſteigen zu laſſen, und daß noch lange hernach, beinahe bis in das Maſchinenalter hinein, das öffentliche Auftreten für die

Frau als eine Art Schimpf galt, daß der Verlust aller bürgerlichen Stellung, aller Ehrbarkeit mit dem Wagnis verbunden war, zur Bühne zu gehen.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, bestand solches Vorurteil noch als Rudiment in philisterhaften Gemütern; in der weiten Welt jedoch wurden die Künstlerinnen mit Reichtümern und königlichen Ehren überschüttet; an sie wurde der Maßstab, mit welchem man sonst die Tugenden der Weiblichkeit zu messen pflegte, nicht gelegt: weder Demut, noch Gehorsam, noch unverbrüchliche Keuschheit forderte man von ihnen; ihr Rang, ihr Wert hing nicht von der Stellung ihres Gatten ab und, gattenlos, fiel nichts von dem Odium der Altjungfernschaft auf sie. Sie galten genau so viel wie ihr Talent, und dieses wurde weder in Hinblick auf weibliche Geistesschwäche mißtrauisch und vorurteilsbefangen unterschätzt, noch in Rücksicht auf diese Schwäche mit sogenannter „Courtoisie" beschützt; sie standen da, unabhängig von des Mannes Gnade und des Mannes Druck — dabei aber nicht losgesagt von des Mannes Liebe und Freundschaft —, Gründerinnen ihres eigenen Ruhmes und Vermögens, Herrinnen ihres Schicksals. Kurz — sie gehörten zu den ersten Exemplaren der aus der Gattung „Frauen" langsam sich entwickelnden höheren Ordnung der Menschinnen. Vergleichen Sie das Ansehen und die Existenz einer Patti, einer Wolter, einer Nilsson, deren Triumphe die alten Chroniken uns aufbewahrt haben, mit der Lebensstellung der indischen Weiber, wie sie im folgenden Aufsatz geschildert wird, und urteilen Sie, ob es irgend eine seelische Organisation der Frau geben kann, auf deren Wesenheit hin man bestimmen könne, was die „naturgemäße Bestimmung" des ganzen Geschlechtes sei. —

„Zweck der Ehe," so lesen wir in Büchners „Die Frau im alten Indien", „Zweck der Ehe ist in den Augen Manns (der indische Noah) lediglich die Nachkommenschaft und deren Verpflichtung, für das Andenken und für die Verehrung des Verstorbenen zu sorgen, welche als Geister unter den Lebenden zu weilen pflegen. (Vorfahren-Kultus.) In diesem Sinne ist

die Frau gewiſſermaßen das Opfer der Familie; ſie hat nichts für ſich zu beanſpruchen, ſondern nur dem Manne als Mittel zu dienen, durch welches er in ſeinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt; eine ſolche, die nur Töchtern das Leben giebt, Anderen überlaſſen. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert ſie ihn durch Widerſpruch, ſo kann er ſie verſtoßen, mißhandeln u. ſ. w. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine, die nur Töchter hat, im elften, eine ſolche, deren Kinder alle geſtorben ſind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere erſetzt werden. Die Verlaſſene aber wird mit abgeſchnittenen Haaren dem niedrigſten Elend preisgegeben; ſie iſt für die Geſellſchaft ſo gut wie geſtorben. Die indiſche Frau beſitzt kein eigenes Vermögen und kann kein ſolches beſitzen, mit Ausnahme perſönlicher Geſchenke, die als ſolche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie ſelbſt gehörte ja nur zum Vermögen, oder iſt bloßes Eigentum des Mannes. Glücklich muß ſie ſich preiſen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verſtoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt."

Nach weiteren Schilderungen fügt Büchner hinzu: „Dieſes iſt alſo die äußerſte Konſequenz eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, in welchem die Frau nicht als Perſon oder als gleichberechtigte Genoſſin des Mannes, ſondern als deſſen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieſer in den Anfängen der Ziviliſation ſehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu ſo traurigen Konſequenzen geführt wie in Indien; aber doch laſſen ſich ſelbſt heutzutage in der Stellung der Frau in unſerem Staats- und Geſellſchaftsleben Reminiszenzen an jene Zeit ausfindig machen, welche unſerer Ziviliſation nicht zur Ehre gereichen. Im alten Griechenland entſchädigte ſich der freie Bürger für die zurückgeſetzte und ins Innere des Hauſes gebannte Stellung ſeiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geiſtig mehr entwickelten oder ſelbſtändigen Frauen-

tums verwirklichte. Wir aber bedürfen — durch die freiere Stellung, die wir den Frauen eingeräumt haben — solcher zweifelhaften Surrogate nicht und werden ihrer um so weniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes an die männliche in Können, Wissen und Denken führt."

Sie sehen, meine geehrten Zuhörer (. . . . . und „Zuhörerinnen", würden unsere Vorfahren gesagt haben; aber unter uns kommt in einem Hörsaal dieser Unterschied nicht in Betracht. Sie sind hier alle als Lernende versammelt und dabei frage ich ebenso wenig um Ihr Geschlecht, als Sie nach dem meinigen gefragt haben. Die Ansprache: „Meine Herren und Damen", oder, aus gnädiger Höflichkeit: „Meine Damen und Herren" klänge von diesem Katheder aus ebenso unsinnig, wie es von seiten eines Professors im Maschinenalter unsinnig erschienen wäre, wenn er seine Hörer mit: „Meine Schwarzen und Blonden" angeredet hätte.) Sie sehen, daß ich mir keine Vorwegnahme eines zu damaliger Zeit noch nicht vorhandenen Begriffes zu schulden kommen ließ, indem ich von der kommenden Gleichberechtigung beider Geschlechter sprach, denn die Freidenker unter unseren Vorfahren, die Vertreter der neuen naturwissenschaftlichen Weltanschauung, unter welchen Ludwig Büchner, wie Sie wissen, einen hervorragenden Platz einnimmt, gaben dieser Idee schon allenthalben Ausdruck. Durchaus nicht waren es die Frauen allein, welche ihrem Geschlechte größere Rechte vindizierten; unter den denkenden Männern vielmehr fanden sich solche, die das Fortschrittswerk im Auge, das ganze Menschengeschlecht daran beteiligt sehen wollten. Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation — gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schrieben sogar die Schriftstellerinnen, um so den nächstliegenden Zweck,

nämlich bei den Männern ſich einzuſchmeicheln, am ſicherſten zu erreichen.

Keine Frau des Maſchinenalters — ſelbſt unter den Anführerinnen der Emanzipationsbewegung — hat, daß ich wüßte, ſo energiſch für die Rechte ihres Geſchlechtes plaidiert wie der große engliſche Denker John Stuart Mill. In ſeinen Memoiren hat er der eigenen Frau das Zeugnis ausgeſtellt, daß er *ihrem*, in jeder Richtung freien und erhabenen Geiſte die beſten in ſeinen Werken enthaltenen Ideen zu danken habe. Aus dem berühmten Buche dieſes Verfaſſers „The subjection of women“ will ich Ihnen nun einige Stellen mitteilen, damit Sie nicht etwa glauben ſollten, daß alle Männer auf ſeiten des vorhin zitierten E. Reich ſtanden und daß die neu aufgetauchte Befreiungstheorie nur „in einigen überſpannten Weiberköpfen ſpukte.“

„Wir hatten die Moralität der Hörigkeit (die Verpflichtung, ſich der Gewalt zu unterwerfen); dann die Moralität der Ritterlichkeit (das Recht des Schwachen auf Schutz und Nachſicht des Stärkeren); jetzt iſt die Zeit der Gerechtigkeit gekommen.“ Daß dieſe Gerechtigkeit noch nicht allherrſchend iſt, das ſieht Stuart Mill in der Unterordnung des weiblichen Geſchlechtes: „So ſteht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinſamtes Faktum inmitten der ſozialen Inſtitutionen, als einzige Breſche in ihrem wohlgefügten Grundgeſetz, als alleinige Reliquie einer vergangenen Zeit, deren Denken und Thun in allen Punkten als überlebt gilt und nur in dieſem einen, dem das allgemeinſte Intereſſe beigemeſſen werden muß, konſerviert wird. Man darf nicht annehmen, die Barbarei, welche die Menſchen am längſten feſtgehalten, ſei ein geringerer Grad von Barbarei als jene, welche ſie früher abgeſchüttelt haben.“

„ . . . Als gewiß und unumſtößlich läßt ſich Eines feſthalten: die Frau wird dadurch, daß man der Entfaltung ihrer Natur freien Spielraum läßt, nicht verleitet werden, etwas zu thun, was abſolut gegen dieſelbe iſt. Der Eifer der Menſchen,

die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne, sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist eine sehr überflüssige ... Jede Begrenzung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne daß sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist."

Lassen Sie uns diesen letzten Ausspruch des englischen Philosophen etwas näher betrachten. Daß es — auch unter den Männern — Unbefähigte auf allen von ihnen eingenommenen, gegen die Frauen so eifersüchtig verteidigten Gebieten gab, das ließ sich doch nicht ableugnen: schlechte Beamte, schlechte Ärzte, schlechte Schriftsteller. Und bei Zulassung der Frauen zu freiem Wettbewerb konnten doch nur diese Schlechten von den sie übertreffenden stärkeren Konkurrentinnen aus dem Felde geschlagen werden, während die schwächeren Bewerberinnen — von denen man unerwiesenermaßen stets eine so gefährliche große Menge voraussetzte — naturgemäß ebenfalls ausgeschieden bleiben mußten. Setzen wir die Sache in ein einfaches Rechenexempel um: Es soll eine Arbeit verrichtet werden, die aus Hebung von so und so viel Kilo besteht und die unter 8 Arbeiter zu verteilen ist. Der Arbeitgeber wird von den sich meldenden Taglöhnern nur die stärksten wählen, um in möglichst kurzer Zeit mit der Aufgabe fertig zu sein. Es melden sich 10 Männer und 10 Frauen. Die letzteren werden, da sie bekanntlich schwächer sind als die Männer, zur Kraftprobe gar nicht zugelassen. In der That — unter den Frauen befanden sich 9 schwache und nur eine starke, während unter den Männer 7 kräftige und 3 schwache waren. Die 8 männlichen Arbeiter werden angestellt — ein Schwächling darunter. Wären die Frauen zum Bewerbe herangezogen worden, so hätten, statt 2 Männern und 10 Frauen, 3 Männer und 9 Frauen abziehen müssen und der Gewinn wäre auf seiten des Arbeitgebers geblieben, denn er hätte acht Plätze mit kräftigen Leuten ausgefüllt. In dem versinnbildlichten Falle heißt der Arbeitgeber die Gesellschaft und der Gewinn der Gesellschaft ist es,

wenn die innerhalb ihres Kreises zu verrichtenden Arbeiten in die Hände einer größeren Anzahl von Befähigten fallen, gleichviel, welchem Stande, welcher Nation oder auch welchem Geschlechte dieselben angehören. Der Ausschluß eines Geschlechtes ist sogar noch viel nachteiliger als der einer Klasse oder Rasse, da es da nicht um einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil, sondern um die Hälfte der verfügbaren Kräfte sich handelt. Bei dem oben angeführten Beispiel ist durch das gewählte Zahlenverhältnis sogar der damals herrschenden Ansicht von der Inferiorität der Frauen ein Zugeständnis gemacht; in der Wirklichkeit jedoch, wenn an einer Schule, einem Konservatorium, einer Universität eine gleiche Anzahl von Mädchen und Knaben den gleichen Unterricht erhielten, zeigten die Prüfungen niemals ein tieferes Niveau der Erfolge auf seite der weiblichen Studenten.

Ja — im Maschinenalter sehen wir dieses Phänomen zuerst auftreten — angestaunt, ausgelacht, verleumdet, verhöhnt: — der weibliche Student. In Amerika war zur selben Zeit diese Erscheinung schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber wir beschränken ja unsere Betrachtungen auf die Staaten von Europa, und hier gehörte die akademische Laufbahn für Frauen noch zu den seltensten Ausnahmsfällen. Eine sehr geringe Anzahl von Lehrsälen — zumeist in der Schweiz — stand der weiblichen Jugend offen, und die Kandidatinnen kamen zumeist aus Rußland. Und weil von demselben Lande der Nihilismus ausgegangen war, so entstand in der Vorstellung der Menge eine Vermischung der Begriffe Nihilismus und weibliches Studententum; eine Ideenverbindung, die um so natürlicher war, als beides auf Befreiungsprinzipien beruhte und die Vertreterinnen beider Richtungen kurz geschorenes Haar zu tragen pflegten. So geschah es, daß für die ängstlichen Gemüter der am Hergebrachten Geklammerten das Bild einer die Universität besuchenden Hörerin der Medizin denselben Schauer erweckte wie dasjenige einer am Galgen baumelnden Zarenmörderin.

Anläßlich der Doktoraspirantinnen seiner Zeit läßt sich der öfter angeführte E. Reich also vernehmen:

„Wäre es nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einigermaßen befähigten Frauen verlegten sich auf Kindergärtnerei, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Fröschen bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reißt und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zur Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel weiblicher Medizin-Studenten! Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib atmen, nicht Grausamkeit wirken."

Sträubt sich Ihr logisches Gewissen gegen solches rhetorisches Verfahren? Abgesehen davon, daß der in einem vereinzelten Buche der ganzen Frauenwelt gegebene Rat — „sich auf die Kindergärtnerei zu verlegen" — unmöglich von allen vernommen und befolgt werden kann und, wenn befolgt, zu einer solchen Überfüllung des genannten Berufszweiges führen müßte, daß kein Lebensunterhalt dabei zu gewinnen wäre; abgesehen davon, daß die eben damals zum Leibarzt der Königin von Italien ernannte junge Doktorin kaum besser gethan hätte, Herrn Reich zuliebe Kindergärtnerin zu werden, statt ihm den Ekel des weiblichen Medizin-Studiums zu bereiten; — abgesehen von der Unhaltbarkeit des Rates, betrachten Sie einmal die Unhaltbarkeit oder vielmehr die philosophische Unredlichkeit von dessen Begründung. Die so abschreckend hingestellte Vivisektion ist entweder unnütz — dann sind die Männer, die sie betreiben, ebenso „abscheulich" wie die „Frauenzimmer"; oder aber, sie ist durch den Zweck der zum Besten der kranken Menschheit zu sammelnden Er-

fahrungen gerechtfertigt, dann macht das Geschlecht derjenigen, die sie ausüben, keinen Unterschied. Nur Liebe, Barmherzigkeit und „Menschlichkeit" soll das Weib üben? Wurden denn physiologische Studien von seiten der Männer aus — den Männern geziemenden — Motiven des Hasses, der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit betrieben? Schwerlich. Hätte übrigens der Autor bei Anwendung des Wortes „Menschlichkeit" nicht bei dem Widerspruch sich ertappen müssen, der darin liegt, der einen Hälfte der Gattung das wesentlichste Merkmal der Gesammtheit zuweisen zu wollen? Warum sollte das Weib „menschlicher" sein als der Mann, der doch in jeder Hinsicht sich als den eigentlichen Repräsentanten des Begriffes Mensch betrachtet wissen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich, wenn wir bedenken, daß Menschlichkeit, im Sinne einer Tugend, damals nicht das war, was es heute geworden, nämlich der Grundzug des vollmenschlichen Charakters, sondern erst als eine ganz neue, mit dem herrschenden kriegerischen Geist noch arg in Widerspruch geratende Tugend auftrat. Am besten noch konnte dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte sich bethätigen, welches von der Ausübung der obwaltenden Feindseligkeitspflichten ausgeschlossen war. Während im Kriege das Amt der Männer im Wundenschlagen bestand, durften die Frauen allein dieselben heilen. In einer vorgeschritteneren Zeit, in der die Humanität zum siegenden Durchbruch gekommen war, da galt die Barmherzigkeit ebenso wenig mehr als ein Vorrecht der Frauen, als der Verstand ein Vorrecht der Männer geblieben war. Dazumal, wo noch so viel Rauhes und Rohes in der — sich so vorgeschritten wähnenden — Kultur enthalten war, da ist es begreiflich, daß man den sanften Tugenden wenigstens bei jenen Wesen eine Zuflucht sichern wollte, die dem öffentlichen Leben fern standen. Da, wo jeder Sohn des Landes mordpflichtig, wo das Raufen und Saufen und Ausschweifen allgemeine Männersitte war, da mochte wohl der Gedanke etwas Abstoßendes haben, daß das „schöne Geschlecht", dasjenige Geschlecht, welches am friedlichen Hausherde die milde Flamme

der Liebe zu hüten angeſtellt war, es dem anderen gleichthun wolle und auch ſich hinausſtürzen ins „feindliche Leben“. Da mochte man wohl fürchten, daß die Sanftmut, die Anmut, die Reinheit, — die Liebe ſelber vom Erdkreis verſchwinden müſſe, wenn die ſogenannte „Weiblichkeit“ nicht in ihren Schranken bliebe . . .

Doch was war es, das die Männer da verteidigen wollten, indem ſie das Fallen jener Schranken zu verhindern ſtrebten? War es das Privilegium der weiblichen Tugenden oder etwa dasjenige der — eigenen Laſter? Glaubten ſie, daß, ſo lange die für die Menſchenwürde und den Beſtand einer geſitteten Geſellſchaft notwendige Quantität von Enthaltſamkeit, Mitleid, Friedfertigkeit u. ſ. w. von den Frauen gepflegt würde, es den Männern ſtatthaft ſei, den gegenteiligen Untugenden zu fröhnen? Faſt ſcheint es ſo. Und in der That, es herrſchte auch eine für die Geſchlechter getrennte Moral. Es gab ſpezifiſch weibliche und ſpezifiſch männliche Tugenden; die Beurteilung gewiſſer Handlungen war eine ganz verſchiedene, wofern dieſelben von einem Manne oder von einer Frau begangen worden. Vergehen gegen das ſechſte Gebot z. B. waren — wenn noch ſo gering — bei den Frauen das ſchwerſt zu ſühnende Verbrechen, während die ſtrenge Befolgung desſelben beim Manne hingegen lächerlich erſchien. Die ganze Häßlichkeit ungezügelten rohen Treibens: Trunkſucht, Raufluſt, Unzucht, zeigte ſich erſt, wenn man ſich eine ſolchem Treiben ergebene Frau vorſtellte, während Zecher, Duellanten und Don Juans als ganz liebenswürdige Männerfiguren gedacht werden konnten. Dafür galten manche Charakterſchwächen für verächtlich bei den Männern und entſchuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutloſigkeit, Willenloſigkeit, Gedankenloſigkeit. Da wo die Frau dieſe lieblichen Fehler ablegen wollte, wo ſie Thatkraft und Selbſtvertrauen zeigte, prieſen ſie wohl Einige ob ihres *männlichen* Charakters, doch ließen Andere gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung der weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in die Brüche gehen müſſen.

Was man nicht ſah, was man nicht verſtand, war dieſes: Die unaufhaltſame Naturkraft, durch welche die Menſchheit zu immer größerer Veredlung getrieben wird — eine Kraft, der die Meiſten ohne Zielbewußtſein dienten, gegen die eine Anzahl der davon Getriebenen ſich ſogar ſtets zu widerſetzen ſuchte —, war wieder einmal im Zuge, einen höheren Typus unſerer Gattung zu formen: den Typus der Vollmenſchlichkeit. Eine der Bethätigungen dieſes Neugeſtaltungsdranges war die Frauenbefreiungsidee. Denn zur Erreichung des — mehr geahnten als erkannten — Ideals war die ungehinderte Entfaltung aller in der Geſamtmenſchheit vorhandenen Geiſteskeime nötig; keine der unter Allen verteilten Anlagen durfte mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Raſſe oder des Standes oder gar des Geſchlechtes unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakteriſieren ſollte, durfte nicht mehr in zwei Hälften geſchieden ſein; Milde und Mäßigkeit auf der einen, Mut und Denkfähigkeit auf der anderen Seite mußte jeder Vollmenſch aufweiſen, ob er nun dem männlichen oder weiblichen Geſchlechte angehörte. So wie es dazumal ſchon manche gemeinſchaftliche Eigenſchaften gab, ohne welche weder Mann noch Frau Anſpruch auf Achtung hatte, als: Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, ſo hat ein ſpäteres Vollkommenheitsideal alle menſchlichen Tugenden von allen Menſchen gleich gefordert. Mit Abſchaffung der ſonſtigen Privilegien mußten auch die Laſtervorrechte verſchwinden und kein Mann durfte mehr ſtolz auf ſeine Ausſchweifungen ſein. Der Mut, dieſe Muſtertugend zuerſt des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, ſchließlich des ſtets ſchlachtbereiten Soldaten und menſurbereiten Studenten, verlor von ſeinem Nimbus und mußte nicht mehr von Männern allein bis zur Verachtung des Lebens getrieben werden, ſondern ward in Stunden der Gefahr, in ſchweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenſchlichen Weibe gefordert; die Keuſchheit war nicht mehr allein in des Weibes Hut gelegt und von dieſem bis zur Abtötung aller natürlichen Triebe zu wahren, ſondern *jeder* Vollmenſch mußte es ver-

ſchmähen, der Sinnenluſt ohne Liebe oder in verräteriſchem Treubruch zu fröhnen. So geſchah es, daß durch die fallenden Feſſeln, welche das eine Geſchlecht ſo lange getragen hatte, nicht nur dieſes, ſondern auch das andere zu höherer Menſchenwürde emporſtieg. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weibiſchkeit verſank der Mann, ſondern beide vereint — unter ihnen die beſten, ſtärkſten, talent- und verſtandesreichſten — bildeten ſich zu den Muſtern einer höheren Gattung heran.

V.

Die Liebe.

Heute wollen wir zum Gegenſtande unſerer Betrachtungen die Liebe . . .

Wie? Sie erheben ſich von Ihren Sitzen, geehrte Zuhörer? Durch dieſe Kundgebung geben Sie den Gefühlen der Ehrerbietung Ausdruck, welche Sie der Königin aller irdiſchen Freuden weihen . . . Sie glauben wohl, daß ich eine jener Feſtreden halten will, wie dieſelben unter uns ſo häufig dem heiligen Borne höchſten Glückes gewidmet werden?

Nein, nein — laſſen Sie ſich nur wieder ruhig nieder. Ich will ja von der Liebe reden, wie ſie von unſern Vorfahren des Maſchinenalters verſtanden wurde, und eine Huldigung wäre da nicht am Platze. Denn um keine Königin handelt es ſich da, ſondern um eine in den Staub getretene, gefeſſelte, dichtverhüllte, verleumdete und verleugnete, gequälte und geſchmähte, rechtloſe Sklavin!

Ich laſſe dieſen Vortrag auf den vorigen folgen, weil dazumal „Frauen“ und „Liebe“ gewöhnlich in einem Atem genannt wurden — eine Zuſammenſtellung, welche der Frau in Sachen der Liebe wieder deutlich die Rolle des Objektes — und nicht Subjektes — zuwies; und weil dieſes Thema Gelegenheit bietet, vieles nachzuholen, was in der letzten Vorleſung nicht genügend ausgeführt worden iſt. Liebe und Ehe waren nämlich diejenigen Dinge, in welchen die ſcheinbare Ver-

himmelung und thatsächliche Niederdrückung des Weibes am deutlichsten zum Ausdruck kam. In der Liebe gab's für die Männer Rechte und Freuden, für die Frauen Pflichten und — Verbrechen. Im allgemeinen lag ein schwerer Sündenfluch, eine tiefe Acht auf diesem seligsten der Triebe; aber der ganze Fluch lastete auf den Frauenhäuptern, die ganze Acht hatte das schwache Geschlecht zu tragen.

Woher dieser Fluch? Wer war's, der die Liebe in Acht und Bann gethan? Es war — o Widerspruch der Widersprüche — die sogenannte Religion der Liebe. Das Christentum war es, welches, das Wort Liebe stets im Munde, diesem Gefühle selber, wo es in jungen Herzen sich regte, in jungen Sinnen glühte, die ärgste Feindschaft und die tiefste Verachtung weihte.

„Perhaps of all the many woes, that priesthood have wrought upon humanity, none have been greater than the false teaching, that love can ever be a sin. To the sorrow and the harm of the world, the world's religions have all striven to make men and women shun and deny their one angel as a peril or a shame; but religions cannot strive against nature, and when the lovers see each others heavens in each others eyes, they know the supreme truth that one short day together is worth a lifetime's glory." *)

Aus dieser Stelle, die einem Autor des neunzehnten Jahrhunderts — Ouida — entnommen ist, geht hervor, daß ich keine der damaligen Zeit ganz unbekannte Idee ausdrücke, wenn ich in unserem Geist die grausame Lage beleuchte, in welcher einst der Menschheit „einziger Engel" zu schmachten

*) Von all' dem vielen Jammer, welcher der Menschheit von der Priesterschaft auferlegt worden, hat es vielleicht keinen schlimmeren gegeben, als jene falsche Lehre, daß Liebe jemals Sünde sein könne. Zum Leid und zum Schaden der Erdenkinder haben alle Religionen der Erde angestrebt, daß der Mensch seinen einzigen Engel als eine Gefahr und als eine Schande vermeide und verleugne. Aber Religionen können die Natur nicht bezwingen und wenn Liebende — Eines in dem Aug' des Andern ihren Himmel sehen, dann erkennen sie jene höchste Wahrheit, daß ein kurzer Tag zusammen die Glorie einer ganzen Lebensdauer aufwiegt.

verdammt war. Der Unterſchied iſt nur der, daß wir allgemein ſo denken, wie damals nur einige Wenige zu denken wagten, und daß wir unſeren hierauf bezüglichen Anſichten viel freieren Ausdruck geben können, als es zu jener Zeit möglich war, wo nächſt der Sache ſelbſt das Sprechen über dieſelbe als heikel und gefährlich, als bedenklich und — unſittlich galt. Beſonders in Anweſenheit von Frauen — deren anerkannter Beruf die Ehe war, und Ehe ſollte doch ſanktionierte Liebe heißen — durfte von erotiſchen Dingen nicht die Rede ſein. Das Verhältnis der Geſchlechter zu einander war das große, von allen gewußte und von allen verſchwiegene Geheimnis; — Kinder ſollten gar nichts davon erfahren, erwachſene Mädchen nicht vor der Brautnacht. Die Verachtung, die Schmach, die ſich an alle mit dem Geſchlechtsleben verbundenen Begriffe heftete, hing natürlich auch den Worten an, durch welche dieſe Begriffe ausgedrückt wurden (das Wort geſchlechtlich an ſich hatte ſchon einen böſen Klang) und bewirkte die allgemeine Totſchweigung deſſen, was man doch nicht töten konnte und wollte. Die Ertötung des Fleiſches — ſo hieß einer der oberſten Grundſätze chriſtlicher Moral, und letztere war die Quelle des dem ſexuellen Triebe allgemein geweihten Abſcheus. Zwar ſtand der Begriff „Liebe“ in jenem Moralſyſtem obenan; aber dabei war nur die Gottes- und Nächſtenliebe gedacht; während die eigentliche, die lebenſpendende, die uns über alles heilige Liebe zwiſchen Mann und Weib ganz davon ausgeſchloſſen war.

Von dieſer allein ſoll indes die gegenwärtige Vorleſung handeln. Laſſen wir alle Nebenbegriffe aus dem Spiele, welche durch dieſes viel zu allgemeine Wort bezeichnet werden, und beſchränken wir uns auf diejenige Form der Liebe, welche — ehe ſie von einer finſteren Asketik dem Satan überantwortet worden — von einer früheren, lebensheiteren Religion unter den Schutz einer Göttin geſtellt war. Einer Göttin, deren Altäre ſpäter zertrümmert wurden, die in ſchmachvolle Verbannung fliehen mußte, die aber ſchließlich doch wieder zum Sieg gelangen ſollte, wie dies ſchon mancher Dichter des Maſchinenalters ahnungsvoll geſungen hat:

Wenn verglüht des Weltenbrandes letzter reinigender Funken,
Wirst du steigen aus der Asche, hehre Göttin, wonnetrunken,
Und dem neuen Weltgeschlechte mit der Allmacht heil'gem Triebe
Froh verkünden, daß gekommen: Zeit und Reich der ew'gen Liebe.
(H. Friedrichs.)

Ganz und gar hatte sich die Göttin in das ihr gewordene Verbannungsdekret denn doch nicht gefügt. Das brauchte ich Ihnen eigentlich nicht erst zu sagen — denn hätte sie nicht doch noch unter unseren Vorfahren gewaltet, so wären wir einfach nicht da. Diese Konsequenz — nämlich das Aussterben der Menschheit — welche die allgemeine Erreichung des christlichen Vollkommenheitsideals nach sich gezogen hätte, die lag der christlichen Lehre anfänglich auch eingestandenermaßen zugrunde. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" ward den Gläubigen verkündet und der in nächster Zukunft zu erwartende Eintritt des himmlischen Reiches — mit anderen Worten des Endes der Welt — machte die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu einer unnützen, die baldige Erfüllung der Verheißung nur hemmenden, Gott mißfallenden Sache. Eine Religion, die den Tod und den Schmerz verherrlichte, mußte folgerichtig alles, was Leben und Lust bedeutete, verpönen.

Dennoch: vernichten ließ sich das Verpönte nicht. Mochte auch die Jungfräulichkeit, die äußerste Enthaltsamkeit, als der dem Himmel wohlgefälligste Zustand; die geschlechtliche Verbindung hingegen, als das Werk der Hölle, als die Verwirklichung des bösen Prinzips, als die größte, dem Schöpfer zuzufügende Beleidigung hingestellt werden: die Göttin — oder um ohne Bild zu reden — die Natur behauptete denn doch den Sieg. Schließlich wurde der Siegerin — unwillig zwar, aber doch ein Feld eingeräumt: die Ehe. Hier nur war dieser schlimmsten aller Sünden eine Erlaubniskarte erteilt und hier brauchte sie nicht mehr Sünde zu heißen. In diesem Asyl durfte die sonst Vogelfreie — sich verstecken, nicht etwa herrschen; denn die Ehe war weit davon entfernt, ausschließlich ein Liebesbund zu sein. In den Augen der Kirche war sie „von zwei Übeln das kleinere" und das Mittel, neue Gläubige in

die Welt zu ſetzen; in den Augen der Welt war ſie zumeiſt eine Vermögens-, Standes- und Vernunftsfrage.

Doch von der Ehe ſoll dieſer Vortrag nicht handeln; laſſen Sie uns bei der Liebe verweilen. Zwar iſt es wahrlich keine leichte Sache, auf Grund der überkommenen Zeugniſſe ein einigermaßen klares Bild über den Verkehr der Geſchlechter aus dem Maſchinenalter zu gewinnen. Auf der einen Seite die moraliſche Verdammung, auf der anderen ſchwärmeriſche Verhimmelung; auf der einen Seite ein Enthalten, ein Schweigen, als gäbe es unter normalen Menſchen kein ſolches Ding wie Liebesfreuden, auf der andern ein Schwelgen, als gäbe es nichts Anderes. Eine Morallehre, welche ſo großes Gewicht auf das Keuſchheitsgebot legt, daß dieſes nicht mehr wie ein Bruchteil der Sittengeſetze, ſondern beinahe wie das Sittengeſetz ſelber erſcheint, ſo daß z. B. das Wort „unmoraliſch" — beſonders wenn auf weibliche Perſonen angewendet — nicht etwa die Idee von Verſtößen gegen den Wahrheitsſinn, gegen die Redlichkeit, gegen die Barmherzigkeit involvierte, ſondern einfach ausdrückte, daß die betreffende Perſon eine Liebſchaft habe. „Unſittliche Lektüre" hießen nicht etwa Schriften, welche zum Völkerhaß aufreizten, oder die Vernunft unterdrücken wollten, ſondern ſolche, die ohne Verdammnis von den Freuden der Liebe ſprachen. Vielleicht wäre mein gegenwärtiger Vortrag — hätte zu jener Zeit jemand ihn zu ſprechen gewagt — auch als unmoraliſch aufgefaßt worden.

Sie glauben wohl, daß unter der Herrſchaft ſolcher Anſichten die Liebe — außer unter Verlobten — gar nicht empfunden wurde; daß im Verkehr der Geſchlechter die äußerſte Zurückhaltung obwaltete; daß ein außerehelicher Kuß etwas ebenſo Seltenes war wie ein Mord; daß außer Verheirateten und einigen ſeltenen Verruchten es keine Menſchen gab, die mit Weſen des anderen Geſchlechtes vertraulichen Umgang gepflegt hätten? Da irren Sie. Der Sturm der Leidenſchaft brauste mit gleicher Heftigkeit; die Flammen der Sinne ſchlugen mit gleicher Glut empor wie zu allen Zeiten; nur geſchah es in Verborgenem, in Verleugnetem und Geächtetem. Als

Leibgarde dieſes allgemein anerkannten, aber ſo häufig übertretenen Sittengeſetzes ſtellte ſich dasjenige ein, was unter uns als die unſittlichſte aller Sünden gilt: Trug und Heuchelei.

Eine ganze Klaſſe von Menſchen jedoch hatte den Zwang jenes Geſetzes von ſich abgeſchüttelt. Nicht nur durch geheime Übertretung desſelben, ſondern durch die offene Behauptung, daß es nicht für ſie geſchaffen ſei. Dieſe Klaſſe war die der jungen Männerwelt. Den Lehren des Katechismus zum Trotze, in welchem alle Vergehungen gegen das ſechſte Gebot jedem Chriſten ſtrengſtens unterſagt waren, hatte ſich, erſt ſtillſchweigend, endlich offen bekannt, eine geſellige Konvention gebildet, nach welcher es als ausgemacht galt, daß für Männer ein freies Liebesleben weder ſündhaft noch entehrend ſei — im Gegenteil. Für die Tugenden der verſchiedenen Joſefe des alten und neuen Teſtaments hatten auch die gläubigſten Chriſten nur mehr ein Lächeln; für die Nr. 1003 aufweiſende Liſte Don Juans indeſſen — nur Bewunderung. Die dem Akte des befriedigten Liebestriebes anhaftende Verdammung fiel einzig auf die weibliche Teilnehmerin. Um den bekannten Ruhmesnimbus herzuſtellen, der die Geſtalt des Don Juan umgiebt, haben tauſend und drei Opfer in Sünde und Gram verfallen müſſen; gerade ſo wie zu eines wilden Häuptlings Ehrenſchmuck ſo und ſo viel erſchlagener Feinde Schädelknochen nötig waren.

Sie begreifen wohl, daß von der Quantität weiblicher Schande, die von dem zügelloſen Leben der Männer erzeugt wurde, die Mehrzahl der Frauen nichts auf ſich nehmen wollte; daß ſie dagegen von ihren Männern und Brüdern auch geſchützt ward. Was geſchah nun mit dieſem Ueberſchuß von Schmach? Eine ganze Klaſſe von Frauen — ein verächtlich mitleidiger Ausdruck nannte ſie die „Verlorenen“ — von Not, Unglück oder Leichtſinn hineingeſtürzt, mußte in dieſer Schmach zugrunde gehen. Ein Heer von Sklavinnen war's, zur Verrichtung der niederen Arbeit der Luſt. Aus der Geſellſchaft, aus dem Frauentum geſtoßen, gehörten dieſe Unglücklichen eigentlich nicht zur Menſchheit; denn alle Begriffe von der

Würde der letzteren, von ihren Rechten und Idealen, lagen außerhalb ihres Bereichs; ihre Exiſtenz war die Verneinung alles deſſen, was das Sittengeſetz forderte. Von einem Inein-klangbringen ihres Treibens mit den herrſchenden Moralſatzun-gen, von einer Anerkennung ihrer im Gefüge der Geſellſchaft eingenommenen Stellung konnte keine Rede ſein; alſo wurden ſie einfach — abgeſehen von ihrer Benützung zu Freuden-zwecken — totgeſchwiegen. Denn von Abſchaffung wollte man nichts wiſſen. Der Staat, in männerfreundlicher Würdigung der Notwendigkeit, daß die Herren der Schöpfung — welche öffentlich zur Monogamie und zu einer Religion ſich bekannten, die auf die Todſünde der Unkeuſchheit ewige Verdammnis ver-hängte — im Geheimen ungeſtraft und möglichſt ungefährlich polygamiſch und todſündlich ſich amüſieren müſſen, der Staat (der ja nur durch Männer perſonifiziert war) ſorgte dafür, daß die Helotenſchar der „Verlorenen" gewerbemäßig konſtituiert und polizeilich reguliert werde; und damit dieſelbe ſich nicht empöre und dem Schmachjoch nicht entlaufe, gab es — den Krypteia, d. i. den Jagden, womit die Heloten von den Spar-tanern in Schrecken gehalten wurden, entſprechend — diejenige laſterbewachende und -regiſtrierende, mittelſt nächtlichen Razzias opferverfolgende Behörde, welche wie zum Hohne „Sitten-polizei" ſich nannte.

Nicht um das Laſter zu verbieten und zu hindern, gingen dieſe Emiſſäre aus, ſondern um ihm Erlaubniskarten auszu-teilen. Die ſich preisgebende Dirne galt als Verbrecherin — nur ſo lange ſie ſich nicht als ſolche meldete; nach erfolgter Meldung war das Verbrechen legaliſiert und konſolidiert; die Erlaubniskarte verlieh das Recht zu weiterem Sündigen und gab ſogar eine Feſſel ab, welche die Sünderin fortan in der weiteren Ausübung ihres Verbrechens feſthielt. Zu welch in-famer Rolle war die hehre Juſtitia da herabgezerrt worden! Mit ihrer erteilten Erlaubnis konnte ſie die Schuld nicht auf-heben, ſondern nur zur Mitſchuldigen ſich erniedrigen: und ſo kam es auch, daß ihr diesfälliges Dekret nichts von Recht-fertigung mit ſich brachte, daß die vermeintliche Strafloſigkeit,

die ihre „Toleranz" erteilen sollte, in Wirklichkeit eine ärgere Strafe in sich barg als die auf andere Verbrechen gesetzten Geld- und Freiheitsbußen. Denn entehrender als das eingebrannte Mal des Galeerensträflings und ebenso tötlich — weil zu lebenslänglichem Nichtmehrmenschsein verurteilend — als das Beil des Henkers fiel solche behördliche Autorisation auf die „Eingeschriebene" herab.

Ich sehe an Ihren erstaunten Mienen, daß Sie mich nicht verstehen. Sie begreifen nicht, daß es Wesen geben konnte, die sich freiwillig zum Dienste der Schande meldeten, und glauben wohl gar, daß die öffentliche Gewalt hierin einen Zwang ausübte; eine Sache, die Ihren übrigen Kenntnissen von den damaligen gesellschaftlichen Zuständen widerspricht, die ja bekanntlich — mit Ausnahme des Miltärdienstes — sonst weder Berufs- noch Gewerbezwang mehr zuließen. Nein, nicht die Gesetzgebung übte Gewalt, aber sie sah es ruhig geschehen, daß die Gewalt der Umstände einen Teil der weiblichen Bevölkerung in jenen Abgrund trieb. Sie that nichts, den Zugang zu dem Abgrund zu sperren; wohl aber sperrte sie die Rettungswege, indem sie den Frauen so viele andere Erwerbsmöglichkeiten abschnitt und jenen Abgrundsturz als „Gewerbe" anerkannte.

Hören Sie, was eine mutige Frau, eine tiefe Denkerin aus jener Zeit, über diesen Gegenstand geschrieben hat. Ich will das Buch „Die Gleichstellung der Geschlechter" von Irma von Troll-Borostyáni*) an verschiedenen Stellen aufschlagen und Ihnen einige der kräftigsten Seiten vorlesen.

„. . . . Der Mann hat sich nämlich eine Klasse von Frauen geschaffen, welche gewissermaßen den Abzugskanal seiner Begierden bildet. Daß Seele und Leib dieser vielen tausend Unglücklichen seiner Lust systematisch geopfert werden, daß diese Beklagenswerten mit Siechtum, unsäglichem Elend oder einem frühen Tode die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften bezahlen, das berührt ihn nicht oder — das bildet man sich nämlich ein — ist eben unvermeidlich. Der Mann, und zwar der-

*) Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich.

jenige, den die öffentliche Meinung als sittlich anerkennt, geht, wie man sieht, von dem Grundsatze aus: Die Befriedigung meiner Begierden ist notwendig; anständige Frauen darf ich nicht zum Medium dieser Befriedigung wählen, denn das wäre ein Eingriff in die Rechte eines Anderen; — junge Mädchen aus guter Familie darf ich nicht verführen, da dies leicht kompromittierende Folgen nach sich ziehen könnte; mithin bleibt mir nichts Anderes übrig, als irgend ein schönes Weib, das keinen Rang in der Gesellschaft einnimmt, das keinen Schutz an seiner Familie hat, das arm ist und hilflos mit Not und Entbehrungen kämpft, zu erkaufen. Das sind die Grundsätze der sittlichsten unter den Männern, und dies sind die Grundsätze, welche, im Verein mit der entsetzlichen Vernachlässigung der weiblichen Erziehung und mit der großen und vollkommen unberechtigten Beschränkung weiblicher Erwerbszweige, jene Gestalt schufen, die der menschlichen Gesellschaft das Kainszeichen sittlicher Schwäche und empörender Selbstsucht aufdrückt. Die Abneigung des Mannes, seine Leidenschaften zu mäßigen, zwingt der einen, materiell ungünstig gestellten Frau das berufsmäßige Laster auf, um, indem sie sich zum duldsamen Werkzeug der Lust der Männer erniedrigt und als der Abhub der Gesellschaft verachtet und beschimpft wird, die Glücklichen ihres Geschlechtes vor Versuchungen zu beschützen." (S. 102.)

„. . . Die Polizei dringt in ein Haus, welches in Verdacht steht, eine nicht autorisierte Dirne zu beherbergen; trifft sie in demselben einen Mann und ein Weib beisammen, so überläßt sie ersteren seinem Schicksal; das Frauenzimmer wird im Namen der öffentlichen Gesundheit verhaftet, auf die Polizei geführt und gewaltsam einer ärztlichen Untersuchung unterzogen; widerstrebt sie, so kommt sie ins Gefängnis. Findet der Arzt an ihr eine Krankheit, so wird sie ins Spital gebracht; ist sie gesund, so wird sie auf freien Fuß gesetzt; in dem einen oder anderen Falle aber, ob sie damit einverstanden sein möge oder nicht, wird sie von Amtswegen als gewerbsmäßige Dirne eingetragen. Sie war es jetzt vielleicht nur vorübergehend, aus Elend oder Hilflosigkeit; von nun an ist

sie es auf Befehl der hohen Obrigkeit. Und welch eine empörende Ungerechtigkeit diesem verschiedenartigen Verfahren zugrunde liegt. Während der Mann frei weggehen darf, ja nicht einmal um seinen Namen befragt wird, wird die Frau derselben Handlungen wegen, die der Mann begangen, der Polizei überliefert und als öffentliche Dirne gebrandmarkt! Mit welchem Rechte denn? Wird die öffentliche Moralität durch die Teilname des Mannes an einem nächtlichen Stilldichein weniger beeinträchtigt als durch die Teilname der Frau an ebendemselben? Oder ist der mit einer ansteckenden Krankheit behaftete Mann weniger gefährlich für die Verbreitung der Krankheit als die kranke Frau? Nicht nur der Gerechtigkeit, sondern allem gesunden Menschenverstande schlägt dies Vorgehen ins Antlitz . . . . . Aber die Männer würden sich eine derartige Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit eben nicht gefallen lassen, welche sie dem weiblichen Geschlechte, weil dasselbe das schwächere ist und machtlos, auferlegen." (Seite 183 u. f.)

„ . . . Steigt herunter ihr ehrbaren Frauen, von einem stolzen Piedestal erhabener Sittenreinheit, das auf den Millionen modernder Leichen eurer Schwestern errichtet ist, die ihr, um eurer Unbeflecktheit willen, kaltherzig dem Verderben preisgabt! Glaubt ihr, eure Tugend hat einen höhern Wert vor der ewigen Gerechtigkeit, weil ihr reich seid und glücklich, als die jener, weil sie arm sind und Not leiden, und deshalb müßten jene, nach wie vor, um eretwillen zugrunde gehen.

„ . . . Ist es denn aber wahr, daß die Sittlichkeit des einen Teils des weiblichen Geschlechts durch die Verworfenheit und Sklaverei des andern Teils bedingt sei? Diese Anschauung ist offenbar auf die Voraussetzung gebaut, daß das männliche Geschlecht unter allen Umständen und unter allen Bedingungen der Sinnenlust in so ausgedehnter Weise fröhnt, als es dies zu thun gewohnt ist. Diese Voraussetzung ist jedoch eine ganz und gar irrige. Das Maß des natürlichen Bedürfnisses ist durchaus kein so großes, daß es zu seiner Befriedigung so enormer Mittel bedurfte, als die in so schrecklicher

Ausdehnung bestehende Prostitution gewährt; sondern im Gegenteil ist es eben deren große Verbreitung, wodurch die Sinnlichkeit des männlichen Geschlechts künstlich genährt und aufgestachelt wird ... Bestände diese Einrichtung nicht, so wären alle Gelegenheiten und Aufforderungen zur Wollust, die sie dem Manne darbietet, hinweggeräumt; die durch sie zur verheerenden Flamme angefachte Glut der sinnlichen Leidenschaften würde gebändigt, die vom Manne bisher *nie versuchte* Beherrschung der Begierden würde ihm erleichtert und sein Sittlichkeitsgefühl würde geläutert ... Die Verteidiger dieser Institution als eines „notwendigen Übels" geben allerdings zu, daß dieselbe verdammenswert sei, aber sie meinen, daß, weil dieses Übel immer bestanden habe, es sich auch nicht werde ausroden lassen, und daß daher die Zivilbehörde nichts besseres zu thun habe, als es zu dulden, und zwar so, daß sie es beaufsichtige, um gegen das physische Übel anzukämpfen, das daraus entsteht ... Der Umstand, daß irgend ein Übel besteht und zu allen Zeiten bestanden hat, ist doch niemals für einen Grund angesehen worden, um es nicht zu bekämpfen. Diebstahl Raub und Mord haben auch immer bestanden, aber niemand hat es sich einfallen lassen, zu sagen: Weil Diebstahl, Raub und Mord, trotz aller Gegenmaßregeln, immer bestanden haben und bestehen werden, so wollen wir Verordnungen treffen, diese Übel gewissermaßen unter Kontrole zu stellen; wir wollen ein Gesetz schaffen, worin Ort, Stunde und Art und Weise festgestellt werden wird, wann und wie gestohlen, geraubt und gemordet werden darf.

„Eine derartige Beweisführung, welche — wenn man das ihr zu Grunde liegende Motiv nicht kennen würde — Einem berechtigte Zweifel an der gesunden Gehirnthätigkeit der solcherart Denkenden einflößen müßte, läßt sich nur folgendermaßen erklären. Der Mann urteilt nämlich — und zwar recht praktisch — dieserart: Mord, Raub, Diebstahl und Prostitution sind Vergehen gegen das Sittengesetz. Die ersten drei müssen bekämpft werden, denn ließen wir sie unverfolgt, so könnte es uns leicht eines schönen Tages geschehen, daß wir gemordet,

ausgeraubt oder bestohlen würden. Durch Verfolgung dieser Verbrechen schützen wir uns selbst, wenigstens einigermaßen, vor den Angriffen derselben. Das vierte Vergehen aber müssen wir straflos lassen, denn demselben fallen nicht wir Männer, sondern nur Frauen zum Opfer; wir Männer ziehen ja nur Vorteil, nämlich Vergnügen, aus der Sache. Daher obliegt uns nur das Eine, diese Sache unter geeignete Aufsicht zu stellen zu dem Zwecke, der einzigen Kalamität, welche für uns entspringen kann, nämlich unserer Erkrankung, vorzubeugen.

„Das ist die männliche Moral und das ist der Erklärungsgrund, warum die Prostitution nicht bekämpft, sondern „geduldet", d. h. einerseits beaufsichtigt, andererseits genährt wird.

„... Lüge ist die Vorschützung aller höheren Zwecke, Lüge ist die Behauptung, daß die allgemeine moralische Ordnung der Gesellschaft das Verderben dieser Millionen von Frauen erfordere. Nicht die Wahrung der Sittlichkeit, ja selbst nicht eine traurige Notwendigkeit verlangt ihren Untergang: auf dem Altare der Bestialität werden sie geopfert!" (Seite 200 u. f.)

So überzeugend die Logik der obigen Ausführungen auch sein mochte, so gerechtfertigt und beredt der darin geäußerte edle Zorn — als Appell an die Gesetzgebung konnte das Buch doch keinen augenblicklichen Umsturz der verpönten Institution erzielen. Gesetze sind überhaupt seit jeher unvermögend gewesen, eigenmächtig zu schaffen und abzuschaffen — sie selber gehorchten dem Druck der öffentlichen Meinung. Durch die von Alters her überkommene Unterordnung der Frau waren jene Zustände naturgemäß entstanden; durch die später eingetretene Gleichberechtigung der Geschlechter mußten sie naturgemäß verschwinden. Die behördlichen Einrichtungen hielten dabei nur mit dem Gang der Dinge Schritt und lenkten ihn nicht.

Sie begreifen wohl, daß an dem Tage, da jede Frau sich ihr Leben anderweitig verdienen konnte, es auf der Straße keine Feilbieterinnen der eigenen Reize mehr gab; und als Frauen im gesetzgebenden Körper saßen, keine Einrichtungen mehr getroffen wurden, welche — bei tiefster Erniedrigung des Weibes und Straflosigkeit des Mannes — ein von beiden

Teilen gleich verübtes, die ganze Gesellschaft schädigendes Laster aufrecht erhalten sollten.

Und noch ein Grund, warum derlei Rufe verhallen mußten: Der Anstand verbot, über den Gegenstand überhaupt zu sprechen, zu schreiben oder öffentlich zu verhandeln. Die Worte selber, die mit der ganzen Einrichtung zusammenhingen, durften nicht über die Lippen kommen. Der Name, der den Stand einer — Verlorenen bezeichnete, konnte füglich nicht anders gedruckt werden als mittelst eines Anfangsbuchstabens und Punkten. Ich selber, indem ich der damals landläufigen Sprache mich zu bedienen trachte, vermeide es, wie Sie wohl bemerkt haben werden, dies Wort zu gebrauchen, das, gesprochen oder geschrieben, jedes zarte Ohr oder Auge damals so peinlich berührt hätte. Die Prüderie, diese heuchlerische und grausame, lächerliche und boshafte Wächterin der in Fesseln und Acht schmachtenden Natur — dabei dienstwillige Helferin des Lasters —, die Prüderie sorgte dafür, daß eine Einrichtung, in welcher Millionen von Frauen ihren Untergang und alle Männer geheime Genüsse fanden, öffentlich behandelt wurde, als wäre sie nicht. Davon zu reden, war ja im höchsten Grade unverschämt und unsittlich — das that doch kein gebildeter Mensch. Der erste Autor, der es gewagt, eine Straßendirne (die Fantine in Victor Hugos „Misérables") in einen Roman zu bringen, erregte damit allgemeines Schaudern. Besonders Frauen durften von der Sache nichts erfahren, und wenn je ein Lärm davon zu ihren Ohren drang, so mußten sie so thun, als verständen sie nicht; denn die bloße Kenntnis von der Schande ihrer Schwestern hatte etwas Entehrendes für sie. — Ja, das Zeitalter der Verlogenheit — denn auch so könnte man das Maschinenalter bezeichnen — war für alle Maskenträger eine gute Zeit; denn nicht die häßliche Fratze, die sich hinter der Maske barg, brauchte den öffentlichen Tadel zu fürchten, das Herunterreißen der Masken war's, was für unschicklich galt, was demjenigen, der solches wagte, von allen Seiten im Namen der Wohlanständigkeit, der Moral und der Ästhetik erteilte Schläge eintrug.

Vielleicht werden auch Sie mir Vorwürfe darüber machen, daß in einem Vortrag, der ſich „die Liebe“ zum Gegenſtand gewählt, ſo weitläufig von einer Sache die Rede ſein konnte, welche von der ſeligen und heiligen Ganzheit der Liebe nur einen ihrer Teile — die Sinnenluſt — zum Inhalt hatte. Aber darin zeigt ſich eben der himmelweite Abſtand zwiſchen der heutigen und damaligen Auffaſſung der Liebe: keine Ganzheit ſah man in ihr; ſie war in Stücke geteilt: entweder — je nach dem Stück, das eben in Betracht kam — in metaphyſiſche Sphären erhoben, oder in Schlamm verſenkt. Schwärmeriſcher Platonismus auf der einen Seite, gemeine Ausſchweifung auf der andern: ſo waren dieſe getrennten Hälften, die eine entheiligt, die andere — entſeligt. Dieſe unheilvolle und naturwidrige Trennung war es, welche das damalige Liebesleben in die verwirrteſten und verkehrteſten Dilemmas zwang; welche „die Königin der Freuden“ — wie bei uns die Liebe heißt — zu einer wahren Närrin ſtempelte; eine Närrin, die, bald in der Zwangsjacke ſteckend, bald den Feſſeln ſich entwindend, wild umhertobte; die, bald in unverſchämter Lüſternheit Poſſen reißend oder in überirdiſcher Verzückung die Augen verdrehend oder unter den Hieben ihrer Wärter laut aufheulend, die ganze Welt unſicher machte.

Gern wollte ich Ihnen von dieſem tollen Getriebe ein Bild entwerfen und die Urſachen aufzudecken ſuchen, aus welchen die hehrſte der Naturmächte, die beglückendſte elementare Kraft, unter der Behandlung der ſie verkennenden Menſchheit — neben ihren unvertilgbaren Freuden — ſo viel Schmerz und Schande, Unglück und Laſter nach ſich zog. Laſſen Sie uns den Kontraſt ins Auge faſſen, der zwiſchen dem heutigen und dem damaligen Verſtändnis der Liebe beſteht, und darin wird die auf dieſem Gebiete einſt herrſchende Begriffsverwirrung am deutlichſten hervortreten.

Ein Naturgeſetz, ſo unumſtößlich wie jedes andere, fordert die Vereinigung der Geſchlechter behufs Fortpflanzung der Gattung. Das iſt die Grundlage alles Liebeslebens. Zwar wurde dies im Maſchinenalter ebenſowohl erkannt als heute,

aber ſchon hier zeigt ſich der gewaltige Unterſchied in der Auffaſſung. Während wir die obige Wahrheit mit derſelben Unbefangenheit, mit derſelben Achtung vor natürlichen Thatſachen verkünden, wie etwa, daß die Sonne die Grundlage aller Licht- und Wärmeerſcheinungen bildet, wurde im Maſchinenalter obiger Satz mit geheimnisvoller Bosheit — ſo wie man von durchſchauten Verbrechen ſpricht — einander zugeflüſtert, von vielen Seiten aber als Verleumdung ausgegeben, als Beweis von der niedrigen Geſinnung des Ausſprechenden behandelt, und dann wieder ſo gut als möglich vertuſcht. — Ich möchte wiſſen, ob — in ähnlicher Ideenreihe — auch derjenige geſteinigt worden wäre, der etwa behauptet hätte, daß das Eſſen und die damit verbundenen Gefühle des Hungers und der Gaumenluſt, die Kunſt des Kochens, die Raffinements der Tafel, die Einladungen zu Diners und die Würde des kaiſerlichen Oberſtküchenmeiſters ſämtlich auf der Grundlage der Ernährung ruhten. — Es war eine Eigenheit des damaligen Geiſtes, der aufrichtigen Erforſchung, der bis zum Grund dringenden Analyſe der Dinge aus dem Wege zu gehen; und ſo gelangte man nie zu einer Totalauffaſſung verſchlungener Erſcheinungen. Jede einzelne ſollte abgeſondert betrachtet werden. Man durfte die hoch auf den Baumkronen ſich wiegende Blüte nicht dadurch beleidigen, daß man ihren Zuſammenhang mit den tief unter dem Boden kriechenden Wurzelfaſern nachwies. Dieſe Empfindlichkeit war es, die auf allen Gebieten ſich dagegen wehrte, daß man dem Urſprung der Dinge auf die Spur gehe. Während wir unſern Stolz darein ſetzen, daß überall aus den niederſten, gröbſten und einfachſten Anfängen das Hohe, Feine und Komplizierte ſich entwickelt hat, und wir dies als erfreuende Bürgſchaft für noch unabſehbare Weiterentwicklung annehmen, trachteten unſere Ahnen für alles, was ſie hochhielten, überſinnlichen und göttlichen Urſprung nachzuweiſen, und in jedem Verſuch einer natürlichen Erklärung ſahen ſie nur Rohheit und Läſterung oder — wie ihr Lieblingsſchmähwort hieß — „kraſſen Materialismus“.

Sie können ſich vorſtellen, wie die Auseinanderreißung von

Geiſt und Materie, welche theoretiſch im Bereich der Spekulation ſchon genug Verwirrung verurſachte, erſt Unheil anrichtete, als ſie auf dem Gebiet der Liebe praktiſch ausgeführt wurde. Indem man alles Geiſtige, was der Liebe anhaftet — nämlich das Gefühl des Wohlwollens, die begeiſterte Bewunderung, die zu jedem Opfer bereite Seelenhingabe — von den damit verbundenen körperlichen Erſcheinungen, als da ſind Begehren, Sinnenglut, Beſitzeswonne, gewaltſam trennte, blieben die letzteren — da ſie noch nicht aus der Welt geſchafft werden konnten — als „Unzucht“ zurück. Und umſoweniger ließen ſich dieſe körperlichen Erſcheinungen wegſchaffen, als ſie den eigentlichen Urſprung und Zweck, das eigentliche Naturgebot des ganzen Vorganges abgeben. Davon wollte aber die andere losgetrennte Hälfte nichts wiſſen. Sie durfte ihren Sitz nur im Herzen haben, und die Zumutung, daß ſie aus einer Regung anderer Organe entſtanden, beleidigte ſie aufs tiefſte; allenfalls konnte ſie noch zugeben, daß ſie, wenn zu hoher Glut angefacht, die Sinne vielleicht mitreißen könnte ... doch aus den Sinnen hervorgegangen? Pfui!

Aber ſie ſehnte ſich doch nach Beſitz? Jawohl, jedoch nach Vereinigung fürs Leben, nach ungeſtörtem Seelenverkehr; denn nur auf die moraliſchen Eigenſchaften des Gegenſtandes war dieſes ideale Gefühl gegründet; auf deſſen in dem ſchönen jungen Antlitz ſich ſpiegelnden Seelenadel; auf die in dem elaſtiſchen Gang und wohlgeformten Körper ſich zeigende Anmut des innern Weſens ... und welche geiſtigen Vorzüge daneben: dieſe Sprachkenntniſſe, dieſes Klavierſpiel, dieſe witzige Unterhaltungskunſt oder — in anderen Fällen — dieſe Beſcheidenheit und Herzensgüte ... nein, nein, ein Gefühl, das durch ſolche Dinge wachgerufen worden, das iſt kein tieriſcher Paarungsdrang, das iſt *Liebe*!

Dieſe Gattung von Liebe, die ſich gern das Prädikat „rein“ zulegte, durfte der Welt ſich offen zeigen, genoß allgemeine Achtung und Sympathie und machte ſich in allen Geſprächen und allen Dichtungsformen breit. So mumäßig und ungerechtfertigt breit, ſo wichtig und abſorbierend, ſo ſehr auf die größte

aller Lebensfragen ſich hinausſpielend, daß dadurch in jedem Verliebten der Wahn entſtand, *jetzt* ſei er an den entſcheidenden Wendepunkt ſeines Schickſals gelangt. Der Beſitz, das Sehnſuchtsziel aller Liebe, konnte nur in den ſeltenſten Fällen — da nämlich, wo alle übrigen ſozialen Bedingungen eine Heirat zuließen — offen angeſtrebt und offen erreicht werden; es läßt ſich alſo denken, wie viel ſogenannte unglückliche und ſogenannte verbrecheriſche Liebe ihr Unweſen in der Geſellſchaft trieb. Wenn man ferner bedenkt, daß die Erlangung dieſes Zieles, welches naturgemäß von beiden Geſchlechtern gleich ſtark begehrt war, für das eine als erlaubt, für das andere als verboten galt; von dem einen durch alle erdenklichen Mittel erſtrebt werden durfte, und von dem anderen mit aller erdenklichen Entſagungskraft vermieden werden mußte; ſo kann man ſich einen Begriff davon machen, was da in der Welt für ein ungleicher Kampf zwiſchen Mann und Weib entſtand. Verfolgen, verführen — das war die Prärogative der „Starken"; widerſtehen — die Pflicht der „Schwachen". Und wenn die Schwachen, die ja nicht nur gegen ihre Angreifer, ſondern zugleich gegen ihre eigene Leidenſchaft zu kämpfen hatten, dennoch unterlagen, welchen Teil traf wohl die Verachtung und die Strafe? Selbſtverſtändlich den Verführer, werden Sie ſagen. Haben Sie denn den Geiſt des Maſchinenalters noch ſo wenig erfaßt, um vorauszuſetzen, daß das Selbſtverſtändliche, nämlich das logiſch einzig Denkbare, auch das effektiv Herrſchende war? Nein — Sinnloſigkeit war kein Nichtigkeitsgrund; nicht nur in Glaubensſachen, auch in vielen anderen Dingen galt das „quia absurdum". Alſo auch hier: nicht der Verführer zu einer als Verbrechen hingeſtellten That, ſondern die dazu Verführte galt als die Verbrecherin. Sie allein mußte büßen — *ſie* war die Gefallene. Er, der Starke, der ſie, die Schwache, zu Fall gebracht, durfte lächelnd ſeiner Wege gehen und war gewöhnlich unter ihren Verächtern der erſte und bitterſte. Er hatte von ihrer Hingabe nur Freude empfangen, nur die gnadenvolle Beendigung ſeiner Sehnſuchtsqual; ſie aber hat gewußt, wie groß das gebrachte Opfer, wie groß das daran geknüpfte

Wagnis: Ehre und Leben hat sie auf das Spiel gesetzt. Aber sie liebte und wußte sich geliebt; sie empfand es an ihrer eigenen Sehnsucht, wie sehr er leiden müsse, wie sehr auch er in der Gewalt einer über sie beide erhabenen Naturmacht stehe, und sie verzieh ihm die Liebloſigkeit seiner Leidenschaft, mit welcher er sie dem möglichen Verderben in die Arme zog. Sie sah ein, daß er nicht aus Schlechtigkeit so handelte, sondern unter dem Einfluß einer unwiderstehlichen Naturgewalt, und mit voller Zuversicht nahm sie an, daß er dasselbe in ihrem Innern vorgehen sah . . . „Was sind die törichten Satzungen der Gesellschaft gegen die Göttlichkeit unserer Liebe, Kind? Was alle Augenverdrehungen der alten Basen gegen den Himmel, den deine Gewährung uns beiden erschließen kann?“ Hatte er dieses und Ähnliches nicht hundertmal zu ihren Füßen flehend gesprochen? Die Nichtigkeit konventioneller Satzungen leuchtete ihr ein; wenigstens war sie sicher, daß er davon durchdrungen sei; wenn sie auch nicht vergaß, daß sie unter diesen Satzungen werde zu leiden haben, so wollte sie doch nicht, daß auch er — der dieselben so tief zu verachten schien — darunter leiden solle. Daß er sie später der Rache jener Konventionen nicht preisgeben würde, sondern alles thun, um sie zu rehabilitieren oder, wo dies nicht möglich, sie durch ewige Treue und Liebe zu entschädigen, dessen war sie überzeugt; desto fester überzeugt, je inniger sie liebte. Was geschah aber? Wenn die Stunden des erflehten „Himmels“ verrauscht waren, wenn die Macht des Begehrens aufgehört hatte, zu wirken, da gewannen alle Vorurteile, alle überkommenen Ansichten wieder die Oberhand; da war der Verführer der Erste, der — während er sich selber freisprach, denn er hatte ja nur ein allgemeines Männerrecht gebraucht — die Verführte aburteilte, denn sie hatte die Gesetze der Sittlichkeit, auf welchen die Gesellschaftsordnung beruht, leichtfertig verletzt. Und nicht nur ihm zum Opfer, sondern zur Befriedigung des eigenen Wonnedurstes — das hat er in jenen Stunden durchschaut; dessen erinnert er sich, das Übrige ist vergessen. Er hatte ein Recht, sie zu verachten, und machte

Gebrauch davon. Nur sie war ja entehrt, mit Schmach bedeckt — er nicht. Er brauchte sich nicht weiter um sie zu kümmern. Sollte sie tiefer sinken — etwa zur Prostituierten — nun, da gab's ja die Polizei — oder noch tiefer: zur Kindesmörderin, dann, Gott sei Dank, waren ja die Kriminalgerichte da.

Kindesmord! Es ist zum Totlachen, daß auf einzelne Fälle dieses Verbrechens Strafe gesetzt war, in einem Zeitalter, dessen ganze Auffassung und Regelung des geschlechtlichen Verkehrs die größtmögliche Kinderhekatombe in sich barg, gegen die alle säuglingsaussetzenden Wilden und knabentötenden Herodesse himmelweit zurückblieben — ein Zeitalter, in dem der Massenmord der schönsten, gesundesten, geistig und physisch prächtigsten Kinder — nicht durch Erwürgung — aber durch moralisches Verhindern am Gezeugtwerden verübt ward.

Das Wohl der kommenden Generation war ein Begriff, der auf das Sittengesetz noch keinen Einfluß übte. Von der Selbstrücksicht bis zur Fremdrücksicht, von dem Individuum zur Familie, von dieser zum Staat, von letzterem mitunter zur verbrüderten Menschheit — war das Verpflichtungsgefühl nach und nach vorgedrungen; schon längst war das Recht des Nächsten anerkannt und bis zum Völkerrecht erweitert worden; aber das Recht des Ungeborenen — von dem wußte man noch nichts. Von der Pflicht, die Kinder zu schützen, zu versorgen und zu erziehen, wurde zwar sehr viel gesalbadert; aber dabei hatte man nur die schon geborenen — zumeist die ehelichen — Kinder im Sinn; ganz unbekümmert darum, daß diese vorhandene, größtenteils außer dem Sakrament der Liebe erzeugte Generation nicht den hundertsten Teil von der Schönheit, Kraft und Verfeinerung besitzen konnte, welche jene Generation besessen hätte, die in die Welt zu setzen der ehrbaren Jugend verboten war. „Opfer, Opfer für die teuren Kleinen!" — predigten die Sittenlehrer allenthalben. Unglückliche Ehepaare sollten sich nicht scheiden lassen, „der Kinder wegen" — aber sehnende Liebespaare mußten einander entsagen ... Unzählige von Frauen waren — teils in Klöstern, teils in Freuden-

häuſern, teils in den Feſſeln geſelliger Zwangsverhältniſſe — der Mutterſchaft entzogen; und ebenſo unzählige Männer blieben durch Krieg, durch prieſterliches Cölibat, durch weltliche Rückſichten ohne Nachkommen; aber der auf dieſe Weiſe über die kommende Geſchlechtsfolge verhängte Schaden kam gar nicht in Betracht. Ein unbeſtrittenes Recht, geboren zu werden, hatten nur die Sprößlinge ſtandesamtlich und kirchlich regiſtrierter Verbindungen und dieſe Verbindungen wurden großenteils in Hinblick auf Standes- und Vermögensrückſichten geſchloſſen. Wohl gab es auch „Liebesheiraten", daß aber dieſes Wort kein Pleonasmus war, beweiſt, daß Heirat durchaus nicht ſo viel wie „Liebesbund" hieß.

Da nun ferner Geld und Stellung häufig in den Händen der Alten, der Kränklichen, der Häßlichen, der Dummen waren, ſo können Sie ſich vorſtellen, wie viel künſtliche Hemmungen der Natur in den Weg gelegt wurden, um dieſelbe in ihrer Ausleſe zu ſtören und ihr die Fortpflanzung der Vorzüglichen zu erſchweren. Das Inſtrument, welches die Natur zu dem Ausleſewerk benützt, iſt ja eben die Liebe; aber bei dem bodenloſen Unverſtändnis, welches damals dieſem Triebe gegenüber herrſchte und ihm ſeinen Platz bald in den Wolken, bald im dem Schlamm anwies, mitunter auch völlig erſtickte, mußte deſſen bezweckte Doppelwirkung: Beglückung des gegenwärtigen und Schöpfung eines glücksfähigen künftigen Geſchlechts, auf ein Minimum herabgedrückt werden.

Der Widerſinn, das Unrecht, das Unglück, welches aus jener Behandlung der Liebe entſprungen, iſt unberechenbar. Doch muß man nicht jeden einzelnen Widerſinn der alten Zeit auf Rechnung des mangelnden Vernunftvermögens unſerer Ahnen ſetzen: ein falſcher Grundſatz genügt, um mit logiſcher Notwendigkeit tauſend verkehrte Folgen nach ſich zu ziehen. Hier war der grundlegende Irrtum der, daß die Natur etwas Niedriges und zu Bekämpfendes, der Sieg über dieſelbe Tugend und die Befolgung ihrer Triebe Sünde ſei. Da der angeſtrebte Sieg für die Allgemeinheit übrigens einfach unmöglich war, ſo mußte ſich ferner das Laſter einſtellen; und da neben dieſem

Grundirrtum noch ein zweiter einherging — nämlich die Anſicht, daß in einer Sache, die doch beide Geſchlechter betraf, dem einen erlaubt ſei, was dem anderen verboten war — ſo ergaben ſich aus dieſen beiden Vorausſetzungen ſämtliche uns jetzt ſo ſchreiend dünkenden Ungereimtheiten ganz von ſelbſt.

Die Achtung vor der Natur — ich könnte beinahe ſagen die Andacht — die uns heute beſeelt und die uns ihren Geſetzen gegenüber zu wiſſendem Gehorſam verpflichtet, die begann im Maſchinenalter erſt aufzudämmern und alle ſozialen Einrichtungen, ſowie alle ethiſchen Anſchauungen ſtanden noch auf dem Boden der im Mittelalter errichteten Grundlage der Naturverachtung. Welche Beleidigung der Liebe ſahen Schopenhauers Zeitgenoſſen darin, als dieſer Philoſoph folgende Betrachtungen niederſchrieb:

„Wie laut auch hier die empfindſamen, zumal aber verliebten Weſen aufſchreien mögen über den derben Realismus meiner Anſicht, ſie ſind doch im Irrtum . . . Denn das, was zwei Individuen verſchiedenen Geſchlechts aneinander kettet, liegt, ohne daß ſie es wiſſen, allein in der Beſchaffenheit des von ihnen zu zeugenden Individuums. Je geeigneter zwei Individuen ſind, dasjenige Individuum durch ihre Verbindung zu zeugen, das den Zwecken des in der Gattung ſich darſtellenden Willens zum Leben entſpricht, um ſo heftiger und brennender iſt ihre Leidenſchaft und die Sehnſucht, ſich zu vereinigen. In ihren, aneinander ſich entzündenden Blicken, in ihren Annäherungsverſuchen iſt es ſchon das neue, zukünftige Individuum, welches mit der größten Gier und Heftigkeit in die Erſcheinung zu treten ſtrebt . . . Daher iſt auch zunächſt und weſentlich die verliebte Neigung auf Geſundheit, Kraft und Schönheit gerichtet, folglich auf Jugend."

Wer heute ſolche einfache, unbeſtreitbare Wahrheiten ausſpricht, braucht nicht zu fürchten, daß empfindſame Weſen ob ſolch' „derbem Realismus" aufſchreien; denn das Reale — d. h. das Wirkliche — hat nichts, das uns entrüſten könnte; und weit entfernt, uns über das „Stratagem" zu entſetzen, welches der Gattungswille gebraucht, um ſeine Zwecke zu er-

reichen, fügen wir uns freudig seiner angewandten List, welche darin besteht, uns auf die Erfüllung seiner Gebote die höchstmögliche Wonne in Aussicht zu stellen. „Nein, nein," riefen aber damals die Empfindsamen, zumal die verliebten Wesen, „das ist nicht nur eine niedrige, es ist auch eine irrige Theorie. Denn nicht in Jugend und Schönheit allein sind wir verliebt, was uns nebstbei anzieht, sind die Eigenschaften der Seele, die ja nicht zu den Sinnen sprechen."

„Und darum glaubt ihr," — hätte man darauf entgegnen können, — „daß eure Leidenschaft eine übersinnliche sei? Seht ihr denn nicht ein, daß die untrennbare Vereinigung von Geist und Körper es macht, daß der Gattungswille ebenso dringend nach der Fortpflanzung der geistigen Kraft und Schönheit strebt, wie nach derjenigen der vorteilhaften physischen Eigenschaften? . . . daß die geboren werden wollenden Edlen, Verständigen, Verfeinerten ebenso laut und heftig nach Existenz schreien wie die anderen; daß aber auch die nicht anders als durch die Sinne schreien, und nicht anders als durch Befriedigung der Sinne in die Welt treten können? . . . O, über den Unverstand eures unseligen Dualismus, eurer lächerlichen Naturverachtung, aus der euch nichts als Selbstqual erwachsen kann, die euch zu Heuchlern und zu Menschlern macht! Wie? ihr schämt euch dessen, daß die Grundlage eures schwärmerischesten Gefühles ein Trieb ist, den ihr mit dem Tiere gemein habt, und darum wollt ihn — wenn nicht ersticken — so doch verleugnen? Warum schämt ihr euch denn nicht des Essens, wozu ihr den Trieb ja auch mit allen Tieren empfindet, warum nicht des Dranges nach dem Sonnenlicht, den sogar jede Pflanze mit euch teilt? Aber ihr habt es eben noch nicht erkannt, dieses Band, das euch mit dem All vereint, und mit Zähigkeit beharrt ihr auf eurer vermeintlichen Stellung außer — über der Natur. Und da habt ihr nun die gewaltsame Zweiteilung eures Wesens vorgenommen: das körperliche mußte der Gemeinschaft mit dem Tierischen überlassen bleiben — Ernährung, Atmung und Fortpflanzung, das waren eben die Funktionen des gemeinen Stoffes; aber die Liebe — die ja Heldenmut,

Aufopferung, Begeiſterung, kurz den edelſten Aufſchwung der Seele im Gefolge hat, die darf an der niederen Materie nicht kleben — nimmermehr! Und was ihr nun dabei auch Materielles empfindet, das wird bekämpft oder — verſchwiegen. Der edlen, der „reinen" Liebe ſprecht ihr das Recht ab, nach körperlicher Vereinigung zu ſtreben; und je höher, je verfeinerter das Gefühl, deſto mehr wollt ihr es von der irdiſchen Stofflichkeit, in der es wurzelt, losgeriſſen wiſſen. Solche Liebe einzuflößen, werden nur ſolche Frauen für würdig erklärt, die eher ſtürben als ſich hingäben; oder die, wenn ſie zu den Wenigen gehören, die eine genügende Mitgift haben, um geheiratet zu werden, doch ſo „unſchuldig" ſein müſſen, daß ſie nicht einmal *wiſſen* ſollen, was ihnen in der Ehe bevorſteht . . . Ihr ſeht nicht ein, daß, indem ihr die geiſtige Liebe ſo verſtümmelt, ihr erſt das Laſter der Unzucht in die Welt geſetzt habt, denn dieſes Laſter iſt ja eben die Befriedigung des unausrottbaren Triebes *ohne* Liebe. Ein Laſter, deſſen ſich heute jeder ehrliche Mann ebenſo ſchämen müßte, wie zu eurer Zeit die Frauen ſich jeder — nicht ſtandesamtlich bewilligten, auch der liebenden — Hingabe zu ſchämen verurteilt waren. — Die Wolluſt iſt es (das bloße Wort durfte über reine Lippen nicht kommen), die, wenn ihr derſelben auch im Geheimen bis zur Geſundheitszerrüttung huldigt, von euch als gemeine, tieriſche Sinnlichkeit der tiefſten Verachtung preisgegeben wird . . . alle Schmerzen der Liebe dünken euch edel und dürfen in Proſa und Verſen jammern, nur der Liebe Luſt iſt eine Schande. Dieſe Luſt klebt am Phyſiſchen, ſagt ihr verächtlich; es empfindet ſie jedes Tier; ſie gehört dem Reich des Schmutzes an, der groben Natur, im Gegenſatz zur Göttlichkeit, nach deren Ebenbild die Menſchen geſchaffen ſind. Ach, könnt ihr es denn nicht faſſen, daß die Natur, die von euch ſo argverkannte und vielgeſchmähte Natur, *ſelber* göttlich iſt und — wie doch euer ſehender Dichter ſagt: „vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual." Ja, auch dem Tier, auch „dem Wurm ward Wolluſt gegeben"; aber ſaht ihr denn nicht ein, daß die Natur, welche ihr ſtets der Fühlloſigkeit und Grauſamkeit anklagt, durch die

Wonnen der Liebe ebenſo viele — nein — mehr Freuden über ihre Geſchöpfe ergießt, als ſie ihnen Schmerzen auferlegt; ihnen zehnmal mehr des Lebens ſpendet, als ſie des Todes über ſie verhängt? Denn ſterben kann jedes Geſchöpf nur einmal — die Lebensfackel weiter reichen kann es oft. Die Leiden, die Angſt, die höchſte Verzweiflung, die mit dem Sterben verbunden ſind — und verbunden ſein müſſen, damit das Geſchöpf dieſelben genügend fliehe — ſind voll aufgehoben durch die Entzückungen, das ſüße Schmachten, die höchſte Ekſtaſe, von welchem das Lebengeben begleitet wird. Auch die langen Qualen der Krankheit, die Gebrechen des Alters, welche dem Tod vorangehen, finden ihr Aequivalent in dem langſamen Entſtehen der ſüßen Liebeskrankheit, in den Feuerträumen der Jugend, welche das Liebesglück einleiten. Auch da giebt es nicht nur einen Augenblick der Wonne, ſondern lange Stadien der verſchiedenſten Glücksgefühle, von dem erſten getauſchten Glutblick an bis zu der vollen Hingabe, gerade ſo wie der Tod nicht nur den einen grauſamen Augenblick bringt, wo der Lebensfaden reißt, ſondern in vielen Fällen das vorhergehende Siechtum. Aber es giebt wohl keine Stunde der Agonie, die eben ſo bitter ſein kann als die Stunde ſüß iſt, in welcher zwei Liebende das erſte Stelldichein erwarten; und während das Urteil, welches ihm für morgen früh ſeine Hinrichtung verkündet, einem Menſchen höchſtens einmal verleſen werden kann, kann ihm gar oft die Botſchaft werden, welche ebenſo gewaltig wonnig iſt, als jene gewaltig ſchaurig: „Komm — heut Nacht erwart' ich dich." Durch die ganze Natur, in der ihr überall das Walten der Vernichtung ſeht, brauſt doch auch der Freudenſtrom des ſich ſtets erneuernden Lebens, und auf je ein ſchmerzliches Todesſtöhnen ſteigen hundert ſelige Liebesſeufzer zum Himmel auf; lauter und ununterdrückbarer als der Schrei der Verzweiflung, den das Opfer des Todes ausſtößt, tönt der Wonneſchrei, der ſich der Bruſt des lebenſchaffenden Paares entringt; durch die Flammenſchläge des Blitzes, durch das ſaatausſtreuende Wehen des Windes, durch den Flug der pollenbelaſteten Schmetterlinge, bis hinab durch das Ineinanderſchmelzen

der wahlverwandten chemiſchen Stoffe, jubelt die zeugende Liebe im All. Wo aber ihr Menſchen hingekommen ſeid „mit eurer Qual", da iſt es gelungen, diejenige Freude, die euch gegeben ward, um alles Leiden und Sterben reichlich aufzuwiegen, in eine Quelle neuer Leiden umzuwandeln. Eine Freude, welche zwar wie alles, was menſchlich, im Körperlichen wurzelt, aber mit jeder Verfeinerung des Geiſtes ſich mitverfeinert und vergeiſtigt; eine Freude, welche eine ſolche Erfüllung aller Wünſche, ein ſolches Vollgenügen in ſich trägt, daß trotz darauf geſetzter Todesſtrafe immer noch darnach gegriffen worden — euch iſt es gelungen, indem ihr ſie zur Sünde geſtempelt, dieſe Freude zum Gegenſtand der ſchmerzlichſten Entſagung oder des ſchändlichſten Laſters zu machen. Der unſelige, finſtere Wahn — ein Überreſt der wilden Furcht vor boshaften Geiſtern und neidiſchen Göttern — der Wahn, daß auch einer „Gott der Liebe" durch die Leiden ſeiner Geſchöpfe geehrt und durch ihre Genüſſe beleidigt werde, hat gegen den größtmöglichen Genuß euch das größte Mißtrauen eingeflößt; und während ihr den Tod und ſogar das Töten ſo verherrlicht, daß ihr nichts Höheres kennt und nichts lauter verkündet als Schlachtenruhm, giebt es nichts Schmählicheres unter euch, nichts was ſo geheim gehalten werden muß als die Zeugung des Lebens. Der ehrenvollſte und neidenswerteſte Tod dünkt euch der im „männermordenden Kampf" gefundene, und mit „mehrlicher" Geburt behaftet nennt ihr eure Kinder der Liebe! Den Tod preiſet ihr ſo hoch, daß ihr ihn würdig findet, von eurem Gotte ſelber — ſchmerzhaft, blutend, jammernd — am Kreuze erlitten zu werden, und den Gegenſatz des unter Qualen verhängten Todes — nämlich das unter Wonnen fortgepflanzte Leben — habt ihr den Werken des Satans zugezählt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Verzeihen Sie, meine geehrten Zuhörer, daß ich mich in dieſer eingebildeten Apoſtrophe unſerer Vorfahren zu ſo deklamatoriſcher Sprache habe hinreißen laſſen. Was Sie von mir verlangen, iſt, daß ich Ihnen in die damaligen Zuſtände Ein-

blick verſchaffe; nicht aber, daß ich dieſelben anpredige, als ob noch nachträglich etwas daran zu ändern wäre und als ob ich den Grundſatz — einen der Hauptſätze unſerer philoſophiſchen Einſicht — nicht kennte, daß alle Zuſtände die unausbleiblichen Folgen früherer und die unentbehrlichen Übergänge zu künftigen Zuſtänden bilden. Wer dem Entwicklungsglauben huldigt, kann zu keiner Entwicklungsſtufe — ob dieſelbe noch ſo niedrig erſcheine — belehrend ſagen: „Du hätteſt nicht ſollen ſein.“

VI.

Soziologie und Politik.

Ich hatte mir vorbehalten, anläßlich der geſellſchaftlichen Zuſtände jener Zeit einiges über die Entwicklungsſtufe zu ſagen, auf welcher die Sozialwiſſenſchaft damals ſtand.

Im Vergleich zu ihrer heutigen aufgeblühten Form befand ſie ſich — in embryonalem Zuſtande. Der Grundriß war gegeben; die Stoffe, aus welchen ſie ſich ihre Organe bilden ſollte, waren vorhanden, aber *geboren* war ſie noch nicht. Die wenigſten Leute wußten etwas von dieſer bevorſtehenden Geburt, und unter denen, die von der Exiſtenz des Embryos benachrichtigt waren, gab es viele, die davon nur eine Fehl- und Mißgeburt erwarteten.

Ohne Bild zu ſprechen: es gab noch keine Soziologie; erſt die Einſicht war vorhanden, daß es eine geben ſolle; und dieſe Einſicht war von wenigen geteilt, von vielen beſtritten, von den meiſten ignoriert.

Das bedeutendſte Werk über dieſen Gegenſtand, welches damals verfaßt worden, nannte ſich nicht „Soziologie" ſchlechtweg, ſondern „Einleitung in das Studium" derſelben. Deſſen Urheber, der große Herbert Spencer, legte in dieſem Werke die Schwierigkeiten dar, welche zu ſeiner Zeit gegen Erlangung ſoziologiſcher Wahrheiten ſich thürmten, indem er alle herrſchenden Vorurteile nannte — das nationale, das theologiſche, das politiſche, das Klaſſen-Vorurteil —, welche da

gegen eine wissenschaftliche Auffassung sozialer Erscheinungen verstockt machten. In der That, ehe eine Lehre so aufgefaßt werden kann, daß sie den Gegenstand einer offiziell anerkannten Disziplin abgiebt, muß dieselbe der herrschenden Denkweise nicht mehr um hundert Jahre voraus sein, wie dies bei Herbert Spencer der Allgemeinheit seiner Zeitgenossen gegenüber zutraf. Wie er selber sagt: „Man versuche, eine Hand mit fünf Fingern in einen Handschuh mit vier Fingern zu stecken; diese Schwierigkeit steht in passender Parallele zu der Schwierigkeit, eine komplizierte Vorstellung einem Geiste beizubringen, welcher keine verhältnismäßig komplizierte Fähigkeit besitzt."

Der Finger, welcher damals dem Handschuh fehlte — um dieses Bild beizubehalten —, war die evolutionistische Denkart. Das Studium der Soziologie ist dasjenige, welches die zusammengesetztesten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen — nämlich die Erscheinungen des Wachstums und des Lebens der sozialen Organismen — behandelt, welches somit nach naturwissenschaftlicher Methode zu betreiben ist. Es war daher gar nicht denkbar, daß ein richtiges Verständnis der Spencerschen Ausführungen in weite Kreise dringen konnte, zu einer Zeit, wo die Thatsachen der Geschichte noch so angesehen wurden, als seien sie der Vermittlung der göttlichen Vorsehung oder dem Willen einzelner Herrscherpersönlichkeiten entsprungen, und wo die Einsicht nur sehr vereinzelt vorhanden war, daß diese Thatsachen als durch Jahrhunderte fortgesetzte natürliche Entwicklungsprozesse betrachtet werden sollen. Die Politik, welche ja mit der praktischen Ausführung dessen zu thun haben sollte, was die Gesellschaftskunde theoretisch aufgestellt hat, wurde damals ohne diese theoretischen Grundlagen betrieben und das Wesen ihrer Maßnahmen erscheint uns daher eher als ein Tappen denn als ein Handeln. Die Vorberechnung gesellschaftlicher Zustände, die Zurückführung derselben auf weit entlegene natürliche Ursachen erschienen noch als eine lästerliche oder mindestens unvernünftige Verwegenheit. Ehe sich eine Wissenschaft konstituiert, muß sie immer

das Stadium der angezweifelten Exiſtenzberechtigung durchmachen. So geſchah es, daß nach der Meinung des Sokrates „Phyſik und Aſtronomie der göttlichen Klaſſe der Erſcheinungen angehörten, deren menſchliche Unterſuchung wahnſinnig, fruchtlos und gottlos ſei;“ — ſo zog auch Anaxagoras die Anklage der Gotteslästerung auf ſich, weil er den perſönlichen Helios abgeleugnet und den Verſuch gemacht, für die Sonnenerſcheinungen unveränderliche Geſetze nachzuweiſen.

Die heilloſe Verwirrung, welche in den politiſchen Einrichtungen des Maſchinenalters herrſchte, wird uns mit einem Schlage offenbar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Staatsweſen mit ausübender Gewalt funktionierte, ohne durch die Prinzipien einer Staatswiſſenſchaft geregelt zu ſein. Stellen Sie ſich ein Rieſenſpital vor, in welchem Kranke aller Gattung untergebracht und behandelt werden, in welchem es von ſogenannten Ärzten und Operateuren, Pflegern und Wärtern wimmelt, und denken Sie ſich daneben Medizin und Chirurgie noch unentdeckt — oder mindeſtens ſehr angezweifelt: ſo haben Sie ein genaues Bild von den geſetzgebenden Körpern jener Zeit. An Arzneiverteilungen und Operationsanwendungen fehlte es nicht; purgiert, amputiert und trepaniert wurde zur Genüge; aber eine ſyſtematiſche Kenntnis der zu behandelnden Übel gab es nicht und wurde von den zur Heilung Angeſtellten gar nicht gefordert. Letztere gehörten nicht einer eigenen Klaſſe von Staatsgelehrten an, die durch einſchlagende Studien zu ihrer Amtsverrichtung ſich vorbereitet hätten, ſondern ſie wurden aus allen Schichten der Geſellſchaft durch Wahlſtimmen ins Amt gerufen. Während alle übrigen Berufsarten nur durch langjähriges Fachſtudium, durch abzulegende Prüfungen zugänglich gemacht waren, war die einzige Funktion der Landesgeſetzgebung jedermann bedingungslos erreichbar. Man brauchte ſich hierzu nur Wähler zu gewinnen — ſei es durch Beſtechung, durch ſchönredneriſche Verſprechungen, durch perſönlich eingeflößte Sympathie oder durch den bloßen Klang eines angenommenen Parteinamens. Wer ſich „konſervativ“ nannte, konnte auf eine gewiſſe Klaſſe von Wählern rechnen;

wer sich für „liberal" erklärte, auf eine andere. Von allen übrigen Berufsmenschen wurden Kenntnisse verlangt — eine ganze Kette geordneter Kenntnisse, deren Besitz nachgewiesen werden mußte, nur von dem Gesetzgeber genügte es, wenn derselbe eine *Gesinnung* zu haben — vorgab.

Der Begriff der Kausalität, heute die Grundlage jedes Denkens, war damals noch nicht das Gemeingut des öffentlichen Geistes. Über die Wechselbeziehung zwischen Ursache und Wirkung hatte jeder nur in seinem speziell erlernten Fache klare Vorstellung erlangt; aber daß *überall* aus gegebenen Daten ein unvermeidlicher Schluß folgt; daß *jede* Erscheinung das Endglied einer vorhergehenden Reihe zwingender Ursachen und der Ausgangspunkt ebenso notwendig eintretender mittelbarer und unmittelbarer Wirkungen sein muß, daran dachte man nicht. Wie roh die Auffassung der Ursächlichkeit damals noch war, wie groß das Unverständnis von dem Verhältnis zwischen einer eingetretenen Wirkung und der mutmaßlichen Ursache, das beweisen die abergläubischen Vorstellungen aller Art, welche noch allenthalben verbreitet waren. Nur aus dem Fache, das jeder studiert hatte, war der Aberglaube ausgerottet: der Arzt rechnete bei seinen Kuren nicht auf Sympathiemittel; der Astronom sah in den Kometen keine Vorzeichen von Pest und Krieg; der Mathematiker vertraute nicht auf angepriesene Lotteriekombinationen; jeder Handwerker kannte die physikalischen Eigenschaften der von ihm verarbeiteten Stoffe und erwartete keine anderen Resultate von seinen Handgriffen, als die durch jene Eigenschaften bedingten. Was aber außerhalb des Berufszweiges lag, das war für die meisten wieder dem abergläubischen Urteile preisgegeben. Nur wenige gab es, deren Denkgewohnheiten so geschult waren, daß sie das Walten unumstößlicher Gesetze, welches sie in ihrem Spezialfache anerkannt hatten, auch nach allen Richtungen voraussetzten. Die Politik war übrigens nicht einmal ein Fach. Denn erstens stand sie jedem Staatsbürger, der sich Wahlstimmen erwerben konnte, offen; sie entbehrte — auch als Beruf betrieben — wissenschaftlich festgesetzter Axiome und blieb

dem Gutdünken, der Willkür ihrer im Finstern tappenden Vertreter überlassen. Allgemeine Wahrheiten, sichere Regeln, erkannte Naturgesetze, welche den Untergrund aller Wissenschaften abgeben und von welchen bei jeder weiteren Spekulation, bei jeder praktischen Nutzanwendung besonders ausgegangen werden mußte — wie z. B. die Gravitation in astronomischen Berechnungen, die Gleichwertigkeit der Kräfte in der Mechanik, die Unvertilgbarkeit des Stoffes in der Chemie — solche Prinzipien besaß die offiziell betriebene Politik nicht. So wurde — um nur Ein Beispiel anzuführen — der Handel und die Industrie durch immer wechselnde Verordnungen, Gesetze und Einrichtungen geregelt, ohne daß noch über die Grundfrage Klarheit gewonnen war, ob vom volkswirtschaftlichen Standpunkte der allgemeinere Vorteil durch staatlichen Schutz oder durch freien Wettbewerb geboten sei.

Gewöhnlich war es auch gar nicht der allgemeine Vorteil, welcher bei den verschiedenen Gesetzentwürfen ins Auge gefaßt wurde; die Einsicht fehlte, daß dieser durch Anpassung an gewisse Naturnotwendigkeiten mit Sicherheit zu erlangen sei, und so kämpfte jeder nur für seinen eigenen, oder — wenn er ein gewissenhafter Abgeordneter war — für den Vorteil seiner Wähler und die nächste Aufgabe sah jeder darin, seiner Meinung, welche eine Sache der persönlichen Interessen, des Temperaments, nicht aber der wissenschaftlichen Überzeugung war — zum Siege zu verhelfen, zu welchem Zwecke alle Mittel gut waren — namentlich die Verunglimpfung der Gegner.

Wenn wir jetzt in alten Akten die Parlamentsverhandlungen jener Tage nachlesen, so müssen wir ebenso dazu lächeln, wie unsere Vorfahren zu den Streichen der Lalenburger und zu den Beschlüssen der Räte von Schilda gelächelt haben mochten. „Regierung" war allemal die vom ganzen Volke abergläubisch verehrte Macht, welche die Gewalt in Händen hatte und ausübte, die Funktionen des Gesellschaftsorganismus zu regulieren, gegen die sich fühlbar machenden Gebrechen Heilmittel anzuwenden, die vorhandene Kraft zur Erreichung der Regierungszwecke zu gebrauchen — und das alles ohne Kenntnis,

daher ohne Berücksichtigung der biologischen Gesetze, welchen das Leben der Gesellschaftsorganismen unterliegt. Daß die ganze Macht in die Hände eines Potentaten oder einer kleinen herrschenden Klasse gelegt sei, welche dieselbe — zu eigenen Zwecken mißbrauchten, war ein Zustand, gegen den man sich — in dem Maße, als der Gottesgnadentum-Aberglaube abnahm — immer mehr aufzulehnen begann, und es wurden Regierungsformen eingeführt, in welchen die gesetzgeberische Macht in die Hände des ganzen Volkes — d. h. deren jeweilig gewählte Vertreter — verlegt wurde. Der einzelne Despot ward vom Thron verdrängt und eine Versammlung von Abgeordneten darauf erhoben. Der Despot hatte nur Einen Willen und Ein Ziel — die Abgeordneten spalteten sich in zwanzig einander bekriegende Parteien. Um einen kleinen Grad war die letztere Form doch besser; insofern als der Alleinherrscher gewöhnlich nur sein eigenes Interesse verfolgte und weil er möglicherweise ein böser oder ein wahnsinniger Mensch sein konnte, während die zwanzig Parteien doch die Interessen ihrer Mandatäre zu vertreten sich bemühten. Ein wenig besser war's, aber nicht viel. Denn in beiden Fällen — auch beim besten Willen des Monarchen oder der Parlamente — lag die Macht in Händen der Unwissenheit; denn welcher Monarch, welches Parlament besaß eine gehörige Kenntnis und Würdigung von den unvermeidlichen Wechselbeziehungen, von Ursache und Wirkung, von der Verschlingung nebenhergehender Resultate, von der Kontinuität, d. h. der nie endenden Arbeit jeglicher Kraft?

Ob gesalbt oder gewählt, nur der Aberglaube konnte dem Machthaber die Fähigkeit zuschreiben, alle Gesellschaftsschäden zu heilen und alles zum Guten zu lenken. „Angenommen," sagt Herbert Spencer, „angenommen einen Durchschnittsfehler in den bestimmenden Eigenschaften der Individuen einer Gesellschaft, so wird keine noch so geschickte Handhabung derselben jenen Fehler hindern, sein Äquivalent schlechter Resultate hervorzubringen." Diese Wahrheit war jenen unbekannt, die da meinten, daß jedes gesellschaftliche Übel eine Heilung zulasse und daß diese im Bereich der Gesetzgebung liege. Was derselbe

Autor den „Man-muß-etwas-thun-Trieb" nannte, nämlich die bei unwissenden Leuten anläßlich jedes Übels gehegte Zuversicht — und je größer die Unwissenheit, desto größer die Zuversicht — daß ein spezifisches Heilmittel dafür bestehe, dessen Gebrauch sie eindringlich empfehlen; dieser Trieb charakterisierte auch — eben auf Grund ihrer soziologischen Unwissenheit — die damaligen Politiker. Auch sie verkannten, „die vis mediatrix naturæ, auch sie sahen nicht ein, daß das eine, was not thut, ist, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrechtzuerhalten."

Ich kann nicht umhin, Ihnen nachfolgend noch einiges aus dem Spencer'schen Buche anzuführen. Wir finden darin die für unsere Untersuchungen so interessante Thatsache bestätigt, daß zu jener Zeit, wo es noch keine offizielle Sozialwissenschaft gab, doch schon die grundlegenden Gedanken einer solchen gedacht worden waren, daß das Problem, wenn nicht gelöst, so doch schon gegeben war. Ich trenne einige Stellen, aphorismenartig, aus dem fortlaufenden Zusammenhange ab:

Alle Gesetze und Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, in kurzer Zeit weit bessere Resultate als die gegenwärtigen zu erzielen, müssen unvermeidlich fehlschlagen.

* * *

Nach dem Prinzip der Gleichwertigkeit und Umwandlung der Kräfte muß der Folgesatz zugelassen werden, daß alle in einer Gesellschaft vor sich gehenden Wirkungen an gewissen, vorgängigen Kräften zu messen sind.

* * *

Wenn man sowohl seine eigene Meinung als diejenige Anderer über öffentliche Angelegeheiten genau betrachtet, so findet man, daß dieselben weit mehr durch Aggregate von Gefühlen als durch Prüfung der Beweise dafür verursacht werden. Niemand gelingt es, das langsame Wachstum von Sympathien und Antipathien gegen gewisse Einrichtungen, Sitten, Vorstellungen u. s. w. zu verhindern.

* * *

Diejenigen, welche sich zu dem Glauben erhoben haben, daß Gesellschaften sich in Bau und Funktion fortentwickeln, werden mit ihren Schlüssen zaudern, wenn sie die lange Entwicklung betrachten, durch welche frühe Ursachen späte Wirkungen hervorrufen. Bei der Beurteilung von politisch Gutem und Schlechtem denkt der Durchschnittspolitiker nur an die nächste Folge. Ruft eine Maßnahme einen unmittelbaren Gewinn hervor, so wird das als genügende Rechtfertigung derselben betrachtet.

* * *

Das soziale Denken wird überall mehr oder minder durch die Schwierigkeit gehemmt, sich daran zu erinnern, daß die sozialen Zustände, denen unser Geschlecht entgegengeht, ebenso wenig faßbar für uns sind, als es unser gegenwärtiger sozialer Zustand für einen norwegischen Piraten und seine Gefolgschaft gewesen wäre. Die erste beste Diskussion über einen politischen oder sozialen Gegenstand enthält die stillschweigende Annahme, daß in künftigen Zeiten die Gesellschaft einen mit ihrem jetzigen wesentlich gleichen Bau haben werde; man beurteilt die Frage ausschließlich in Bezug auf jene sozialen Einrichtungen, welche um uns her existieren.

* * *

Das Gefühl der Loyalität, welches es fast unmöglich macht, die Natur und Wirksamkeit der Träger der Herrschaft in völliger Ruhe zu studieren, hindert die soziale Wissenschaft ungemein und wird noch lange fortfahren, dieselbe zu hindern, denn das Gefühl ist allwesentlich. Es ist noch eine unentbehrliche Hilfe für den sozialen Zusammenhang und für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Und es wird noch lange dauern, ehe die gesellschaftliche Ausbildung den menschlichen Charakter so weit modifiziert hat, daß Ehrfurcht vor dem Gesetz, als in der moralischen Ordnung der Dinge wurzelnd, die Ehrfurcht vor der Macht, welche das Gesetz durchführt, vertreten wird.

* * *

(Klaſſenvorurteil.) . . . Korpsgeiſt wohl auch nützlich; aber daneben geht die Geneigtheit, alle geſellſchaftlichen Einrichtungen nach ihrer Einwirkung auf die Klaſſenintereſſen aufzufaſſen und die daraus entſpringende Unfähigkeit, die Wirkungen derſelben auf die Geſellſchaft als ein Ganzes richtig zu ſchätzen.

* * *

Ethiſch betrachtet, hat es nie das geringſte Anrecht zur Unterwerfung der Vielen unter die Wenigen gegeben, ausgenommen, daß dieſelbe die Wohlfahrt der Vielen gefördert hat.

* * *

Die Einſicht fehlt, daß ein Verfall der Klaſſenmacht und eine Abnahme der Klaſſenauszeichnung von Fortſchritten nicht nur im Leben der regierten, ſondern auch der regierenden Klaſſen begleitet ſein könne. Der Baron der Feudalzeit hätte ſich nimmer die Möglichkeit geſellſchaftlicher Einrichtungen vorgeſtellt, welche ihm weit dienlicher ſein würden, als die ſo tapfer von ihm behaupteten Einrichtungen; noch auch erblickte er in letzteren die Urſachen ſeiner vielen Leiden und Unbequemlichkeiten. Hätte man ihm geſagt, daß ein Edelmann weit glücklicher ohne Burg mit Ringgraben und geheimen Gängen und Verließen für Gefangene ſein könne; daß er ſich größerer Sicherheit erfreuen würde ohne Zugbrücke und Fallgitter, Bewaffnete und Schildwachen, und weniger Gefahren ausgeſetzt ſein könne, wenn er keine Vaſallen oder gedungene Söldner hätte, daß er reicher ſein könne, ohne einen einzigen Hörigen zu beſitzen — er würde dieſe Angabe für abgeſchmackt bis zur Tollheit gefunden haben. Und doch iſt der heutige Edelmann in ſeinem Landhaus ſicherer als jener in ſeiner Burg, doch beſitzt er (durch den Verluſt der unmittelbaren Herrſchaft über die Arbeiter) Bequemlichkeiten und Luxusgegenſtände, von denen ſein Vorfahre ſich nichts träumen ließ.

* * *

Die Annahme, daß es einer Nation möglich sei, in der Gestalt des Gesetzes etwas der verkörperten Vernunft Ähnliches zu erhalten, wenn sie selber nicht von einer entsprechenden Vernünftigkeit durchdrungen ist, beruht auf politischem Vorurteil.

* * *

In der Repräsentativ-Versammlung selbst regieren die vielen Mittelmäßigkeiten die wenigen überlegenen Persönlichkeiten. Die Überlegenen sind genötigt, nur jene Ansichten auszusprechen, welche die Übrigen zu verstehen vermögen, und müssen ihre besten und weitreichendsten Gedanken als solche, welche kein Gewicht haben würden, für sich behalten.

* * *

Eine passende Denkgewohnheit bei dem Studium der Soziologie kann nur durch das Studium der Wissenschaften im Ganzen erworben werden. Denn die Soziologie ist eine Wissenschaft, welche die Erscheinungen aller anderen Wissenschaften umfaßt. Sie führt jene Notwendigkeit des Verhältnisses vor Augen, welche die abstrakten Wissenschaften behandeln; ebenso aber auch jenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, mit welcher die abstrakt-konkreten Wissenschaften den Forscher vertraut machen, und sie bietet jenes Zusammenwirken vieler Ursachen und die Erzeugung nebenher gehender Resultate dar, welche die konkreten, besonders aber die organischen Wissenschaften uns zeigen.

* * *

Biologie liefert nicht nur der Soziologie angemessene Denkgewohnheit, sondern auch besondere Vorstellungen, welche als Schlüssel dienen.

* * *

Als zweites nach der Biologie ist Psychologie zur Vorbereitung notwendig. Denn es ist gewiß, daß die Handlungen

der Individuen von ihren Gefühlen abhängen. — Aus einem Gemeinweſen geht nichts hervor, was nicht aus dem Motiv eines Individuums oder aus den vereinten, ähnlichen Motiven vieler Individuen, oder aus dem Konflikt der vereinten, ähnlichen Motive Einiger, welche gewiſſe Intereſſen beſitzen, mit den verſchiedenen Motiven Anderer, deren Intereſſen verſchieden ſind, entſpricht.

* * *

(Vergleich mit der Eiſenplatte.) Hier zur Linken ragt ſie ein wenig hervor. Wie ſoll man ſie flach machen? Natürlich, heißt es, indem man auf den hervorragenden Teil draufſchlägt. Wir ſchlagen. Vergebens: die Hervorragung bleibt. Das iſt nicht alles. Man ſehe die Beugung, welche die Platte am anderen Rande erhalten. Statt den urſprünglichen Fehler abzuſtellen, haben wir einen neuen erzeugt. Ein im ſogenannten „Planieren" geübter Arbeiter hätte uns ſagen können, daß wir nur Unheil anrichten werden. Er würde uns gelehrt haben, verſchieden gerichtete und eigens angebrachte Hammerſchläge anderwärts zu geben und das Übel ſo nicht durch unmittelbare, ſondern mittelbare Handlungen anzugreifen. Der erforderliche Prozeß iſt weniger einfach als man dachte. Selbſt eine Eiſenplatte kann nicht mit Erfolg nach jenen ſchlichtverſtändlichen Methoden behandelt werden, auf welche man ſo viel Vertrauen ſetzt. „Meinſt du, man könne leichter auf mir als auf einer Flöte ſpielen," fragte Hamlet. Iſt die Menſchheit leichter zu ſtrecken als eine Eiſenplatte?

Nicht wahr, es nimmt Sie Wunder, aus jener entrückten Zeit ſo klare, weitblickende Anſchauungen über ein Gebiet zu vernehmen, auf welchem, wie uns die überkommenen politiſchen Urkunden zeigen, ſo heilloſe Verwirrung herrſchte. Doch dieſe ſtaunende Überraſchung kann man ſich oft bereiten, wenn man in alten Schriften wühlt. Da ſieht man, um wie vieles

früher die Einsicht von den bestehenden Übeln eintritt, als deren Aufhebung. Eine Eichel braucht lange, um schattige Eiche zu werden, aber noch viel länger braucht die Idee, um sich als Institution zu erheben. Fast alle die Grundsätze — d. h. die erkannten wissenschaftlichen Wahrheiten —, auf welchen unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen ruhen, sie finden sich in dem besagten Werke schon angeführt, und doch sehen wir zu Lebzeiten des Autors nicht eines seiner Prinzipien zur Direktive politischer Handlungsweise angenommen.

Lassen Sie uns das Chaos der damaligen Politik ein wenig untersuchen. Das meiste darin wird uns nach gegenwärtigen Begriffen schauderhaft oder lächerlich erscheinen, und obwohl wir wissen, daß die richtige Erkenntnis niemals schaudern und niemals lächeln soll — sondern verstehen; so wird uns die Abscheulichkeit und die Komik gewisser Zustände doch unwillkürlich in die Augen fallen. Was sagen Sie z. B. dazu? Für die eingetriebenen Steuern ward dem Bürger allerlei geboten, was er brauchte und was er nicht brauchte: Verkehrswege, Straßenreinigung, Sicherheitswache, Theater, Kirchen, Zollämter, Gefängnisse, Kasernen und noch vieles mehr. Das Eine aber, was aus den Steuereinnahmen nicht bestritten wurde, was jeder Einzelne, wenn er es brauchte, erst extra zahlen mußte, das war das Recht. Dasjenige, was doch eigentlich die Haupterrungenschaft staatlichen Zusammenhaltens ist, nämlich der Schutz gegen Unterdrückung und Übervorteilung, den leistete der Staat nicht unentgeltlich, den mußte der Unterdrückte und Übervorteilte — falls er das Geld hierzu hatte — sich erst selber erkaufen. Das Endurteil in Streitigkeiten, welches zu wilden Zeiten von der Faustkraft der Streitenden, in späteren Epochen von Gottesgerichten abhing, zu dem konnte man im Maschinenalter nur durch Geldausgaben gelangen. Der Richter wurde zwar nicht erkauft, aber die Prozeßführung verursachte schwere Kosten und wer neben erlittenem Unrecht auch noch an Geldmangel litt, der mußte auf die Aufrichtung seines Rechtes von vorneherein verzichten. Der Gedanke, daß bei einer zu gegenseitigem Schutz und zu allgemeiner Interessenförderung

vereinten Körperſchaft unentgeltliche Rechtshilfe geleiſtet werden müſſe, dieſer Gedanke exiſtierte ſchon; auch beſaßen die verſchiedenen Privatvereine einen auf Vereinskoſten beſoldeten Rechtsanwalt, der jedes Mitglieds Sache ohne Entgelt zu vertreten hatte. In dem Verein der Vereine jedoch, dem Staat, war dieſer Gedanke noch nicht verwirklicht; hier ward von den Vereinsgeldern, d. i. von den Steuern, keine Summe erübrigt, um allen Mitgliedern dasjenige zu ſichern, was beinahe noch wertvoller iſt als das Leben — weil ohne dasſelbe das Leben unerträglich werden kann —, nämlich das Recht.

Und galt denn in den Augen des Staates das Leben ſelber des Bürgers als ein unantaſtbares, heiliges Gut? Ja, inſofern es gegen die Angriffe der Mitbürger zu ſchützen war; aber dem Machtgebot der Regierung gegenüber mußte jeder Mann auf den erſten Wink zum Erſchoſſenwerden ſich ſtellen. Man lächelte zwar zu den naiven orientaliſchen und chineſiſchen Schranzen, die auf Wunſch ihres Gebieters ſich den Bauch aufſchlitzten; aber wenn im Occident auf den Wunſch eines Zaren, eines Miniſters, oder einer legislativen Verſammlung ganze Regimenter, ganze Armeen — oder bei Landſturmaufruf — ganze Völker ſich töten laſſen gingen, ſo fand man das ganz natürlich.

Der Krieg iſt überhaupt dasjenige, was unſern Abſcheu am meiſten weckt; was wir nur von der völligen Barbarei begreifen können, was wir aber ſo ſchwer mit dem übrigen Geſittungsgrade und der ſonſtigen Vorgeſchrittenheit des Maſchinenalters in Einklang zu bringen vermögen. Dieſe Geſittung war aber nicht imſtande, ſich folgerichtig nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu bethätigen, ſo lange der Kriegsgeiſt noch in den Inſtitutionen verkörpert war. Der Hauptgedanke des Staatsweſens war nicht ſo ſehr die Förderung der inneren Intereſſen, als der Schutz gegen äußeren Angriff. Letzterer — vorausgeſetzt, daß ein ſolcher Angriff ſtattfindet — iſt jedenfalls das Wichtigere. So lange die Thore eines Hauſes einfallenden Diebshorden offenſtehen, muß ich erſt daran denken, an dieſem Thor zu wachen, ehe ich mir's im Innern mit

meiner Familie bequem mache. Diese beiden verschiedenen Prinzipien des Wachens und des Bequemmachens, welche entgegengesetzte Denkungsart und entgegengesetzte Maßregeln erfordern, gleichzeitig zu vertreten, das war die Aufgabe der sogenannten Politik.

Daß die getriebene Politik also ein brodelndes Mischmasch, mitunter ein ekler Brei war, das darf uns nicht wundern. Was wir aber nicht fassen können, ist dies: Warum schlossen alle die nebeneinander wohnenden Völkerfamilien, die ja doch auf gleicher Kulturstufe standen, nicht den einfachen Vertrag, sich gegenseitig nicht anzugreifen, um so ganz und gar der inneren Bequemmachung leben zu können? Die einfallenden Diebeshorden, der grimme, räuberische Feind, gegen den jedes glaubte sich wehren zu müssen, der war ja gar nicht vorhanden, denn jedes verwahrte sich feierlich gegen die Zumutung, daß es um anzugreifen in Mordbereitschaft stehe: es geschehe nur, um sich zu verteidigen. Der Unsinn einer Versammlung von fünf oder sechs waffenstrotzenden Leuten, die einander mit verdächtigen Blicken ansehen, messerwetzend, zähnefletschend, dabei aber versichernd, daß sie selber nicht die geringsten feindseligen Gefühle hegen, sondern nur zu äußerster Notwehr sich so verhielten, dieser Unsinn bildete den Untergrund aller sogenannten „diplomatischen Beziehungen".

Was war nun die Voraussetzung, welche bei gegenseitiger Friedensbeteuerung die gegenseitige Kriegsbereitschaft erheischte? Einfach: Lügenhaftigkeit. Man glaubte an die Aufrichtigkeit der Anderen nicht und man war selber nicht aufrichtig; und so finden wir auch, daß die Begriffe Falschheit, Ränke, List mit dem Worte „diplomatisch" sich deckten.

Zur Zeit, als die Völker noch nicht versicherten, daß sie friedlich gesinnt seien, als die Angriffskriege noch Eroberungszüge hießen, die der Welt als Gegenstand höchster Bewunderung hingestellt wurden, da bildete freilich eine große Wehrkraft den wichtigsten und stolzesten Besitz eines Staatswesens. Eines Tages aber standen die Dinge so: die Ursachen, aus welchen Kriege geführt wurden: Bereicherungslust, Handels-

eiferſucht, Herrſcherehrgeiz, Religionsſtreitigkeiten, die hatten allmälig aufgehört; die Armeen aber, die im Lauf der Zeit gebildet worden, die waren da und ihnen zulieb mußte doch — wenn weiter auch keine Gründe vorlagen — gerauft werden. *Urſprünglich waren die Heere entſtanden, um den Anforderungen des Krieges zu genügen — ſpäter entſtanden die Kriege um der Anforderungen des Heeres willen.* Das ſcheint einen Zirkel zu bilden, aber ich will verſuchen, Ihnen durch eine kleine Parabel dieſen Vorgang zu erläutern.

Es war einmal ein großes Dorf mit ſtrohgedeckten Häuſern, in welchem ein ruhiges Völkchen wohnte. Nun geſchah es, daß gerade unter jenem Himmelsſtriche ſehr häufig der Blitz in eine der Hütten ſchlug und dieſelbe, ſamt den benachbarten, in Brand ſteckte. Es mußte eine Feuerwehr errichtet werden. Aber die Leute waren bequem und liebten es, zu Hauſe ihren kleinen Beſchäftigungen und Künſten nachzugehen, mit welchen ſie ſich das Leben verſchönten. Dieſes Leben riskieren? Das mühſame Leiterſteigen und Mauerhinaufklettern — Rettungsſackhalten zwiſchen brennenden Balken? . . . Ach nein — was dich nicht brennt, das löſche nicht — im eigenen Hauſe, wenn's ſein muß — aber beim Nachbar? . . . Kurz, es wollte ſich niemand zu dem Dienſte melden. Aber in dem Dorfe gab es auch eine Autorität und ſo wurden die Leute einfach rekrutiert, aſſentiert, konſcribiert, oder wie das Ding auf Deutſch heißt, *gezwungen*, der Feuerwehr beizutreten. Das ergab noch keine Begeiſterung — obſchon unter den Rekruten vielleicht auch einige ſich fanden, die das Feſt ihrer Einfangung mit ein paar überzähligen Gläſern Wein und Kokarden auf den Hüten begingen. Die Feuerwehr war nun da und löſchte die Brände. Ihr Stand ward zum angeſehenſten im Dorfe. Es war eine Ehre und ein Ruhm, Feuerlöſcher zu ſein; es knüpften ſich Vorteile und Macht daran; Viele, die um des bloßen Löſchens willen nicht mitgewirkt hätten, traten bei aus Ehrgeiz, aus Gewinn- oder Machtdurſt. Und auch aus Tugend: denn alle Grund-

und Lehrsätze zielten darauf hin, als die schönste und edelste Leidenschaft die Löschlust hinzustellen. Und so wurde denn mit Wonne drauflos gelöscht. Zum Glück fiel der Blitz noch immer oft in die Dächer und an Gelegenheiten zu Auszeichnung, zu gegenseitiger Beglückwünschung und Bewunderung mangelte es nicht. Nach einer Zeit jedoch veränderten sich die meteorologischen Verhältnisse. Während man sonst auf tägliches Gewitter gefaßt sein konnte, schlug es immer seltener und seltener ein; endlich wuchsen ganze Generationen heran, ohne daß sich ein Blitzschlag wiederholte. War's jetzt mit der Löscherei zu Ende? O, nein — es kann ja auch brennen ohne Blitz; es gibt ja Zündhölzer, die man unter ein Bund Stroh legen kann; man kann ja absichtlich recht nachlässig sein — Feuer auskommen lassen ist nicht schwer . . . und richtig: immer noch lohten die Brände und die tapfern Löscher konnten ihre Vorzüge entfalten. Das Feuerlegen war endlich als Geschäft betrieben. Was in der übrigen Welt die Diplomaten und die Presse besorgten: das Zündstoffbereiten und das Schüren — das besorgten dort die Leute untereinander. Jeden, den geringsten Streit benutzten sie, um in das Nachbarhaus einen brennenden Klotz zu schleudern und das lobenswerte, nützliche Werk des Löschens konnte immer noch unter gegenseitiger Beglückwünschung, Auszeichnung und Bewunderung fortgeübt werden. Daß die Vorteile des Nichtanzündens diejenigen des Löschens weit übertroffen hätten, das sahen die Feuerwehrleute nicht ein und konnten es auch nicht einsehen; denn für sie wäre dabei alles verloren, sie mußten das Aufhören des Brandes für einen Traum erklären und — „nicht einmal ein schöner Traum".

In gleichem Stadium befand sich im Maschinenalter die Frage von Krieg und Frieden. Eigentlich viel schroffer noch als in dieser Parabel; denn das Löschhandwerk ist doch an sich nichts so Grauenhaftes, nichts den übrigen sanfteren Gefühlen so Widersprechendes wie das Mordhandwerk. — Töten — Töten — Töten . . . wir begreifen nicht, daß der Sinn dieses Wortes, der doch in den Blättern der damals geltenden menschlichen und göttlichen Gesetzbücher so tiefen Abscheu weckte,

ſeines ganzen Schauders, ſeiner ganzen Verbrecherhaftigkeit verluſtig ging, ſobald der Krieg im Spiele war. Das zeigt, wie dröhnend laut und unausgeſetzt, von älteſten Zeiten her, neben dem Worte Krieg die Worte Heldentum, Macht, Glanz, Tugend, Ehre, Pflicht erſchallten und die anderen, daran haftenden Vorſtellungen verdrängten. Zur Zeit des Maſchinenalters war jener Blitz auch ſchon immer ſeltener und ſeltener eingeſchlagen; denn was dieſem elementaren Ereignis entſpricht, das waren namentlich die wilden Horden feindlicher Raubvölker: Avaren, Hunnen, Vikinger, die in den Uranfängen der europäiſchen Geſchichte ſengend, plündernd und mordend das Land überfielen. Später kam die Rolle des verheerenden Blitzes den einzelnen Führern und Herrſchern zu, die in ſogenannten „Siegeszügen" die durchſtreiften und durchwüſteten Gebiete ihren Reichen einverleibten. Von dieſen letzteren ragten noch die Spuren ins Maſchinenalter hinein: noch erhob ſich der Triumphbogen des Korſen Bonaparte, der Bewunderung der Völker hingeſtellt. Gegen ſolchen Blitzſchlag war man auch noch immer nicht ſicher, ſo lange den einzelnen Throninhabern das Recht und die Macht belaſſen ward, mit Einem Befehlswort das ganze Land unter die Waffen zu rufen und die Bewaffneten alle über die Grenze zu ſchicken. Der Zar hätte nur zu winken gebraucht und Europa war in Brand. Alſo: „Feuerwehr bereit!" Daß die Abſchaffung der Möglichkeit zu einem ſolchen Feuerwink ein einfacheres Proeédé geweſen wäre als die Löſchbereitſchaft, das wollte man auch nicht einſehen.

Die Herrſcher jedoch winkten nicht. Sie waren doch auch Söhne ihrer Zeit und daher der Wildheit entwachſen; keiner wollte das Verbrechen begehen und verantworten, aus keinem anderen Grunde, denn aus Kriegs- und Eroberungsluſt, die Fehde zu erklären; und von jedem Regenten, anläßlich jeder Thronrede konnte man hören, daß er perſönlich nichts ſehnlicher wünſche, als den Frieden zu erhalten — nur für den Fall, als der Nachbar anfinge . . . oder für den Fall, als die Ehre, als die Würde des Landes es erheiſchten . . . dann allerdings wollen wir u. ſ. w. „Hurrah," ruft das Volk, von

solcher Sprache hingerissen, „es lebe unser friedfertiger Fürst, es lebe unser erhabener Kriegsherr!“

Dieses war aber nunmehr der gefährlichste Zündstoff: die Frage der nationalen Ehre. Nicht um einen Markknochen, wie unsere ersten Vorfahren, die Höhlenbewohner, nicht um den Besitz von Weibern, von Länderstrichen, nicht um ein Glaubensbekenntnis oder einen Handelsvertrag aufzuzwängen, fielen nunmehr die Menschen übereinander her, sondern um ihre Ehre und Würde zu wahren. Ein paar gewechselte Unhöflichkeiten, Verdächtigungen, Mißverständnisse, das genügte, um den Grund — mitunter auch nur den Vorwand — zur Kriegserklärung abzugeben. Materielle d. h. also wirkliche Ursachen zum Dreinschlagen hatten die Völker nicht mehr; blos die moralischen, welche doch nur anläßlich der materiellen und zur Verstärkung derselben entstanden und großgezogen waren, wirkten fort. Mittels Empfindung wurde das Kriegsprinzip am Leben erhalten, mittels Empfindelei zur Bethätigung gebracht. Überall witterte man Beleidigungen, Provokationen; gegenseitig schuldigte man sich der Absicht an, anfangen zu wollen; jeder hielt sich zu der prahlerischen Betenerung genötigt, daß, wenn der Andere anfinge, er mit größtem Vergnügen, mit Siegesgewißheit, mit Begeisterung bereit wäre, den so gewissenlos geschleuderten Handschuh aufzuheben. „Anfangen wollen“ galt wohl als beleidigende Zumutung, aber etwa zurückweichen — das wäre eine schimpfliche Zumutung gewesen. Man wird sich doch nicht demütigen; man wird doch seinem „Prestige“ nichts vergeben, man wird sich doch nicht auf den Fuß treten lassen .... Der Krieg im Maschinenalter verhielt sich zu dem Kriege früherer Zeiten, wie das geregelte „ritterliche“ Duell zum ursprünglichen Kampf. Das Streitobjekt, um welches zwei kämpfende Wilde — oder zwei kämpfende Horden — sich balgten, war doch thatsächlich vorhanden und fiel als Siegesbeute dem Stärkeren zu; im Duell hingegen handelte es sich nur noch um den Sieg und nicht mehr um die Beute; selbst der Sieg kam erst in zweiter Linie — die Hauptsache war das „Sichschlagen“. Das eigent-

liche Objekt des Duells war die Ehre und ſo wurden die Worte „affaire d'honneur“, „Ehrenhandel“, auch mit Zweikampf gleichbedeutend. Die Ehre knüpfte ſich nicht, wie anfänglich, an den Ausgang des Streites; ſie bildete ſich zum Gegenſtand desſelben aus; es wurde „um die Ehre“ ſich geſchlagen, und das Schlagen ſelber war für beide Teile — für den Beleidigten und Beleidiger, für den Sieger und den Beſiegten — gleich ehrenvoll. Es verſteht ſich, daß in derjenigen Klaſſe von Menſchen, unter welchen das „point d'honneur“ am meiſten Geltung hatte, alſo in der Adelsklaſſe, auch das Duell am üppigſten gedeihte. Da gab es eine Zeit, wo Der kein richtiger Kavalier war, der nicht ein paar Degenhiebe und ein paar Piſtolenſchüſſe mit Standesgenoſſen getauſcht hätte; und ſo genügte der geringſte Anlaß — ein ſchiefer Blick, ein zufälliger Fußtritt, ein anzügliches Wort — um eine Herausforderung ergehen zu laſſen; und die Abweiſung einer ſolchen — ſei dieſelbe noch ſo grundlos — war ganz außer Frage. Je leichter Einer beleidigte, und je ſchneller er bereit war, „vom Leder zu ziehen“, für deſto edelmänniſcher galt ſeine Geſinnung. Daß der Kampf und deſſen Ausgang das ſtattgehabte Unrecht — wenn eines ſtattgehabt — nicht wieder gut machen konnte, daß z. B. ein betrogener Ehemann durch einen erteilten oder gar erhaltenen Hieb nicht wieder unbetrogen wurde, das kam nicht in Erwägung. Was wurde denn bei der Partie weiter riskiert! Zwei Menſchenleben ... Das Gut des Lebens als das geringſte der Güter zu achten, bildete ja den Hauptgrundſatz des ritterlichen Ehrenkodex!

Das Duell war übrigens im Maſchinenalter eine bereits in Abnahme befindliche Inſtitution. Allgemein begann man deſſen Unſinnigkeit einzuſehen; man erkannte es als ein Vorurteil, dem man ſich nur unwillig fügte; in England war dasſelbe beinahe verſchwunden und auch in den übrigen Ländern trat es immer ſeltener und ſeltener auf. Aber der ganze Geiſt des Duells lebte in Sachen des Krieges fort. Dieſelbe Kitzlichkeit des Ehrgefühls zwiſchen den Nationen, wie zwiſchen raufluſtigen jungen Edelleuten; dieſelbe Sucht, in ſeiner Lebens-

geſchichte ein paar Ehrenhändel verzeichnet zu haben; dieſelbe Unmöglichkeit, eine Herausforderung abzulehnen. Dasſelbe Mißverhältnis auch zwiſchen erlittenem Unrecht und zu erlangender Genugthuung — denn was konnte der Krieg wieder gut machen? Auch hier handelte es ſich um die Beute in letzter, um den Sieg in zweiter, um das „Sichſchlagen" in erſter Linie. Und dasſelbe — vielmehr das noch hunderttauſendfach vergrößerte — Mißverhältnis zwiſchen dem eingeſetzten Wagnis und dem zu erzielenden Erfolg; auch hier mußte Blut fließen und zwar in Strömen; daneben noch Saaten zertreten, Dörfer und Städte eingeäſchert werden; auch hier mußten dieſe Güter alle, beſonders das Gut des Lebens, als gering, als nichts geachtet werden; denn daß die Exiſtenz des einzelnen Bürgers zu Kriegszeiten gleich Null ſei, das war ja der Hauptgrundſatz des patriotiſchen Kodex. Der einzige wirkliche Gewinn, welcher ſich an das Bekriegen knüpfte — wie übrigens an das Duellieren auch — war die Befriedigung des Haſſes. Daher der Nationalhaß eine der beſtgepflegten Grundlagen des Patriotismus. Genügenden Haß für jeden folgenden Krieg gaben die Erinnerungen des letztvergangenen Krieges ab. Von allen den begangenen Greueln brachte man die ſelbſtbegangenen auf Rechnung erfüllter Soldatenpflicht, und die des Feindes — des böſen „Erbfeindes" — auf Rechnung ſeiner Rohheit. Der Groll und der Rachedurſt der Beſiegten konnte nicht anders befriedigt, die unerträgliche Großſprecherei des Siegers konnte nicht anders beſtraft werden, als durch neues Dreinhauen. Und ſo wurden denn die Völkerduelle munter drauflos geſchlagen. Die Leute nannten das „friſchen, fröhlichen Krieg" und marſchierten unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen hinein. Dem Widerſinn des Privatzweikampfes begann man ſich zu widerſetzen; den Widerſinn des Völkerzweikampfes, den ſah man nicht. Noch weniger ſah man deſſen Verbrecherhaftigkeit: ſtolz und prahleriſch, herausfordernd und krittlich — echt krakehlermäßig — ſtanden ſich die waffenſtrotzenden, kampfgeübten Völker gegenüber, gewärtig, bei dem geringſten Anlaß vom „Leder zu ziehen". Die Wucht des ſo bereitwillig gezogenen Schwertes wurde

aber — immer gewaltiger und gewaltiger. Denn es verkörperte ſich nicht mehr in einer mit mehr oder minder Geſchick geſchwungenen Klinge, ſondern in unabſehbaren Zügen feuerſpeiender Maſchinen; in auf immer größere Entfernung geſchleuderten todgefüllten Bomben, die dort, wo ſie einfielen, immer weitere Vernichtungskreiſe zogen. Durch die Lüfte, in ſtets höheren Bogen, unter dem Waſſer, mit ſtets wachſender Sprengkraft flogen die Granaten, ſchwammen die Torpedos; mit zunehmender Leichtigkeit und Schnelligkeit ſtürzten die Brücken in den Abgrund, flogen die Schiffe in die Luft, fielen die Mauern dröhnend zu Schutt; in immer rieſigeren Haufen thürmten ſich die Leichen; immer dicker qualmten die peſt- und cholerabrauenden Dünſte; immer gellender klang der Schmerzensſchrei der in Wundenqual ſich windenden Männer, der um ihr Liebſtes beraubten Weiber ... Und wie nannten dieſe Raſenden ihr Zeitalter? — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre — das Zeitalter der Geſittung und der Menſchlichkeit.

Aber es hat noch fürchterlicher kommen ſollen. Mit den ſich ſtets mehrenden Erfindungen, mit der Entdeckung immer mächtigerer Sprengſtoffe, mit der ſchließlichen Bewältigung der Elektrizität zu ſtrategiſchen Zwecken wurden die Kriege zu derart vernichtenden Kataſtrophen, daß ſie ſich zu den Feldzügen früherer Zeit etwa ſo verhielten, wie der Telegraph zur Fußpoſt. Die Folge von dieſer Rieſenhaftigkeit des Krieges war — ſein Ende. Da von beiden Gegnern jeder nur vom Leder zu ziehen brauchte, um den anderen in einer halben Stunde mit mathematiſcher Sicherheit zu „nichts“ zu zerreiben und zu derſelben Subſtanz zerrieben zu werden; da daher jedes Völkerduell dem bekannten Kampf der beiden Wüſtenlöwen gleichgekommen wäre, die ſich gegenſeitig ſo vollſtändig aufgezehrt, daß nur ihre zwei Schweife im Sande liegen blieben, da alſo keine Auszeichnung, kein befriedigter Haß, kein Sieg am Ausgang des Krieges winkte, wurde er nicht mehr geführt.

Doch dies gehört nicht hierher; die Ereigniſſe und Entwicklungen, die in einer ſpätern Epoche liegen, ſollen nicht in

unsere Betrachtung gezogen werden. Was wir hier zu behandeln haben, ist der Stand der damaligen politischen Zustände, und wenn dabei so viel von Krieg die Rede ist, so hat dies darin seinen Grund, daß von allen politischen Fragen die militärische ja die wichtigste und vornehmste war. Des Landes Wehrkraft war des Landes höchster Stolz. Der Krieg wurde als der eigentliche geschichtemachende Faktor betrachtet und alle übrigen Interessen verhielten sich zu diesem Mittelpunktsinteresse, wie die Planetoïden sich zur Sonne verhalten. Der innere Widerspruch, der zwischen dem Geiste der Feindseligkeit und dem Geiste der Friedfertigkeit liegt, von welchem der eine das Leben jedes Staates nach außen, der andere dessen Leben nach innen regeln sollte, dieser Widerspruch war die Ursache, daß die Politik sich nicht zur Wissenschaft erheben konnte — denn eine solche baut sich nur auf der Grundlage unantastbarer, jeden Widerspruch ausschließender Wahrheiten auf —; und war auch die Ursache, daß alle diplomatische, legislative, parlamentarische, kurz politische Weisheit mehr oder minder — Quacksalberei war. Nicht das durch wissenschaftliche Untersuchung und Erfahrung erkannte Verhältnis der Dinge wurde als Richtschnur der anzunehmenden Maßregeln genommen, sondern die jeweiligen Impulse und Einfälle, Vermutungen und Wünsche einer soziologisch ungeschulten Mehrheit. Wahrlich, wenn es Wahnwitz war, der Willkür eines Autokraten die Leitung des ganzen Volkes zu überlassen, so war es keine viel geringere Thorheit, diese Leitung in die Hände einer bunt zusammengewürfelten Menge zu legen, die da *auf gut Glück* ihre Edikte erließ. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches allein Vervollkommnung herbeiführt, war in Sachen des Gesellschaftsorganismus noch nicht zu genügender Geltung gelangt: nicht jedes Gebiet hatte seine sachverständigen Lenker, sondern es entschieden die Vielen über vieles, um nicht zu sagen, Alle über alles. Die Finanzen und der Kultus, der Ackerbau und der Unterricht, das Verkehrs-, Zoll- und Steuerwesen, die Armee und die Marine, der Handel und die Gewerbe, die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Sittlichkeit: alles das

war das Geschäft der Volksvertretungen, welch letztere aus Leuten hervorgingen, die von dem Tage an, als ihr Name der Wahlurne entstieg, berechtigt waren — und dem konstitutionellen Aberglauben für befähigt galten — über sämtliche obigen Fragen mitzureden und mitzuentscheiden. Nun sprach und stimmte jeder nach seiner sogenannten Farbe. Ein Aggregat von Gefühlen und Vorurteilen, gemischt mit ein paar „praktischen Erfahrungen", bildete eines jeden politische Meinung, der zufolge er sich zu dieser oder jener Partei schlug; und vom Gesichtspunkt der Klassen- und Rasseninteressen dieser Partei aus wurden dann sämtliche Fragen behandelt.

Von dem schönen Einklang, der in den repräsentativen Versammlungen herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Fraktionen betrachtet, in welche dieselben gespalten waren. Nehmen wir als Beispiel den österreichischen Staat, da derselbe durch seine Nationalitätenvermengung die bunteste Mannigfaltigkeit der Parteien aufzuweisen hat. Da gab es „Deutsche", „Deutschösterreichische", „Deutschnationale", „Zentrum", „Rechtes Zentrum", „Polenklub", „Czeskyklub", „Rutheuenklub", „Trentinoklub", „Nationalitätenpartei", „Kroatenpartei", „Regierungspartei", „Unabhängigkeitspartei", „gemäßigte Opposition", „Antisemiten". Oder betrachten Sie in Frankreich die Republikaner und Royalisten, Imperialisten, Orleanisten, Kommunisten, Revanchisten, Anarchisten . . . es wird Einem ganz schwindelig dabei.

Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn, zu ermessen, wie viel objektive Wahrheit aus den subjektiv geführten Verhandlungen dieser widerstreitenden Gruppen hervorgehen konnte. Ein hübsches Resultat nationalökonomischer Weisheit wäre z. B. erzielt worden, wenn man Handelsgesetze im Geiste der „Antisemiten" erlassen hätte, die da beantragten, daß den Juden dieser oder jener Industriezweig verboten werde.

Ich sehe aus Ihren Mienen, daß Ihnen das Wort „Antisemit" als Bezeichnung einer politischen Partei nicht recht verständlich ist. Wie konnte denn, so fragen Sie, die Feindschaft gegen einen Bruchteil der Bevölkerung ein Banner abgeben,

unter dem für das Wohl des gesamten Volkes gewirkt werden sollte? Judenhaß — der Begriff ist Ihnen nicht fremd; die Chroniken des entrückten Mittelalters haben Ihnen ja zur Genüge von dem finstern und barbarischen Wahn berichtet, der die grausamen Judenhetzen zur Folge hatte; und nach alledem, was Sie aus älterer Zeit von den Gewaltthaten wissen, welche der religiöse Fanatismus, verbunden mit Unwissenheit und Rohheit, gebiert, sind Ihnen die antisemitischen Bewegungen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts nichts Rätselhaftes; — was konnte aber dieser Begriff mitten in den gesetzgebenden Körpern des neunzehnten Jahrhunderts suchen, wo doch der Satz „Vor dem Gesetze sind Alle gleich" die Grundlage des Rechtes abgab?

Wohl haben Sie recht, so zu fragen. Auch zu jener Zeit gab es Viele, welche immer wieder mit Staunen und Entrüstung dieselbe Frage hinausriefen: Wie ist dies in unserem menschlichen und aufgeklärten Jahrhundert nur möglich! Wir, von der Höhe unserer Zeit, könnten freilich darauf sagen: Euer Jahrhundert, ihr guten Leute, ist eben weder menschlich noch aufgeklärt — es leben nur schon ein paar aufgeklärte Menschen drin. Ein Schandfleck ist's für unser Jahrhundert — fuhren jene fort, die da wähnten, in einer hochentwickelten Kulturepoche zu stehen — ein Rest wilder Barbarei, religiösen Wahnes! ... Aber diese letzteren Anschuldigungen wußten die Antisemiten des Maschinenalters von sich zu wälzen und mit den blinden Fanatikern des Mittelalters wollten sie nichts gemein haben; sie wollten ihrem Standpunkt den Schein einer gewissen Aufgeklärtheit und Wissenschaftlichkeit geben und hatten folgendes Cliché gefunden: Nicht der Religion, sondern der Rasse gelten unsere Angriffe. Für die Gelehrtthuenden unter ihnen wurde dieser Satz mit endlosen ethnographischen Floskeln umrankt, wo es von Ariern, Turanern und Indogermanen wimmelte; für den Gebrauch der schlichtern Klassen wurde er in den hübschen, volkstümlichen Vers gebracht:

Was der Jude glaubt, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei.

Daß der Raſſenhaß ebenſo verwerflich iſt wie der religiöſe, das ſahen die Semitenfeinde nicht ein. Ja, der naive Abſcheu eines fanatiſch gläubigen Chriſten, der da meinte, in dem Juden einen von Gottes Fluch getroffenen Menſchheitsauswurf zu ſehen, den Abkömmling der verruchten Heilandsmörder, den Schlächter von Chriſtenkindern, den tückiſchen Vergifter der Brunnen — dieſer Abſcheu war, wenngleich ungebildeter, ſo doch natürlicher, von ſeinem Standpunkt aus berechtigter und in ſeinen Motiven und Zielen *aufrichtiger*, als der mit einem Apparat von archäologiſchen und national-ökonomiſchen Betrachtungen umgebene politiſche Antiſemitismus, welcher dieſen Apparat nur gebrauchte, um ſeine uneingeſtehbaren Motive und Ziele zu verbergen. Nein, nein:

Warum der Chriſt verfolgt, iſt einerlei,
In der Verfolgung liegt die — ſagen wir — die Barbarei.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen hier Näheres über die ganze Bewegung mitteilen. Auch über deren Aufhören kommt es mir nicht zu, zu ſprechen — Sie wiſſen, daß die „Frage" nicht *gelöst* wurde, ſondern daß ſie verſchwand — das iſt ja ſo aller geſchichtlichen gordiſchen Knoten Ende —: Juden und Chriſten oder, um im Stile der Zeit zu reden, Semiten und Arier, welche ſchon damals anfingen, untereinander zu heiraten, vermiſchten ſich endlich ſo ſehr, daß die kleinere Raſſe in die größere aufging; und da keine Juden mehr da waren, war's auch mit der Judenfrage aus. Doch das gehört nicht hierher. Was in unſerer gegenwärtigen Unterſuchung an der Sache zu beleuchten iſt, iſt dieſes: Auf welcher primitiven Entwicklungsſtufe muß die Geſellſchaftswiſſenſchaft geſtanden ſein, wenn diejenige Gewalt, der die Lenkung der Geſellſchaft anvertraut ward, zum Teil in die Hände Solcher gelegt wird, die als Zeugnis ihrer Fähigkeiten, ihrer Tendenzen keinen anderen Titel aufzuweiſen fanden als ihr bischen gehäſſiges Vorurteil. Der Herr Abgeordnete ſoll mitentſcheiden, wie der Reichtum des Landes verwaltet, wie der Unterricht geleitet, wie das Recht verteidigt, die Ordnung erhalten werden ſolle . . . „Warum nicht? Das alles wird er

gewiß auf die vernünftigſte und zweckentſprechendſte Weiſe thun, er iſt ja — „Doktor der Soziologie“? — „Warum nicht gar — dieſen Grad giebt es nicht, Soziologie iſt überhaupt etwas Verdächtiges, haben wir dagegen nicht das Sozialiſtengeſetz erfunden? — Nein, er iſt Antiſemit.“ — „Was in aller Welt hat denn das mit den vorgenannten Angelegenheiten zu ſchaffen?“ — „Das iſt doch klar: jene Angelegenheiten gehören zur Politik; Antiſemitismus aber iſt eine politiſche Partei; folglich iſt der in Frage ſtehende Herr Abgeordnete ein Politiker, und als ſolcher in politiſchen Dingen kompetent.“

Vor dieſer Logik muß man ſich verneigen. Sie zeigt uns nur, wie weit noch jene beſſere Zukunft entfernt lag, in der an der Spitze des Staates nur mehr bewährte Soziologen ſtehen ſollten — gerade ſo wie damals an Sternwarten nur Aſtronomen und an Spitälern nur Ärzte walten durften —; jene Zukunft, wo an Stelle der dem Parteigeiſt und der Leidenſchaft überlaſſenen Politik die objektiv klar und ſicher vorbedenkende Geſellſchafts-Wiſſenſchaft obwalten würde; — wo die ganze „Politik“ zu dem herabſinken ſollte, was damals die Magie ſchon war: eine veraltete Kunſt.

VII.

Die Religionen.

Was uns vom heutigen Stnndpunkt aus intereſſiert, wenn wir das religiöſe Leben des Maſchinenalters ſtudieren, iſt weniger der Inhalt der offiziellen Bekenntniſſe als vielmehr das Erwachen des Humanitätsbegriffes, der damals, ſofern er als Loſung des Freidenkertums auftrat, als der Gegenſatz von Religion angeſehen wurde, obſchon er dazu beſtimmt war, ſelber zur weltervobernden Religion zu werden. Ferner intereſſiert uns das Verhältnis, in welchem die beiden Weltanſchauungen — die alte, erbgeſeſſene, mit allem Apparat der Ehrwürdigkeit umgebene, und die neue, langſam um ſich greifende, mit Mißtrauen und Verachtung behandelte — zu einander ſtanden.

In dem Kampfe des Freigedankens mit dem Glauben, wie er im Maſchinenalter ſich abzuſpielen begann, könnte man einige derſelben Phaſen wiederfinden, welche die Hiſtoriker jener Zeit aus dem achtzehnhundert Jahre früher ſtattgehabten Kampfe von Chriſten- und Heidentum aufgezeichnet hatten. Nicht als ob das Freidenkertum, im Sinne religiöſen Zweifelgeiſtes, erſt im Maſchinenalter ſich zu entfalten begonnen hätte; derſelbe war vielmehr im achtzehnten Jahrhundert viel auffälliger aufgetreten als im neunzehnten und war überhaupt, ſeitdem es poſitive Religionen gab, immer neben denſelben einhergegangen, wie ſchon aus dem Verhalten der griechiſchen Philoſophie zu der griechiſchen Götterlehre hervorgeht. Was

aber erſt im Maſchinenalter zu entſtehen anhub, das war der poſitive Freigedanke, im Gegenſatz zum negativen. Die auftauchende Weltanſchauung war nicht mehr eine bloße Verneinung anzuzweifelnder Glaubensſätze, ſondern eine Bejahung beweisfähig begründeter Wiſſensſätze.

Die Entwicklungslehre war es, welche den Wurzelboden zu der Humanitätsreligion abgab; war es, welche nicht nur den vollen Beweis mit ſich brachte, daß die herrſchenden Dogmen (Paradies, Sündenfall, Sintflut u. ſ. w. u. ſ. w.) auf Irrtum ruhten, ſondern auch die Beweiſe enthielt, daß die Menſchheit in fortſchrittlicher Entfaltung begriffen ſei und dazu beanlagt, unter Verzichtleiſtung auf eingebildete Himmel, ſich ihr Erdenheim immer ſchöner und glückbringender zu geſtalten. Die neue Religion begann demnach ſich ihre Ziele aufzuſtecken. Nicht nur zu zerſtören — auch aufzubauen war ſie gekommen: nämlich das Reich des Friedens und der Freude, der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Ihr Propagandawerk war das einfachſte von der Welt: nicht durch Predigten und Anpreiſung ihrer eigenen Grundſätze, noch durch Angriffe gegen die veralteten gewann ſie ſich Anhänger, ſondern einfach durch Verbreitung naturwiſſenſchaftlicher Studien. Wer ſich dieſe in ihren letztgewonnenen Ergebniſſen zu eigen gemacht hatte, der *konnte* nicht anders, als die alten Dogmen verwerfen und den neuen Zielen entgegenſtreben. Und wer von dieſen Studien ferngeblieben, dem war überhaupt nicht beizukommen; dem war der ganze Geſichtskreis unerſchloſſen, in welchem die zu beweiſenden Dinge lagen. Wer alſo heute eine Geſchichte von der Entſtehung und Verbreitung der Humanitätsreligion ſchreiben wollte, der hätte zugleich die Geſchichte von der Entfaltung der auf dem Entwicklungsprinzip fußenden Naturwiſſenſchaften verfaßt.

Wenn wir die Schriften der dazumal zur Weltlitteratur gehörenden Dichter und Gelehrten zur Hand nehmen, ſo könnte man wahrlich meinen, daß dem freien Gedanken die Herrſchaft gebührte. Betrachtet man hinwieder das ganze öffentliche Leben und deſſen Einrichtungen, ſo will es ſcheinen, als ſei

die ganze Welt im Banne des Glaubens gestanden. Beide Auffassungen wären eine arge Täuschung. Selbst unter denjenigen, die sich offiziell zu dieser oder jener Kirchenlehre bekannten, gab es mehr Laue und Zweifelnde als wirklich Überzeugte, und selbst unter denjenigen, die sich allen kirchlichen Übungen entzogen und die ihrem Berufe nach als Professoren, Ärzte und dergleichen doch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft kennen gelernt haben mußten, gab es nur wenige, die sich laut und konsequent zum Freigedanken bekannten. Widersprüche und Kompromisse: das war die Signatur des damaligen religiösen Lebens. Niemand bekannte gern Farbe; denn wer sich als blinder Anhänger aller Dogmen erklärte, mußte bei vielen Leuten, mit welchen er in Verkehr stand, als Schwachkopf erscheinen, und wer sich offen „Freigeist" nannte, der wurde von vielen verdächtigt, ein Böswicht zu sein. Um denn im gegenseitigen Umgang nicht anzustoßen, waren die Gläubigen „Böswichter" genug, um ihre Überzeugungen zu verheimlichen, und die Freidenkenden genug „schwachköpfig", die ihren nicht herauszukehren.

Es war für die letzteren freilich schwer, ihre Ansichten zu vertreten, ohne Ärgernis zu geben, ohne die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, welchen sie mitunter Achtung und Liebe zollten oder Rücksicht schuldeten. Denn manche der edelsten Tugenden, als da sind: Nächstenliebe — benannt christliche Liebe, Bescheidenheit — benannt Demut, Drang nach Höherem — benannt Andacht, waren zugleich mit dem Katechismus gelehrt worden, und so flossen in den meisten Gemütern die Begriffe Tugend und Religion in Eins zusammen. Daher konnte man bei diesen an den Katechismus nicht rühren, ohne sich den Anschein zu geben, als verachte man die Tugend selber, als sei man einfach schlecht. Wir haben heute leicht reden über die damaligen Glaubens- und Kulturzustände; dieselben sind uns so entrückt und von unseren ethischen Gefühlen so unabhängig, wie dies die egyptische oder griechische Mythologie für unsere Vorfahren war. Wir können, wenn wir das Studium verschiedener menschlicher Religionen betreiben, die

christlichen Mythen und Riten mit der gleichen Unbefangenheit beleuchten wie die übrigen, während die damaligen Religionsforscher Anstoß erregten, wenn sie die Methode, welche zum Studium indischer, chinesischer, mexikanischer und nordischer Sagen diente, auch auf den herrschenden Glauben zu übertragen wagten. Das wurde auch von den Meisten klugerweise vermieden. Zwar verfiel man keinen Ketzergerichten mehr, welche jeden Zweifel an den quia absurdum geglaubten Dingen hochnotpeinlich bestraften; aber es waren noch manchenorts Gesetze gegen „Beleidigung der Staatsreligion", „Gotteslästerung" ꝛc. in Kraft und daneben war als ein Überbleibsel der Ketzerverachtung ein stillschweigendes Konvenienzgebot aufrecht erhalten, wonach es zum guten Ton gehörte, religiöse Zweifel zu verschweigen.

Man wollte und konnte nicht — wenn man innerlich noch so fest in seiner Negation war — dieselbe gewissen Leuten gegenüber geltend machen. Man wollte nicht, weil man die edlen Gefühle edler Mitmenschen nicht beleidigen mochte, die nur in dem Einen zurück waren, daß sie die wissenschaftlichen Thatsachen, auf welche man seine Negation stützte, einfach nicht kannten; man konnte nicht, weil eben durch diese Unkenntnis eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Eben so leicht war es, einem Lappländer etwas in lateinischer Sprache zu erklären, als einem in den Naturwissenschaften Unbewanderten die Unhaltbarkeit des Dogmenglaubens demonstrieren zu wollen. Auch waren die meisten der damaligen Freidenker noch imstande, den Gefühls- und Gedankenzustand der Gläubigen nachzuempfinden, da sie gewöhnlich selber in der Jugend die gleichen Phasen durchgemacht, auf denen jene stehen geblieben waren. Denn die Kindererziehung war noch allgemein eine vom alten Glaubensgeist durchtränkte: in den öffentlichen Lehranstalten von Gesetzes wegen, in den Familien von Gewohnheits wegen. Und was von dem religiösen Mitempfinden nicht anerzogen war, das war mitunter angeboren; die durch unzählige Geschlechtsfolgen vererbte Denkweise wirkte noch fort; die im Urmenschen entstandenen, durch die ganze alte Geschichtsepoche

weiter entwickelten, im Mittelalter zur höchſten Entfaltung gelangten abergläubiſchen Vorſtellungen ſtatteten auch jedes Kind des neunzehnten Jahrhunderts mit der natürlichen Anlage aus, abergläubiſch zu ſein. Es gehörte ein immerhin anſtrengendes Insbewußtſeinrufen der neugewonnenen wiſſenſchaftlichen Anſchauung dazu, um die im Seelengrunde ſchlummernden unbewußten Erbanſchauungen niederzuhalten, und es erforderte hingegen — auch für den Aufgeklärteſten — nur eine ſehr geringe Anſtrengung, ſich in die naivſten Glaubensvorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen hineinzudenken.

„Dieſe Quelle überſinnlicher Vorſtellungen" — ſo ſchrieb Max Nordau in ſeinem Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenſchheit" unter der Rubrik „Die religiöſe Lüge" —, „die Vererbung, werden wir nur allmälig durch die aufgehäufte Arbeit vieler Generationen verſiegen machen und erſt in Jahrtauſenden wird der Menſch von Geburt angelegt ſein, die Erſcheinungen der Welt und des Lebens naturwiſſenſchaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geſchlechtsfolgen ihm ſo vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt ſind, dieſe Erſcheinungen abergläubiſch und irrationell anzuſchauen, weil nicht hundert, ſondern vielleicht hunderttauſend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben."

Bücher, wie das eben angeführte, beweiſen uns wieder deutlich, in welch ſchreiendem Widerſpruch die überkommenen Einrichtungen zu den neu auftauchenden Ideen ſtanden. Wenn ein Werk, welches die ſämtlichen herrſchenden Gebräuche der Konvenienz behandelte, dreiſt „konventionelle Lügen" ſich betiteln durfte und dabei Verbreitung und Beifall fand, ſo zeigt das, wie wenig die allgemeine Meinung mit den umgebenden Verhältniſſen noch übereinſtimmte. So namentlich in dem religiöſen Verhalten der Leute. Nicht Irrtum — d. h. Unwahres aufrichtig für wahr zu halten — war den Meiſten vorzuwerfen, ſondern Lüge — d. h. den innerlich als ſolchen erkannten Irrtum äußerlich als Wahrheit zu behandeln —;

ein System, zusammengesetzt aus Heuchelei und Indifferentismus, aus Weltklugheit und Gedankenlosigkeit.

Hätte man eine Statistik der religiösen Lügner aufgestellt, so würde sich gezeigt haben, daß ihre Zahl diejenige der wirklich Gläubigen bedeutend übertraf — von der verschwindenden Zahl der wirklich und offen Freidenkenden gar nicht zu reden. Eine sehr verbreitete Klasse unter den religiösen Lügnern war die der Politisch-Frommen. Bei diesen galt die Religion — besonders die Religion der Anderen — als ein wichtiger Halt ihres ganzen konservativen Programms. Daß Kirche und Thron, sich gegenseitig stützend, zu einander gehören; daß der politische Autoritätsglauben durch Dogmenglauben befestigt wird; daß Unterwerfung unter die Priesterherrschaft die Unterwerfung unter Klassenherrschaft fördert: das war den Konservativen und Feudalen klar — und wo nicht klar, so doch instinktiv bewußt.

Wie der Konservatismus, so war auch der Militarismus fromm. Schwert und Krummstab waren stets die besten Freunde. Die sogenannte Religion des Friedens und der Liebe war stets bereit, über die Unternehmungen des Krieges und der Feindschaft ihren Segen zu sprechen, und gegenseitig: um besagte Lehre des Friedens und der Liebe verbreiten und verteidigen zu helfen, gaben sich die Träger des Hasses und der Verwüstung immer eifrig her.

Neben den Politisch-Frommen sehen wir die Vornehm-Frommen. Diese gehen von denselben Grundanschauungen aus wie die vorigen; nur verbinden sie keine politischen Zwecke damit. Sie finden einfach, daß es zum guten Ton gehört, religiös zu sein; daß es eine gute Sache ist, wenn das Volk fortfährt, sich mit den himmlischen Freuden zu vertrösten, und keine die Ruhe der Vornehmen störenden Aufstände versucht; sie finden, daß es nicht schicklich ist, wenn von Dingen, welche der Mehrzahl der Leute heilig sind oder doch heilig sein sollten, mit unbefangener Kritik gesprochen wird — der kritische Geist an und für sich ist schon etwas die vornehme Ruhe Störendes;

ſie finden ferner in der Ausübung religiöſer Zeremonien eine angenehme Bethätigung vornehmer Lebensgewohnheiten; die Kirchenetikette iſt ihnen ebenſo bindend wie die Hof- und Salonetikette und bietet die gleiche Eitelkeitsbefriedigung, ſogar eine noch raffiniertere, da bei religiöſen Feſten neben dem Prunk des Reichtums auch noch der Prunk der Gefühlserhabenheit entfaltet werden kann.

Eine fernere Kategorie religiöſer Lügner bildeten die Spiritualiſtiſch-Frommen. Dieſe, über den Glauben an den Buchſtaben der Schrift und über die Befolgung der kirchlichen Gebote hinausgewachſen, ſelber ſich für Philoſophen ausgebend, ſtellten ſich, anläßlich von Streitigkeiten zwiſchen Dogmatismus und Freidenkertum, ſtets auf Seite des erſteren. Nicht den Inhalt desſelben verteidigten ſie, aber deſſen Geiſt, nämlich das Prinzip des Überſinnlichen und Übernatürlichen, welches ja auch ihrer Philoſophie zugrunde lag und welches ſie gegen die Angriffe der naturwiſſenſchaftlichen Anſchauung am beſten zu ſchützen vermeinten, wenn ſie mit der Heermacht des offiziell anerkannten Dogmenglaubens ſich verbündeten.

Die verbreitetſte Klaſſe derſelben Ordnung endlich waren die Indifferent-Frommen. Die hätten auf ihr Banner das Wort „vielleicht“ ſticken ſollen. Sie wußten nichts, ſie glaubten nichts, ſie leugneten nichts; ſie waren nur der Anſicht, daß die Anſichten der Anderen vielleicht auf Wahrheit, vielleicht auf Irrtum beruhten, daß es daher am einfachſten ſei, jeden bei ſeiner Meinung zu laſſen und die Zuſtimmung denjenigen zu bezeugen, welchen die Überzahl und die Übermacht gehört.

Denken wir uns einen Kreis von Leuten, in welchen je ein Vertreter der oben angeführten Religionslügen und zwei religiös Aufrichtige (nämlich ein wirklich Gläubig-Frommer und ein offener Freidenker) untereinander eine Diskuſſion führen, ſo ergäbe ſich ungefähr folgendes Wechſelgeſpräch:

Perſonen.

Miniſter Pomeier, der Politiſch-
Profeſſor Spimeier, der Spiritualiſtiſch-
Graf Vomeier, der Vornehm-
Gutsbeſitzer Imeier, der Indifferent-
Pfarrer Glaubmeier, der Gläubig-
Doktor Freimeier, der offene Freidenker.

} Fromme.

(Die Herren ſitzen am Soupertiſch bei Wein und Zigarren und beſprechen die Tagesneuigkeiten: Kaiſerzuſammenkünfte, Parlamentsverhandlungen, Regierungsjubiläen, Arbeiteraufſtände. Anläßlich der letztern iſt das Wort gefallen: „An all den Wirren trägt nur die überhandnehmende Irreligiöſität die Schuld" und damit iſt die Unterhaltung auf das religiöſe Gebiet gebracht.)

Pomeier. Ja, ſo iſt es. Wenn die Leute keinen Glauben mehr haben, wenn ihnen nichts heilig iſt, ſo iſt die unausbleibliche Folge Anarchie. Da hilft nichts als eine Umkehr zu den geſunden Prinzipien. Das iſt Sache der Schule; es muß nämlich der nachwachſenden Generation der chriſtliche Geiſt wieder eingehaucht werden — dann können wir wieder Ruh' und Ordnung im Staate haben.

Glaubmeier. Dieſes Reſultat wäre allerdings ſehr wichtig, aber dennoch ein nebenſächliches. Die Hauptſache iſt, daß nur durch chriſtliche Erziehung die ewige Seligkeit erlangt werden kann. Es iſt ein Jammer, zu ſehen, was heutzutage der Böſe für Siege davonträgt. Es greift eine Lauheit in der Erfüllung religiöſer Pflichten um ſich, die noch erſchreckende Folgen haben wird. Sie ſelbſt, Excellenz, der Sie eben ganz richtig angeführt haben, wo die Wurzel des Übels ſteckt, und von dem ich doch vorausſetzen kann, daß Sie ein gläubiger Chriſt ſind —

Pomeier. Natürlich bin ich das und rühme mich deſſen.

Glaubmeier. Sie ſelbſt verſäumen oft den Gottesdienſt und es iſt mir nicht bekannt, daß Sie regelmäßig Ihre öſterlichen Andachten verrichten.

Pomeier. Das sind Äußerlichkeiten, Hochwürden ... auf die halte ich nichts. In dem Neuen Testament selber können Sie nachlesen, daß der Heiland zu den Phärisäern gesagt hat, dem Herrn sei Lippendienst nicht wohlgefällig. Übrigens, da wo es sich handelt, ein Beispiel zu geben, versäume ich es nicht, mich bei kirchlichen Zeremonien zu zeigen.

Glaumeier. Das genügt nicht. Wenn man nicht aus eigenem Drang den Geboten der Kirche Gehorsam bezeugt, wenn man nicht alles glaubt, was diese lehrt —

Imeier. Aber, bester Herr, von wem verlangt man denn noch so etwas in unserer Zeit? Höchstens von Kindern und Frauen. Es giebt ja vieles, was man nicht glauben kann, was nur symbolisch zu nehmen ist ... Man läßt die Anderen, die es buchstäblich nehmen, dabei, denn jede religiöse Überzeugung verdient Respekt, aber selber —

Freimeier. Selber darf man ein Ketzer sein! Wären wir nur um ein paar hundert Jahre jünger, unser Freund Glaumeier zeigte Sie beim Inquisitionsgerichte an und Sie würden mit Recht verbrannt.

Pomeier. Sie thun sehr unrecht, Doktor, über heilige Dinge zu spotten. Wir wissen ja, daß Sie ein Freigeist sind, aber Sie thäten besser, dieses Gebrechen nicht herauszukehren — man giebt doch nur Anstoß und Ärgernis damit.

Freimeier. Gesinnungsgegnern giebt man stets Ärgernis, welches immer die herausgekehrte Meinung sei — den Gesinnungsgenossen hingegen handelt man durch offenes Aussprechen gediß zu Dank.

Pomeier. Ganz richtig; es fragt sich aber nur, wer diese Gesinnungsgenossen sind. Sie werden mir zugestehen, daß zu uns religiösen Leuten alle Spitzen der Gesellschaft gehören, alle hohen Würdenträger des Hofes und des Staates — wenigstens äußerlich — und daß im Volke die Braven zu uns halten, die Ehrlichen, Anständigen; während in Ihre Genossenschaft zumeist nur der niedere Bürgerstand sich einreiht; sehen Sie nur die Listen der Mitglieder freidenkerischer Gemeinden; da finden Sie Gevatter Schuster und Schneider, Hafner und

Seiler; unter den Gebildeten sind die Religionslosen Materialisten und Nihilisten, unter dem Volk sind's die Mörder und Diebe, die Insassen der Zuchthäuser und die Kandidaten des Galgens.

Pomeier. Bravo!

Freimeier. Allerdings haben die Ruchlosen das Eine mit den Freidenkern gemein, daß sie ohne Glauben sind — wenigstens größtenteils; doch giebt es auch, wie Sie wohl wissen werden, genug Banditen, welche die Heiligen anrufen, ihnen bei ihren Raubzügen beizustehen, und erst gestern habe ich in der Zeitung von einem Dienstboten gelesen, der nach glücklich gelungenem Totschlag eine Dankkerze in der Stephanskirche angezündet hat .... Doch immerhin — lassen wir als allgemeine Regel gelten: das Verbrechervolk gehorcht keiner Konfession — berechtigt dies zu dem Rückschluß, daß die Konfessionslosen zum Verbrechervolk gehören?

Pomeier. Das habe ich auch nicht behauptet, ich meinte nur, daß diese Übereinstimmung für den Freidenker wenig schmeichelhaft ist.

Freimeier. Wenn man dieser Übereinstimmung auf den Grund geht, so findet man, daß sie weder zu unserem Nachteile, noch zum Vorteil der Gläubigen spricht. Die verschiedenen Kirchenlehren ordnen gewisse Sittenregeln an: Du sollst nicht stehlen, nicht morden u. s. w.; sie thun dies aber gestützt auf gewisse Dogmen, deren Fürwahrhaltung sie gleichzeitig und mit noch größerem Nachdruck anordnen. Diejenigen, welche jenen Sittenregeln entgegenhandeln, müssen natürlich über die Kirchenlehren sich auch hinausgesetzt haben, daher ihr Stückchen Übereinstimmung mit denjenigen, welche die Dogmen nicht annehmen, dabei aber fortfahren, jene Sittenregeln hochzuhalten. Dieses Zusammentreffens brauchen wir uns nicht zu schämen; da dürften eher Sie einigermaßen errötен, daß Sie in der Leichtgläubigkeit mit den alten Bettelweibern übereinstimmen, welche an den Kirchenthüren Rosenkranz hersagen. Das ist eben das Traurige an der Sache, daß allen konfessionellen Tugendlehren ein Verbot des Vernunftsgebrauches

vorangeht, daß die Moral auf so absurden Ammenmärchen aufgebaut wird, die im Lichte der täglich wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis immer unmöglicher geglaubt werden können, was zur Folge hat, daß bei vielen Geistern mit dem Glauben zugleich auch die Moral in die Brüche geht.

Pomeier. Darum soll man an dem Glauben — besonders beim Volk — nicht rütteln.

Freimeier. Das „besonders beim Volk" hebe ich nicht auf; das gehört einer Denkart an, welcher der demokratische Geist der Neuzeit entwachsen ist.

Pomeier. Ein Geist, mit dem wir hoffentlich noch fertig werden . . .

Freimeier. Auch diese Unterbrechung hebe ich nicht auf. Nur mit Bezugnahme auf das beliebte „Man rüttle nicht" wollte ich Ihnen folgendes Geschichtchen zum besten geben. Bei mir zu Hause befinden sich, als alte Familienerbstücke, einige wunderhübsche Porzellanfiguren. Dieselben sind, samt ihrem Postament, schon seit vielen Geschlechtsfolgen von Vater auf Sohn übergegangen. Sie haben sich unversehrt erhalten, nur das Postament — ein primitives Holzgestell — wurde von Jahr zu Jahr morscher und wackeliger. Da man nun auf die schönen Figürchen — es waren allegorische Darstellungen verschiedener Tugenden — ungemein viel hielt, wurde eine große Sorgfalt auf das Gestell verwendet — denn fällt dieses um, so sind ja auch die kostbaren Statuetten in Scherben. Es ward daher so viel als möglich an dem alten Möbel geflickt, geleimt, dasselbe thunlichst vor Wettereinflüssen, vor dem Nagen des Holzwurmes geschützt, und namentlich jedem, der in die Nähe kam, ängstlich zugerufen: „Nur um Gottes willen nicht anstoßen!" — von „rütteln" schon gar nicht zu reden. Noch bei meinen Eltern standen die Figuren auf diesem schwankenden Ding, und wie eindringlich wurde mir da nicht aufgetragen, es zu hüten und zu schonen, damit die Kleinode ja nicht herunterfallen. Ich aber habe mir indessen einen steinernen Sockel aufgebaut — der Steinbruch, aus dem ich mir das Material geholt, heißt Wissenschaft —

und da hinauf habe ich nun die kostbaren Erbstücke gestellt; da ist keine Gefahr mehr, daß sie zerschellen. Dieses Postament vermodert nicht, im Gegenteil: täglich wird es durch neu hinzugefügte Steine fester; so kann ich mich des Besitzes freuen und so soll er auf meinen Sohn auch überkommen!

Glaumeier. Ja, ja, Ihr Sohn, der arme Junge, den Sie weder zur ersten heiligen Kommunion, noch zur heiligen Firmung geschickt haben, was seiner Zeit genug Entrüstung hervorgerufen hat . . .

Freimeier. Sogenannten heiligen Zorn, nicht wahr? Wir wissen, wie weit dieser Zorn aufzuflammen imstande ist — bis zum Entzünden unzähliger Scheiterhaufen. Nur wir sollen uns nie ärgern, nur wir dürfen nicht entrüstet sein, wenn wir sehen, wie der Vernunft ins Gesicht geschlagen wird . . .

Glaumeier. Ihre kleine Parabel wäre übrigens recht hübsch, wenn nicht das Ganze auf einer falschen Basis ruhte. Die Sache ist nämlich gerade umgekehrt: Nicht das göttliche Wort ist das wankende Postament, sondern die so gepriesene Wissenschaft, welche ja nur unvollkommenes, menschliches Stückwerk ist. Auf die läßt sich keine Tugendlehre aufbauen. Besonders aus der materialistischen Wissenschaft, wie sie heutzutage leider immer mehr und mehr verbreitet wird, läßt sich wieder nur materialistische Gesinnung gewinnen: krasse Geldgier, zügellose Sinnenlust . . .

Freimeier. Ach, über das unselige Zusammenwerfen der Begriffe anläßlich gleichlautender Worte: wissenschaftlicher und praktischer Materialismus haben weiter nichts miteinander gemein als ein paar Buchstaben.

Glaumeier. Bleiben wir bei Ihrem allegorischen Gleichnis. Die einfache Wahrheit, daß dem göttlichen Worte mehr Vertrauen gebührt als dem menschlichen, ist doch so in die Augen fallend, daß dagegen sich zu verschließen doch nur —

Freimeier. Doch nur auf Anreizung des Teufels geſchehen kann, nicht wahr? ... Es iſt nicht ohne Mut von Ihnen, Herr Glaumeier, den ſtark in Mißkredit gekommenen Höllenfürſten ins Treffen zu bringen, denn wahrlich, es giebt nur mehr wenig gebildete Menſchen, die den Teufelsglauben laut bekennen. Von Ihrem Standpunkte aus ſind Sie dazu nicht nur berechtigt, ſondern auch verpflichtet; denn was Sie „das göttliche Wort" nennen, iſt ja mit der Teufelslehre ganz und gar verflochten ... Natürlich würde auch mir die „ſo einfache Wahrheit" einleuchten, daß göttliche Offenbarung glaubwürdiger wäre als menſchliche Gelehrſamkeit. Aber wer hat uns geſagt, daß jene Offenbarung göttlich ſei: — Menſchen. Warum erſcheint Ihnen denn dieſe Verſicherung, welche zurückreicht bis zur Kindheit des Menſchengeſchlechts, glaubwürdiger als das Ergebnis menſchlicher Forſchung aus der vorgeſchrittenen Gegenwart? Mit anderen Worten: warum — ſo mangelhaft unſere Wiſſenſchaft auch noch ſei — erheben Sie über dieſelbe die abſolute Unwiſſenheit?

Glaumeier. Wir haben Beweiſe: — nämlich die Wunder.

Freimeier. Nämlich Unmögliches. Der heutige Stand des Wiſſens ſchließt dieſes Argument ganz aus. Gerade ſo, wie der Teufel nur mehr wenig Verteidiger trifft, ſo wird es bald auch keinen Gebildeten mehr geben, der für Wunder einzuſtehen wagt. Nicht nur des durchaus mangelhaften Zeugniſſes wegen, welches für das vermeintliche Geſchehen derſelben vorliegt, ſondern wegen ihres Widerſpruches mit dem täglich klarer erkannten Prinzip von der Unabänderlichkeit der Weltgeſetze.

Spimeier. Ich habe bisher geſchwiegen, weil ich der Meinung bin, daß es nichts Unerquicklicheres giebt als Religionsdispute (Bo-, Po- und Imeier nicken zuſtimmend) — aber hier kann ich doch nicht umhin, ein Wort mitzureden. Nicht daß ich das Stilleſtehen der Sonne auf Joſuas Geheiß oder die jährliche Blutung des heiligen Januarius in Neapel oder ähnliche Sachen für wahr halten wollte; — darüber ſind denkende

Leute freilich hinaus und wir geben gern zu, daß viele der überlieferten Mirakel entweder nur symbolisch gemeint waren oder auf Täuschung beruhen; dadurch ist aber die Unmöglichkeit der Wunder überhaupt noch durchaus nicht bewiesen — ebenso wenig, als man etwa durch falsche Berichte lügenhafter oder unwissender Reisenden auf die Nichtexistenz des mangelhaft beschriebenen Landes schließen könnte.

Freimeier. Ganz richtig. Wir haben auch andere Gründe für die Leugnung der Wunder als die Unhaltbarkeit gewisser Legenden. Diesen Grund machen wir nur dann geltend, wenn uns der Gegengrund als beweisführend hingestellt wird. Wenn für die Existenz eines Landes, von dem die Geographen wissen, daß es nicht existiert, kein anderer Beweis vorgebracht werden kann als die verschiedenen, als falsch entlarvten Berichte, dann —

Spimeier. Pardon, Herr Doktor, hier entappe ich Sie bei dem anmaßenden Worte, welches die Schwäche Ihres Negationssystems „entlarvt": „— von dem die Geographen wissen, das es nicht existiert." Das Wunderland, meine Herren materialistischen Geographen, haben Sie nie betreten, aber daß es existiert, das wissen andere. Das sollten Sie auch selber zugeben, wenn Sie etwas von der Bescheidenheit besäßen, welche die echte Wissenschaft ziert und welche diese von der Anmaßung der sogenannten neuen Schule — der Büchner und Kompagnie — unterscheidet, die da alles, was sie nicht mit Fingern greifen kann, einfach ableugnet. Das ist freilich eine bequeme Methode, aber sie entbehrt — verzeihen Sie — nicht nur der Idealität der Auffassung, sondern auch der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Bedenken Sie doch, wie viel unerklärte Mysterien die Natur selber uns noch weist; ... oder was vermögen Sie uns über alle die merkwürdigen Erscheinungen von Hypnotismus, Magnetismus, Gedankenlesen, Suggestion u. s. w. zu sagen oder über die Manifestationen der Geister in mediumistischen Kreisen?

Freimeier. Was ich dazu sage? — Teils noch unerforschte, natürliche Vorgänge, teils Täuschung und Schwindel.

Spimeier. „Schwindel, Schwindel“ — das iſt ſehr leicht geſagt ... Damit laſſen ſich aber die Dinge nicht abthun, welche über die Materie erhaben ſind und welche zu allen Zeiten und an allen Orten dem Menſchen Kunde aus einer überſinnlichen Welt bringen und immer gebracht haben ... Zieht ſich nicht durch die ganze Geſchichte eine ununterbrochene Reihe von tranſcendentalen Phänomenen? .. Denken Sie nur an die indiſchen Fakirs und die ſibiriſchen Schamanen, an das zweite Geſicht der Schotten, an Caglioſtro, Swedenborg und Mesmer, oder — um nur von Dingen zu reden, die uns allen nahe liegen —, an Ahnungen und Träume, Ekſtaſe, Hellſehen und dergleichen ... Man muß nur in Schopenhauer — der gewiß nicht der Bigotterie beſchuldigt werden kann — nachleſen, was er über „Geiſterſehen und Verwandtes“ ſagt. Der war doch nach Ihren Begriffen ein ſtarker Geiſt, und trat an dieſe Dinge nicht mit trockener Verneinung heran, ſondern ſetzt ohne weiteres deren übernatürliches Weſen voraus.

Freimeier. Hätte Schopenhauer lange genug gelebt, um die Ergebniſſe der neueren pſychologiſchen Forſchung, welche über Traum und Bewußtſein und ſonſtige Gehirn-Funktionen und -Zuſtände Aufſchluß geben, kennen zu lernen, er würde ſich nachträglich des erwähnten Kapitels ſicher geſchämt haben.

Spimeier. Das ſagen Sie — aber wir Spiritualiſten ſind im Gegenteil ſtolz darauf, daß wir durch die Spekulation zu denſelben Schlüſſen auf die Exiſtenz höherer Mächte und unſterblicher Geiſter gelangen, zu welchen jedes Menſchenkind durch ſeine innere Anlage, durch ſein angeborenes religiöſes Gefühl gelangt ... Ja, nicht nur die größten Philoſophen der alten und neuen Welt — von Ariſtoteles bis zu Hegel, von Plato bis zu dem erwähnten Schopenhauer —, nicht nur die Weiſen des Morgen- und die Denker des Abendlandes — Moſes und Zoroaſter, die Kirchenväter und die Konzilien — haben wir für uns; — wir haben das unabweisbare Zeugnis der Menſchennatur ſelber, welche ſeit jeher und überall erkannt hat, daß es übernatürliche Gewalten giebt.

Glaumeier. Wir haben beſſeres Zeugnis als dieſes: wir haben die Offenbarung.

Spimeier. Entſchuldigen Sie: bei aller Hochachtung vor Ihrem Standpunkt will ich in der Streitführung mit Herrn Freimeier von der Offenbarung abſehen. Die Philoſophie muß in ihren Spekulationen immer ſo vorgehen, als gäbe es keine ſchon bekannte Wahrheit; dieſelbe iſt das X, welches ſie ſucht. Gelangt ſie dann durch ihre eigenen Folgerungen zu Reſultaten, welche mit der Offenbarung übereinſtimmen — deſto beſſer.

Glaumeier. Das iſt auch der Fall.

Spimeier. Ich gebe es ja zu; aber, wie geſagt, dem Herrn Doktor gegenüber ſehe ich von dieſem Standpunkt ab. Ich will ihn auf ſeinem eigenen Felde bekämpfen, nämlich auf dem Felde der Natur und unſerer Kenntnis der Natur. Hier zeigt ſich einerſeits das Walten unzähliger geheimer Kräfte und andererſeits die enge Beſchränkung unſeres Wiſſens —

Freimeier. Eine Beſchränkung, welche proportional zu der Summe der Erſcheinungen iſt, die — wie bei den Wilden der Donner oder bei unſeren Altvordern die Sonnenfinſterniſſe — dem direkten Einfluß einer „höheren Macht“ zugeſchrieben werden.

Spimeier. Eine Beſchränkung, die dem Ewigen und Abſoluten gegenüber durch unſere Endlichkeit und Relativität bedingt iſt ... Eine Beſchränkung, deren Grenze wir vielleicht um ein Geringes hinausſchieben können, ohne je zu hoffen, ein umfaſſendes Verſtändnis des Weltalls zu erreichen ...

Freimeier. Letzteres vollkommen zugegeben. Daraus erwächſt aber durchaus nicht die Berechtigung, die noch unverſtandenen Erſcheinungen denſelben übernatürlichen Urſachen zuzuſchreiben, welche man bei den verſtandenen wegräumen mußte.

Spimeier. Ich nehme überhaupt kein „Übernatürliches“ an, ſondern nur unſere materielle Wahrnehmung Überragendes. Für alles das, was Sie leugnen, weil Sie es nicht verſtehen,

ist in der Natur noch Platz. Was wußten unsere Altvordern z. B. von Elektrizität? Und doch —

Freimeier. Dieses Argument spricht für uns, nicht für Sie — denn jene hätten einen telegraphischen Apparat nur durch die Einwirkung des Teufels erklärt.

Spimeier. Ich habe fälschlich Elektrizität angeführt — denn diese ist allerdings auch eine physikalisch erklärbare Sache; was ich aber sagen wollte, ist, daß in der Natur auch für geistige Erscheinungen Platz ist, für das Leben unsterblicher Seelen, für das Prinzip des Guten, des Willens — mit anderen Worten: für Gott. Damit auch für das Wunder und damit auch für die Möglichkeit, daß die von allen Seiten her bezeugten Offenbarungen aus göttlicher Quelle stammen. Wozu also, was möglich ist, leugnen, einfach aus dem Grunde, weil man nicht die Finger darauf legen kann?

Imeier. Das sage ich ja immer: es kann sein — Bestimmtes können wir doch nicht wissen, also ist das einfachste: glauben und besonders — glauben lassen.

Vomeier. Schon deshalb glauben lassen, weil so viele Leute ihr Glück und ihren Trost darin finden und weil es grausam ist, so lange wir nichts Besseres bieten können, ihnen die teuren, durch alte Herkunft ehrwürdigen Überzeugungen zu rauben.

Pomeier. Grausam und gefährlich: wenn dem Pöbel die heilsame Furcht vor göttlichem Strafgericht genommen wird, dann ist die Furie des Aufstandes auch schon losgelassen . . .

Glaumeier. Grausam und gewissenlos: denn dieses Strafgericht, es bleibt nicht aus, und die vom Glauben abgefallene Menschheit fällt der Hölle anheim . . .

Freimeier. Sie sind fünf gegen einen . . . . — Ich schweige.

So, denke ich, hätte unser Freidenker den unfruchtbaren Streit abgebrochen. Aus Ideenkreuzungen können nur dann neue Ideen hervorgehen, wenn unter den sich kreuzenden eine gewisse Gleichartigkeit besteht. Ebenso wenig als ein Walroß mit einem Elefantenweibchen Nachkommenschaft zeugen könnte, könnten aus den Meinungsreibungen so heterogener Geister,

wie die eben angeführten, lebensfähige neue Überzeugungen hervorgehen.

Zur Geltendmachung seiner Ansichten war für den Freidenker die Form der geselligen Unterhaltung die allerausſichtsloſeſte. Es waren ihm noch keine der in ſolchen Kämpfen allein wirkſamen Waffen — nämlich durch langen Gebrauch geläufig gewordene Gemeinplätze — zur Hand, und nur ſolche pflegten gegen ihn gebraucht zu werden; nur mit ſolchen hätte er parieren können. Wirklich neue und ſelbſterdachte Argumente blieben in derlei Salon- oder Stammtiſchdiskuſſionen wirkungslos; da ward nur, wie eine Art Ballſpiel, mit Redekugeln hin- und hergeworfen. Derlei leicht zu werfende Kugeln hatte der Freidenker, namentlich der auf entwicklungswiſſenſchaftlichem Standpunkte ſtehende, nicht in Vorrat. Er wußte von vornherein, daß ſeine beſten Beweisgründe einfach *nicht verſtanden* würden. Den gegneriſchen Lieblingsargumenten konnte er nicht beikommen. So z. B. wußte er, wie das beliebte „es iſt immer und überall ſo geweſen", welches für ihn jeglicher Giltigkeit entbehrte, den Anderen ein unumſtößlicher Beweis zu ſein ſchien. Ihnen waren ja die Ergebniſſe der neuen ethnographiſchen und anthropologiſchen Forſchung ganz unbekannt, wonach ſich herausſtellt, daß es überhaupt nicht immer und überall ſo geweſen, daß es z. B. wilde Völkerſchaften genug giebt, die gar keinen Schatten einer Religion beſitzen; zweitens *wenn* ein Ding bisher auch „immer" geweſen wäre (oh über das winzige „immer" des hiſtoriſchen Erinnerungsfeldes!), ſo enthielt dies für den Bekenner der Entwicklungs- und Fortſchrittslehre nicht die mindeſte Bürgſchaft, daß dieſes Ding zu weiterer Fortdauer berechtigt, oder gar zu ewiger Zukunft beſtimmt ſei. Er wußte, daß die ſeit immer — oder wie die Anderen noch kräftiger zu ſagen liebten, „ſeitdem die Welt ſteht" — dageweſenen menſchlichen Einrichtungen und Anſchauungen ebenſo verſchwinden können und werden, wie die geflügelten Reptilien der Urweltfauna entſchwunden ſind. (Überhaupt ſah er in den ihn rings umgebenden geiſtigen Gebilden — in dem mit mehrfachen Zahnreihen ausgeſtatteten Kriegsdrachen z. B. — gar grim-

mige Urweltsungeheuer.) Ärger noch als durch das theoretiſche „es iſt immer ſo geweſen“ fühlte ſich der Freidenker bei Geltendmachen ſeiner Ideen dadurch verhindert, daß „es“ thatſächlich ringsumher noch immer ſo war. Nicht nur die hiſtoriſche Vergangenheit — die ganze offizielle Gegenwart zeugte wider ihn. Dieſe wurde von dem Gegner zwar nicht angeführt — denn ihre Berechtigung bildete eben das ſtrittige Objekt — aber ſie ſtand als mächtiger, ſtummer Zeuge da. Die Kirche und die Kirchen exiſtierten und — die erſte wohl ſchon minder mächtig, die zweiten minder beſucht als in früherer Zeit, aber dennoch in Glanz und großer Anzahl. Der vornehmſte Platz im Staate war ihnen eingeräumt: von den Kathedern der Hochſchulen herab wurden ihre Lehren verkündet; ein Heer von Prieſtern, mit hohen Würdenträgern an der Spitze, war über das Land verbreitet; die ganze Zeitrechnung fußte auf der religiöſen Überlieferung, jeder Tag des Jahres war einem beſonderen Dogma oder einem beſonderen Heiligen geweiht; was alſo der Freidenker beſtritt, das ſchien nicht nur eine, mehr oder minder vernunftmäßige, dem Zweifel und der Kritik offenſtehende Meinung zu ſein, ſondern der Boden ſelber, auf dem die Geſellſchaft ſtand. Dieſer Thatbeſtand war auch der Hauptgrund, aus welchem der Indifferente eher auf die Seite des Glaubens als auf die Seite des Zweifels neigte: etwas, das zu ſolcher Macht und Ausdehnung gelangen konnte, was ſo viel tauſende, als geſcheit und gelehrt anerkannte Leute für wahr halten, das muß doch eine wahre Grundlage haben. Wäre das Ding wirklich ſo abſurd, wie Freimeier behauptet, ſo hätten das Andere ſchon vor ihm entdeckt und es wäre nie dazu gekommen, ſich ſo zu entfalten. Selber nachdenken über die Sache — dazu gibt ſich Jmeier nicht her . . . es iſt übrigens auch verboten: die eigene ſchwache Vernunft ſoll ſich an die Autorität des Überlieferten nicht heranwagen; und nachdem die Anderen gedacht haben, nachdem die Anderen durch viele hundert Jahre eine Lehre aufrecht hielten, die von ihnen gewiß geprüft worden iſt, ſo haben ſie nicht nur „vielleicht“, ſondern ſogar ſehr wahrſcheinlich das Richtige erkannt. Die paar kleinen Jrrtümer, die

ſich in die Lehre eingeſchlichen haben mögen, die ſind menſchliches Beiwerk; das Ganze muß aber doch göttlich ſein.

Auch dieſes Auseinanderhalten von dem ſogenannten „Ganzen“ und den Einzelheiten — ein vornehmes Ignorieren, daß dieſes Ganze doch nur aus den einzelnen Teilen zuſammengeſetzt iſt — war für den Freidenker ein Hindernis, in religiöſen Disputen ſeine Meinung vorzubringen. Und wurde ihm auch ausnahmsweiſe erlaubt, Einzelnes als unglaubwürdig zu demonſtrieren, forderte man ihn auf, ein Dogma zu nennen, deſſen Unwahrhaftigkeit er beweiſen ſollte, ſo entſtand ihm eine neue Schwierigkeit: was nämlich herauswählen aus dieſem unabſehbaren Wuſt von Abſurditäten, von denen eine unhaltbarer iſt als die andere, und noch dazu eine der anderen widerſpricht? Womit ſoll er da beginnen? Die ſechstägige Schöpfung? Die Miſſethat des Teufels in Schlangengeſtalt? Der Bund — der ſeither ſo ſchnöde gebrochene Bund mit dem Judenvölkchen — der babyloniſche Thurmbau — die ſtillſtehende Sonne — der engliſche Gruß, den doch kein Zeuge gehört haben konnte — der zur Krippe leitende Stern — die Verſuchung (!) eines Gottes durch den Satan — der Tod dieſes Gottes zur Verſöhnung ſeiner ſelbſt? — Das Unglaubliche, das Unmögliche thürmt ſich da von allen Seiten ſo rieſig auf, daß die Vernunft, welche aufgefordert wird, ein einzelnes Streitobjekt herauszunehmen, eine Art Erſtickungsgefühl befällt und ſie ſich lieber ganz hinausflüchtet. Nur diejenigen, die ſich in die kirchengebotene Vernunfterſtickung ſchon von vornherein ergeben haben, können in dieſer Atmoſphäre weiter leben.

Von allen den angeführten Fromm-Meiern wäre nur der aufrichtige Glaubmeier imſtande geweſen, jeden einzelnen Punkt zu verteidigen; — die Anderen würden die Einzelheiten eine nach der anderen aufgegeben, und immer nur an der vermeintlichen Erhabenheit des Ganzen feſtgehalten und ſo ſchnell wie möglich den Streit in das Gebiet der Allgemeinheiten zurückgelenkt haben. Hier hätten ſie wieder verkündet, daß gerade die Unglaublichkeit einer Sache von deren Göttlichkeit herrührt — daß die ſchwache menſchliche Faſſungskraft nicht hinan-

reicht. Und dem Freidenker wäre die neue Aufgabe erwachſen, auseinanderzuſetzen, daß die angeführten Beiſpiele nicht über den Verſtand erhaben, ſondern einfach verſtandeswidrig ſind; daß die Unglaubwürdigkeit verſchiedener Mythen — z. B. das ſechstauſendjährige Alter der Erde — nicht allein auf ihrer Unwahrſcheinlichkeit beruht, ſondern auf ihrer nachgewieſenen Unwahrheit. Ferner, daß die den Mythen zu Grunde liegenden Ereigniſſe und Ideen nicht einmal nach vorgeſchrittenen Ideen erhaben wären, ſondern im Gegenteil kleinlich, kindiſch, roh — kurz ſo, wie es dem unausgebildeten Geiſteszuſtand der primitiven Völker entſpricht, aus deren Einbildungskraft dieſe Ideen erwachſen ſind. Da, wo ein Widerſinn auf menſchlichen Irrtum ſich zurückführen läßt, iſt es da nicht einfacher und logiſcher, dieſes auch zu thun, ſtatt ihn für göttliche Unfaßbarkeit auszugeben? Aber mit einfacher Logik durfte man gewiſſen Myſterien nicht an den Leib rücken. Eben weil ſie einer Kritik unmöglich ſtandhalten konnten, ſo ward zu ihrer Schutzwehr der Grundſatz aufgeſtellt, daß ſie überhaupt nicht kritiſiert werden dürfen. Was nützt es, die Ergebniſſe einer Unterſuchung als Beweisgründe vorzubringen, wenn von vornherein die Unterſuchung ſelber als Frevel betrachtet wird, wenn der Andere ſich weigert, auf eine ſolche auch nur einzugehen?

Noch eine bedeutende Schwierigkeit ſtellte ſich dem ſtreitenden Freidenker in den Weg: die Höflichkeit. Dieſer widerſtrebt es, dem Gegner, der Einem eben Ruchloſigkeit vorgeworfen, den Vorwurf der Dummheit zurückzuſchleudern — denn bekanntlich iſt es viel verletzender, jemanden ſchwachſinnig als ſchlecht zu nennen. Um dies und jenes nicht zu glauben, ſagen die verſchiedenen Fromm-Meier frei heraus, „muß man hoffärtig, frech, böſe ſein". — Um es aber zu glauben, könnte Freimeier entgegnen, muß man gedankenfaul, unwiſſend, leichtgläubig — mit einem Worte dumm ſein; aber dieſe Anſicht, obwohl ſie in ſeinen Gedanken obenan iſt, obwohl ſie ihm den Streit ſchon darum verbittert, weil dagegen Götter ſelbſt vergeblich ſtreiten, dieſe Anſicht muß er aus Höflichkeitsrückſicht unausgeſprochen laſſen; er vermeidet es ſogar, diejenigen ſeiner

besten Beweisgründe vorzubringen, welche dieselbe gar zu deutlich implizieren. Zwar gaben die Anderen von vornherein zu, daß sie in dieser Frage auf den Gebrauch der Vernunft verzichtet hatten; dennoch nahmen sie es sehr übel, wenn man ihnen Unvernunft vorhielt; denn sie wollten, daß eben ihr Verzicht als das Allervernünftigste betrachtet werde und versuchten mit allerlei logischen Gründen darzuthun, daß man sich auf diesem Felde über die Logik hinaussetzen müsse. Was blieb bei so unerquicklicher, unfruchtbarer Diskussion dem Vertreter des Freigedankens schließlich Anderes übrig, als sich mit einem achselzuckenden „ich schweige" aus dem Streit zurückzuziehen, und seine Sache den sicheren Anwälten zu überlassen, die ihr unausgesetzt zum Sieg verhelfen: der Zeit und dem Wissen.

Und so kam es auch, daß die gewaltige Missionärin des Frei- und Humanitätsgedankens, die moderne Wissenschaft, dasjenige war, was sämtliche Kirchen mit dem größten Mißtrauen, mit versteckter, mitunter auch offener Feindseligkeit betrachteten, gegen das sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen kämpften. Die Macht, gegen diese Gegnerin mit Folter und Scheiterhaufen vorzugehen, hatten sie verloren; sie konnten nur noch mit Warnungen, Verfluchungen und Unterdrückungen dagegen auftreten; Encykliken, Bullen und Hirtenbriefe verfassen, in welchen über die Forschungen des autoritäts-verschmähenden Menschengeistes anathema sit gesprochen wird; von den Schulen die verhaßten Unterrichtszweige möglichst fernhalten und das ihren Zwecken so dienliche Werk der Vernunfttötung durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel fördern.

Die Jugenderziehung, welche von sämtlichen Imeiern — auch den selber antiklerikalen — dem Klerus überlassen wurde, war jedenfalls des letzteren sicherstes und erfolgreichstes Entfaltungsgebiet. Da wurde die ganze alte Anschauung, der ganze Wunder- und Autoritätsglaube dem jungen Geschlechte in die eindrucksfähigen, alles willig hinnehmenden Seelen eingepflanzt. Neben der unmündigen, des Selbstdenkens noch unfähigen Jugend war es das ebenso unmündige, ebenso denkunfähige „Volk", auf welches die Priesterschaft durch die Presse wirkte.

Bibeln in den protestantischen, Heiligenlegenden in den katholischen Ländern, nebst Kalendern und kindischen Geschichtchen, welche die strafenden und belohnenden Bewegungen des „Finger Gottes" illustrierten: das war die einzige, in den Bauernhütten vorhandene Lektüre. Im selben Geist verfaßte Zeitschriften strebten die gleichen Anschauungen auch in den gebildeteren Schichten des Volkes auszustreuen.

Es sind mir einige zufällig erhalten gebliebene Exemplare solcher alten Blätter zuhanden gekommen, und ich will diese Aktenstücke lieber selber sprechen lassen. Es ist mir nicht recht klar, ob die darin zum Ausdruck gebrachte Naivität auf eigenen Vernunftmangel der Schreibenden zurückzuführen ist oder auf die Absicht, im Leser die möglichste Naivität zu nähren. Vermutlich das Letztere. Die ganze Sprechweise der frommen Schriftsteller hat etwas von dem verstellten Kindischthun an sich, mit welchem alte Kindsweiber zu ihren Pfleglingen reden; in den salbadernden Belehrungen und Erzählungen liegt immer etwas von dem Tone, mit welchem man einst zu dem Kleinen sagte: Siehst du, Fritzchen, das liebe Schwesterchen da hat dir der Storch gebracht.

Da ist ein Monatsheft, betitelt „Marienblüten. Organ der Bruderschaften vom Herzen Mariä und der Engelskönigin". Fünfundzwanzigster Jahrgang. Drittes Heft. Inhalt: Ein Morgen im heiligen Hause zu Nazareth. — Auslegung des Salve Regina. — Eine Wallfahrt zur Mutter Gottes in Hardenberg. — Heilige Vorbilder für die Verehrung Mariens: Der heil. Kasimir. — Gebetsmeinungen. Danksagung. Korrespondenz.

Sehen wir ein paar Stellen aus dem „h. Vorbild".

„Der heilige Kasimir war ein Sprosse des königlichen Hauses in Polen und wurde als das dritte von dreizehn Kindern am 5. Oktober im Jahre 1458 zu Krakau geboren. Sein Vater war König Kasimir III., mit dem Zunamen der Große, nicht „so sehr", weil er mit Tapferkeit die Feinde des Vaterlandes geschlagen und besiegt hatte, sondern weil er ein Muster für alle Regenten, war, den Frieden liebte, die Gerechtigkeit handhabte und dem Reiche und der Religion durch Stiftung vieler Kirchen und Spitäler große Wohlthaten erwies. Kasimir zeigte schon als Kind einen großen Eifer zur Tugend, denn seine Mutter, Elisabeth von Österreich, erzog ihn sorgfältig in der Furcht Gottes, indem sie selbst als eine der tugendhaftesten und gottseligsten Frauen ihrer Zeit bekannt war.

Als ihre Kinder in das Alter kamen, wo ſie einer höheren Bildung fähig wurden, war ſie äußerſt beſorgt, einen frommen, gelehrten und in der ſchweren Kunſt der Erziehung geübten Mann zu finden, dem ſie dieſelben anvertrauen durfte. Nach langem Suchen fiel ihre Wahl auf Longin, Kanonikus von Krakau, einen der edelſten Polen, einen Mann, der mit ſeltener Frömmigkeit die ausgebreitetſten Kenntniſſe verband und mehrere ihm angetragene Bistümer ſchon ausgeſchlagen hatte. Alle königlichen Kinder machten unter einem ſo würdigen Lehrer die erfreulichſten Fortſchritte in den Tugenden und Wiſſenſchaften, aber Kaſimir zeichnete ſich vor allen aus. Er hatte eine wahrhaft königliche Seele, würdig ſeiner Vorfahren und fähig zu großen Thaten; ſeine Weisheit und Frömmigkeit wurden allgemein bewundert. Jedermann ſetzte große Hoffnungen auf ihn, denn ſeine Jugend verlebte er in reinſter Unſchuld, in Andacht des Herzens, in Eingezogenheit und gefälliger Anmut, ſo daß man noch ſelten ſolchen tugendhaften Wandel bei anderen ſeines Alters wahrgenommen hatte. Dabei hatte man nie an ihm den geringſten Stolz auf ſeine königliche Abkunft bemerkt, ſondern er rühmte ſich jedesmal, daß er Gott, den Schöpfer aller Menſchen, im Himmel zum Vater habe und einſt zu ihm in ſein Reich kommen werde. Vorzüglich fühlte er die glühendſte Andacht in dem Umgange mit Jeſus; denn entweder betrachtete er ihn als Erlöſer des Menſchengeſchlechtes, wie er für die Sünden der Menſchen in Todesangſt am Ölberge und unter den ſchrecklichſten Leiden büßte, betete, am Kreuze verblutete und ſtarb; oder er betrachtete ihn als den Heiland und Hirten der erretteten Seelen im heiligen Altarſakramente, wo er ſich hingiebt als Speiſe der Seelen, als Unterpfand des ewigen Lebens. Öfters ſah man ihn, vertieft in die Betrachtung des Geheimniſſes unſerer Erlöſung, vor einem Kruzifix die bitterſten Thränen weinen und wie in Ohnmacht verſunken. Ebenſo war er auch in Vertrauen und kindlicher Verehrung der allerſeligſten Jungfrau ergeben. Er nannte ſie nie anders, als ſeine liebſte Mutter, ſprach gern von ihrer Würde, Heiligkeit und von ihrer mächtigen Fürbitte für die Gläubigen. Er verehrte ſie täglich mit inniger, feuriger Liebe und verfertigte zu ihrer Ehre jenen rührenden Lobgeſang, welcher beginnt: „Omni die Mariae mea laudes anima.“ Alle Tage hat er ihn auf den Knieen geſungen und bei ſeinem Tode legte man auf ſein Verlangen eine Abſchrift davon in ſein Grab, und als man nach hundertundzwanzig Jahren ſein Grab öffnete, wurde dieſe Handſchrift neben ſeinem unverweſten heiligen Leib noch unverſehrt gefunden.

Im Jahre 1471 empörten ſich die Ungarn gegen ihren König Mathias Huniades, erwählten Kaſimir zu ihrem Regenten und ſchickten mit dieſer Botſchaft Geſandte an den König von Polen. Sogleich ſchickte dieſer ſeinen Sohn, der etwa dreizehn Jahre alt ſein mochte, mit einem Kriegsheer nach Ungarn, um dort das Recht ſeiner Wahl geltend zu machen. Der gottſelige Kaſimir wollte anfänglich in dieſen Zug gar nicht einwilligen und nur auf das Zureden ſeines Vaters und der Reichsräte willigte er ein und begab ſich auf den Weg. Allein ſeine Unentſchloſſenheit, weil ihm das Recht auf die Krone zweifelhaft war, und die Langſamkeit ſeines Marſches bewirkte, daß er ſehr ſpät an der

ungariſchen Grenze anlangte. Unterdeſſen hatte Mathias die Zeit benützt, die ungariſchen Großen wieder auf ſeine Seite zu bringen und eine Armee von ſechzehntauſend Mann zu ſammeln, um ſich dem neuen König entgegenzuſetzen. Als das der Prinz vernahm und ſah, daß keiner von den Adeligen, welche ihn gewählt hatten, ſich mit ihm vereinige, auch zugleich die Nachricht erhielt, daß der Papſt ſich für den entthronten König erklärt und einen Geſandten an ſeinen Vater abgeſchickt hatte, um ſein Unternehmen zu mißbilligen, ließ er ſogleich ſeine Truppen Halt machen und erwartete die Befehle ſeines Vaters. Denn da er ſich nicht im mindeſten nach der ungariſchen Krone ſehnte, ſah er mit geheimer Freude dieſe Hinderniſſe, weil er die großen Gefahren kannte, denen die Seele bei irdiſcher Hoheit ausgeſetzt iſt. Endlich erhielt er von ſeinem Vater die Erlaubnis, nach Polen zurückzukehren, und ſagte die bedeutenden Worte: „Ich will keine Krone, die mit dem Blute der Unterthanen gefärbt und errungen worden iſt.“ Anfangs vermied Kaſimir, in Krakau zu erſcheinen, um des Königs Verdruß über das fehlgeſchlagene Unternehmen nicht zu vermehren; er begab ſich auf das eine Stunde davon entfernte Schloß Dolzki und hielt ſich da einige Monate unter gottſeligen Übungen auf, um die Schuld abzubüßen, welche er bei ſeiner Unternehmung gegen Ungarn konnte begangen haben. Er widmete ſich ganz der Ausübung chriſtlicher Tugenden. Er war der Vater aller Armen und übte ſich in allen Werken der Barmherzigkeit. Noch weit mehr, als dieſe Barmherzigkeit gegen die Armen, ließ er ſich die Vollendung ſeiner Heiligung, die Beherrſchung ſeiner Sinne und die Abtötung ſeines Leibes angelegen ſein. Zwölf Jahre vor ſeinem Tode brachte er unter den härteſten Bußübungen und in ununterbrochenen Tugendwerken zu. Obſchon am Hofe aufgewachſen, verabſcheute er nichts ſo ſehr, als die an den Königshöfen herrſchende Pracht und Weichlichkeit; er trug immer unter ſeiner einfachen Kleidung ein härenes Bußkleid und faſtete oft und ſtreng. Er ſchlief auf bloßer Erde und brachte den größten Teil der Nacht im Gebet zu. Nicht ſelten beſuchte er zur Nachtzeit die Kirchen und betete auf dem Pflaſter vor der Thüre, bis ſie zur Mette geöffnet wurde. Er war ein ſehr großer Liebhaber und Verehrer der Reinigkeit, ſo daß er ſich nicht nur von alle dem, was den göttlichen Geboten zuwider iſt, enthielt, ſondern ſich durch ein Gelübde zur Keuſchheit verband und weder durch die dringendſten Vorſtellungen wegen der Ehre der Familie, noch durch den Vorwand des Staatsnutzens, noch durch Verſicherungen eines langen Lebens ſich zu einer Verehlichung bereden ließ. Er hielt die jungfräuliche Reinigkeit für ſeinen größten Schatz und bewahrte ſie auch bis in den Tod. — Unter Andacht, Unſchuld und göttlicher Liebe reifte der heilige Kaſimir dem Himmel entgegen, bis ihm Gott den Tag des Hinſcheidens offenbarte. Ein langſames Fieber zehrte ihn ab, und als ſich die Stunde ſeines Todes nahte, empfing er mit größter Heiterkeit die heiligen Sakramente und ſtarb am 4. März 1484 in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zu Wilna, der Hauptſtadt von Lithauen, wo er Herzog war. Gott verherrlichte ihn nach ſeinem Tode durch viele Wunder und Leo X. ſetzte ihn im Jahre 1522 in die Zahl der Heiligen. Polen und Lithauen erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron; auch wird

er der Jugend als ein wahres Beispiel der Herzensreinheit vorgestellt. Das Grab des Heiligen wurde 1604, also hundertundzwanzig Jahre nach seinem Tode, in Gegenwart des Bischofs, vieler Geistlichen und Vornehmen geöffnet und sein Leichnam war noch ganz unverwest; die Kleidung, ungeachtet des feuchten Grabgewölbes, unversehrt und dem Grabe entstieg ein lieblicher Geruch. Es wurde dann eine prachtvolle Kapelle von Marmor erbaut, um die Reliquien des Heiligen aufzubewahren."

Betrachten Sie dieses Vorbild und sehen Sie, wie sich dasselbe zu der Gesellschaft verhält, der es zur Nachahmung vorgehalten wird. Man sollte doch glauben, daß da die Mehrzahl der königlichen Prinzen und edlen Söhne des Landes darnach strebt, solche Heiligkeit zu erlangen, und daß, wenn irgendwo ein dreizehnjähriger Knabe fleißig rosenkranzbetend auf den Knien herumrutscht, alle Welt bewundernd zu demselben aufblickt und „die größten Hoffnungen" auf ihn setzt. Daß dies nicht so zutraf, ist Ihnen wohl bekannt. Und was mag wohl der Nutzen eines aufgestellten Beispiels sein, von dem man nicht nur rings um sich sieht, daß es von niemandem befolgt wird, sondern von dem jedermann fühlen muß, daß es nicht befolgt werden *soll*? Oder hätte jeder junge Mensch darnach trachten sollen, mit fünfundzwanzig Jahren infolge von Kasteiungen und naturwidrigen Entsagungen an „langsamem Fieber" hinzusterben? Wenn *das* das Resultat der Erziehung war, welche der Kanoniker von Krakau seinem Zögling angedeihen ließ, so hätte wohl die königliche Mutter nicht gar so emsig nach einem so „gelehrten und in der schweren Kunst des Erziehens erfahrenen Mann" zu suchen gebraucht.

Der Kommentare wäre noch lange kein Ende, die man an dieses Schriftstück knüpfen könnte. Nicht im Lichte unserer Zeit — denn da fällt es einfach in Staub zusammen — sondern auch im Lichte des damaligen Geistes. Dieser verlangte von den Gesellschaftsmitgliedern doch eine ganz andere Lebensführung als jene, welche in solchem Heiligkeitsideale aufgestellt war. Bei konsequenter Durchführung der letzteren hätte nur die Stockung jeglichen Fortschrittes und die Aussterbung der Menschheit eintreten müssen. Eine Moral, die aus der Idee hervorgewachsen, daß der Weltuntergang vor der Thüre stehe,

daß alles irdische Gedeihen fruchtlos und seligkeitsgefährdend und die Beschleunigung des ohnehin nahen Unterganges das wünschenswerteste Ziel sei; eine solche Moral konnte, nachdem der Glaube an das Weltende aufgehört hatte, zwar noch gedankenlos weiter gepredigt werden, aber lebendig wirken, das konnte sie nimmer. Vergebens spricht man zu einem Organismus: „Entwickle dich nicht — lebe nicht!" Er atmet und wächst doch immerzu — wenn auch die nebenstehenden Todesprediger in jedem Atemzug und in jedem Wachstumsakt eine schwarze Sünde verdammen.

Ich kann die „Marienblüten" nicht verlassen, ohne Ihnen noch eine solche Blüte vorzuzeigen, mit der Aufforderung, sich die Frucht zu vergegenwärtigen, die aus derselben, wenn sie in des Lesers Gemüt sich entfaltet, hervorsprießen muß:

„. . . . Erbarme dich unser, o Königin der Barmherzigkeit, und sei auf unsere Seligkeit bedacht. Mit dem heiligen Gregorius rufen wir dir zu: Lasse nicht von dir gesagt sein, o heilige Jungfrau, daß du wegen der Menge unserer Sünden nicht mächtig genug seiest, uns zu helfen, denn deine Macht und deine Barmherzigkeit sind so groß, daß keine Sündenzahl ihr widerstehen kann. Nein, nichts widersteht deiner Macht, denn dein und unser Schöpfer betrachtet die Ehre, die man dir, seiner Mutter, erweist, als ob es seine eigene Ehre wäre; denn, fügt derselbe Heilige hinzu, er glaubt eine Schuld zu entrichten, wenn er deine Bitten erfüllt. Damit will der heilige Gregorius sagen, daß, obgleich Maria ihrem Sohn unendlich viel Dank schuldig sei, weil Er sie zu seiner Mutter erwählt, man doch auch nicht leugnen kann, daß der Sohn Gottes seiner Mutter Dank schuldig sei, daß sie ihm sein irdisches Leben geschenkt habe, weshalb denn auch Jesus, um seine Schuld an Maria abzutragen, jetzt in seiner Heiligung sie besonders dadurch ehrt, daß er alle ihre Bitten erfüllt. Wie groß muß also auch unser Vertrauen auf diese Königin des Himmels sein, da wir einerseits wissen, wie mächtig sie bei Gott ist und da sie andererseits voll Barmherzigkeit ist, so daß niemand auf Erden zu finden wäre, der nicht teilhabe an der Güte Marias. Das offenbarte die allerseligste Jungfrau der heiligen Brigitta: „Ich bin," sprach sie zu ihr, „die Königin des Himmels und die Mutter der Barmherzigkeit; ich bin die Freude der Gerechten und die Pforte, die den Sünder zu Gott führt; es giebt keinen Sünder auf Erden, der so unselig wäre, daß er nicht teil hätte an meiner Barmherzigkeit; denn ein Jeder, wenn er auch weiter nichts durch meine Vermittlung empfängt, erhält doch wenigstens die Gnade, daß der Teufel ihn weniger versucht, als er sonst thun würde." Nehmen wir also stets unsere Zuflucht zu ihr und wenn wir selig werden wollen, so werfen wir uns nieder vor den Füßen unserer süßen Königin und bitten wir sie um Hilfe. Nach dem

Ausſpruch ihres göttlichen Bräutigams machen die Sünden ihre Krone im Himmel aus. „Komm von dem Libanon, meine Braut. komm von dem Libanon; komm, du wirſt gekrönt werden — von dem Lager der Löwen, von dem Berge der Leoparden.“ Wer anderes waren dieſe Haufen wilder Tiere und Ungeheuer, wenn nicht die Sünder, deren Seelen Lagerſtätten von Sünden genannt werden können, da die Sünden die größten Ungeheuer ſind, die man finden kann. „Gerade von dieſen elenden Sündern, deren Seligkeit du durch dein Gebet bewirkt haſt,“ ſagt der heilige Abt Rupertus, „wirſt du, o große Königin Maria, im Himmel gekrönt werden. Denn ihr Heil wird deine Krone ſein, eine Krone, die ſich ziemt für eine Königin der Barmherzigkeit.“ Dieſe Wahrheit beſtätigt denn auch das folgende Beiſpiel:

Man erzählt aus dem Leben der Schweſter Katharina aus dem Auguſtinerorden, daß an dem Orte, wo dieſe Dienerin Gottes lebte, ſich eine Perſon befand, Namens Maria, die in ihrer Jugend eine große Sünderin geweſen war, in Unbußfertigkeit und Verkehrtheit fortlebte, ſo daß ſie aus ihrem Wohnort verjagt wurde und fern von ihrer Heimat in einer Höhle ihre Zuflucht ſuchte, wo ſie endlich elend und von Allen verlaſſen, ohne die heiligen Sakramente zu empfangen, ſtarb. Deshalb wurde ſie wie ein totes Tier im Felde begraben. Schweſter Katharina pflegte auf das angelegentlichſte Gott die Seelen der Verſtorbenen zu empfehlen; aber nachdem ſie das traurige Ende dieſer unglücklichen alten Frau vernommen, ſo dachte ſie nicht daran, für ſie zu beten, da ſie, wie faſt alle, glaubte, ſie ſei gewiß verdammt worden. Schon waren vier Jahre vergangen, als ihr eines Tages eine Seele aus dem Fegfeuer erſchien, die ſprach: „Liebe Schweſter Katharina, wie traurig iſt doch mein Los; du empfiehlſt Gott die Seelen aller Verſtorbenen und du willſt dich blos meiner armen Seele nicht erbarmen!“ — „Wer biſt du denn?“ fragte Katharina. — „Ich bin,“ antwortete jene, „die arme Maria, die in der Höhle ſtarb.“ — „Wie, du biſt der Verdammnis entgangen?“ — „Ja, durch die Barmherzigkeit Marias bin ich ſelig geworden.“ — „Und wie iſt das nur geſchehen?“ — „Als ich dem Tode nahe war“ — erzählte die Seele — „und meine vielen Sünden und meine Verlaſſenheit von allen betrachtete, da wandte ich mich zur Mutter Gottes und ſprach zu ihr: O meine Königin, du biſt die Zuflucht der Verlaſſenen, ſiehe, jetzt bin ich von allen verlaſſen; du allein biſt meine Hoffnung, du allein kannſt mir helfen, erbarme dich meiner! Da erlangte mir die allerſeligſte Jungfrau die Gnade, einen Akt wahrer Reue zu erwecken — ich ſtarb und war gerettet. Ja, meine Königin hat mir ſogar die Gnade erlangt, daß meine Strafe abgekürzt worden iſt, da ſie bewirkt hat, daß ich durch heftigen Schmerz in kürzerer Zeit abbüßte, was ich ſonſt in längerer Zeit hätte abbüßen müſſen; ja ich bedarf nur noch einiger heiliger Meſſen, um das Fegefeuer verlaſſen zu können. Ich bitte dich alſo, dieſelben leſen zu laſſen, und verſpreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß ſie auch dir beiſtehen.“ Die Schweſter Katharina ließ ſogleich die Meſſen leſen, worauf ihr nach wenigen Tagen dieſelbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erſchien und zu ihr ſprach: „Ich danke dir, Katharina, ſiehe, ich

eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde."

Was ist nun die Frucht, die aus dieser Blüte reifen muß? Die Naivität, mit welcher die von der Klosterfrau gemachte Mitteilung als Beweisführung gebraucht wird — ohne nur die Möglichkeit mit einem Gedanken zu streifen, daß die ganze Erzählung entweder auf einer Erfindung oder auf einem Traum beruhte — noch dazu eine sehr ungeschickte Erfindung oder ein sehr unsinniger Traum —, diese Naivität mußte, wenn sie weiter blühen sollte, zu einem Urwald von — Dummheit sich entfalten. Diese barmherzige Himmelskönigin, deren Barmherzigkeit nicht hinreicht, das begonnene Werk fertig zu bringen, ohne durch einige von der gewissen Klosterfrau bestellte und gezahlte Messen unterstützt zu werden — — es ist zum Mauerneinrennen! Keiner der gebildeten Fromm-Meier, die wir uns als die Sprecher des vorhin angeführten Dialogs dachten, hätte sich auch herbeigelassen, solche Geistesnahrung selber zu genießen, aber für das Volk: — da war es „gute und gesunde Kost".

Noch ein ähnliches Heftchen liegt mir vor, worin der deutlichste Beweis geliefert wird, daß die Ausbeutung menschlicher Schwachköpfigkeit, welche in Sachen bürgerlicher Geschäfte als Betrug bezeichnet und mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft ward, in Sachen der sogenannten Frömmigkeit nicht nur straflos, sondern beifallssicher betrieben werden konnte. Hier ist das Titelblatt: „Der Sendbote des heiligen Josef. Eine Monatsschrift zur Verbreitung der Verehrung des heiligen Josef, des Schutzpatrones der katholischen Kirche. Mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. J. D., Pfarrer in Weinhaus bei Wien und Vorstand des Gebetsvereins zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef. Elfter Jahrgang. Januar 1886."

Und nun aus dem Texte. Zuerst folgender, von reinster Götzendienerei durchdrungener Aufsatz:

„Il santo bambino.

Einer der größten Schätze der Franziskanerkirche von Ara Coeli in Rom ist das in einer prächtigen Kapelle hinter der Sakristei bewahrte wunderthätige Christkindlein. Dasselbe findet in Rom höchste Verehrung. Eine liebliche Legende erzählt von diesem wunderschönen Bilde Folgendes: Ein frommer Laienbruder in einem Franziskanerkloster zu Jerusalem schnitzte dasselbe gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Olivenholz, um es nach Rom zu bringen. Da ihm zur Bemalung des Gesichtes die Farben fehlten, wandte er sich zum Herrn im Gebete, und siehe — nach vollendetem Gebet fand er das Gesicht des Kindes in wundersamer Natürlichkeit und Anmut bemalt. Als darauf später der Bruder mit dem in einer Kiste befindlichen Bilde sich nach Rom begab, und, während ein furchtbarer Sturm dem Schiffe den Untergang drohte und so auch jene Kiste mit dem Bilde des Christkindleins über Bord geworfen werden mußte, trieben die Wellen diese Kiste unverletzt in den Hafen von Livorno; die dortigen Franziskaner beförderten es nach Rom, wo es dann in Ara Coeli aufbewahrt wurde und nach und nach eine ganz außerordentliche Verehrung fand. Als im Jahre 1798 die gottlosen Republikaner das Bild seines reichen Edelsteinschmuckes beraubten, wurde es durch den Mut eines edlen römischen Bürgers vor der Zerstörung gerettet. (Diesmal hat es sich also nicht selber retten können, wie auf dem Meere? . . . Nachträgliche Anmerkung.) Noch heute wird das heilige Bild aufs Eifrigste verehrt; sehr häufig bringt man es zu schwer Erkrankten, damit sie durch dasselbe den Segen empfangen. In diesem Falle wird es hingefahren in einem prächtigen Wagen, aus dessen Thür dann zum Zeichen eine Stola heraushängt; beim Vorbeifahren wirft sich alles auf die Kniee. Mehr als einmal ist den Kranken hierdurch wunderbare Heilung vermittelt worden."

Bilder, welche Heilung bringen! Kann man sich eine götzenhaftere Form des Aberglaubens denken? Aber das ist nicht alles. Das fromme Journal weist eine Rubrik auf, betitelt „Dank dem heiligen Josef", mit folgender Fußnote:

„Der Sendbote wird, wie in früheren Jahren, so auch heuer, dergleichen eingesendete Gebetserhörungen veröffentlichen, mit dem selbstverständlichen kirchlichen Vorbehalte. Die meisten der angeführten Gebetserhörungen wurden durch Novenen zu Ehren des heiligen Josef, Feier der sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Leiden und Freuden, Gebrauch des Josefsgürtels (!), Versprechen der Veröffentlichung im Sendboten (!!), Beitritt zum Gebetsverein, Opfer für die Votivkirche des heiligen Josef erlangt. Diese Mittel in jedem Falle anzuführen, wäre zu ermüdend und Zeit und Raum raubend. Es thue jeder, was ihm die Frömmigkeit und der Eifer für die Ehre des heiligen Josef eingiebt. Für die mühsame Zusammenstellung der Danksagungen und Empfehlungen (zum Gebet) wird nun eine kleine Vergütung gebeten, die in Briefmarken — welchen Landes immer — dem Schreiben beigeschlossen werden kann.

Die Redaktion."

Nachſtehend einige der betreffenden Einſendungen:

Von ſchmerzlichem Gelenkrheumatismus geheilt.

„Ich war durch zwölf Jahre von einer ſchmerzlichen Krankheit geplagt. Die beſten Ärzte wurden beraten, aber ohne Erfolg. Da begann ich die Hilfe des heiligen Joſef anzuflehen. Ich verſprach dem heiligen Joſef, wenn er mich heilen würde, dies in ſeinem Sendboten, deſſen eifriger Leſer ich bin, zu veröffentlichen. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Gehe nach Lourdes und nimm deine Zuflucht zur unbefleckten Empfängnis.“ Der heilige Joſef hat mir dieſen guten Gedanken eingegeben; er wollte die Ehre meiner Heilung der unbefleckten Jungfrau überlaſſen. So reiſte ich denn im Monat September nach Lourdes. Am dritten Tage meiner Anweſenheit dort fühlte ich mich bereits viel beſſer und ſeitdem macht meine Beſſerung ſo ſichtbare Fortſchritte, daß ich gegründete Hoffnung habe, mit Hilfe des heiligen Joſef und der ſeligen Jungfrau bald vollſtändig geheilt zu ſein.

Etienne Schoonbrodt, Verviers (Belgien).“

In Kirchenreſtauration geholfen.

„Vor drei Jahren befanden wir uns in großer Not und Verlegenheit, unſer Kirchlein reſtauriren zu müſſen Wie ſollten wir es aber angehen? Wir hatten weder einen Baumeiſter, noch Geld zum Bau, und darum galt es, mit vollem Vertrauen dem heiligen Joſef die ganze Angelegenheit zu überlaſſen Und Gott ſei geprieſen! Der Erfolg bewies es, daß wir uns an den rechten Nothelfer gewendet hatten. Allererſt war er beſorgt, daß wir einen Beichtvachter erhielten, der nicht nur ein frommer Prieſter, ſondern auch ein ausgezeichneter Architekt iſt, unter deſſen Leitung die Reſtauratian begann, deren Koſten auf ungefähr 10—12,000 Franken veranſchlagt waren. Als wir aber dem heiligen Joſef unſere Geldnot klagten und ihn dringend baten, uns doch dieſe 12,000 Franken verſchaffen zu wollen, meinte eine unſerer Mitſchweſtern, ſo dürfe man mit dem heiligen Joſef doch nicht umgehen, ihm geradezu vorzuſchreiben, wie viel Geld er ſchaffen ſolle. Es zeigte ſich aber, daß der heilige Joſef es nicht nur nicht ungern, ſondern im Gegenteil gerne hat, wenn man recht viel von ihm will. Wie man ſich bei Bauüberſchlägen gewöhnlich verrechnet, ſo ging es auch uns. Statt auf 12,000 Franken, kam die Reſtauration auf das Doppelte. Wem hätte da der Mut nicht ſinken ſollen? Aber der heilige Joſef verließ uns nicht. Drei volle Jahre brachte er uns von nah und fern Gutthaten für ſein Werk und klopfte bei frommen, wohlwollenden Herzen für uns an. Er ließ uns ein ſchönes, des lieben Heilands würdiges Kirchlein herſtellen; er half auch die großen Unkoſten bis auf 2000 Franken bezahlen, für welchen Reſt er noch ſicher fromme Geber auffinden wird, denn das kommt uns gar nicht in den Sinn, zu denken, der liebe heilige Joſef könnte oder wollte ſeine Schulden nicht alle bezahlen.

Kloſter St. Gallen.“

Verschiedenes kommt euch nicht in den Sinn . . . Sonst würdet ihr es nicht als ein Zeichen besonderer Macht betonen, daß der Heilige drei volle Jahre brauchte, um die Summe — mit einem Schuldenrest — zusammenzubetteln. Einen Sammelbogen herumzuschicken, um damit an wohlwollende Herzen zu klopfen, das haben schon Andere (sogar behufs Erbauung von Synagogen) zustande gebracht. Wenn ein paar Zeitungen eine Subskription für die Opfer eines Theaterbrandes oder zur Errichtung eines Kriegerdenkmales eröffneten, so waren oft in wenigen Tagen Hunderttausende gezeichnet. — Dieses hartnäckige Ignorieren der zahllosen Thatsachen, welche ihre angeführten Thatsachen entkräften, war eine der vernunftempörendsten Gewohnheiten frömmelnder Beweisführung.

Hilfe bei Gemeindewahlen.

„In den Tagen vor der Gemeindewahl wurde nächst Zuflucht genommen zum göttlichen Herzen Jesu und Anrufung der Rosenkranzkönigin besonders der heilige Josef im Gebet bestürmt, er möge doch verhindern, daß ein seinen Namen tragender Gottesleugner Vorsteher der Gemeinde werde, und gegen alles Hoffen ist der Betreffende gar nicht in den Ausschuß gewählt, ja nicht einmal Ersatzmann geworden. Innigsten Dank dem heiligen Vater Josef, der das Schlimmste verhütet hat."

Neben diesen ausführlicheren Berichten sind noch, auf mehreren Seiten, ganz kurze, mit einer Chiffre gezeichnete und von entsprechenden Beträgen (bis zu zehn Gulden) begleitete Danksagungen angeführt. Zum Beispiel:

Für besonderen Schutz auf einer achtwöchentlichen Reise. — Bewahrung vor Zahnschmerzen. — Für Wiederfinden des Eheringes. — Für Bewahrung einer Jungfrau vor einer für notwendig erachteten Operation. — Für Bewahrung vor der Gefahr, überfahren und von einem wütenden Hunde gebissen zu werden. — Für Hilfe in Gerichtssachen bei Viehangelegenheiten. — Für augenscheinliche Hilfe in Behaltung eines Dienstplatzes. — Für Schutz der Wohnung bei langer Abwesenheit. — Hierauf folgt noch eine Rubrik von „Gebetsmeinungen". Das heißt Namhaftmachung von Angelegenheiten, welche — wieder unter Beisendung von einem bis zehn Gulden

an die Redaktion — den Abonnenten zur Fürbitte beim heiligen Josef empfohlen werden: Erlangung einer bessern Stellung für eine Köchin in christlichem Hause. — Segen im Stalle und Verhütung von Unglück. — In Geldverlegenheit. — Heilung eines Fingerwurmes. — Bekehrung eines Judenmädchens. — Anlage eines Gesellenvereins. — Verpachtung einer Wohnung. — Befreiung eines Sohnes vom Militär. — Glücklicher Verkauf eines Bauplatzes.

Unter den „Vereinsnachrichten" wird uns mitgeteilt, daß der „Gebetsverein zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef" eine Mitgliederzahl von 88,500 besitzt. Diese Ziffer spricht beredt. Sie zeigt, warum in dem so ungleichen Kampf von Vernunft und Dummheit der Sieg so lang auf Seite der Letzteren bleiben konnte: — ihr Name war Legion. Wenn sich ein Verein von Freidenkern bilden wollte, dessen Zweck es war, Licht und Erkenntnis zu verbreiten, die Menschheit von den Greueln des Krieges, von der Knechtung des Geistes, vor Elend und Unterdrückung zu befreien, und ihr im steten Voranschreiten zu helfen auf der Bahn des Wissens und des Erdenglückes — da konnten in Millionenstädten mühselig drei bis vierhundert Mitglieder sich zusammenfinden. Wenn aber der Pfarrer eines Wiener Vorortes einen Verein ins Leben rief, dessen Zweck es war, einen Heiligen durch Betrachtung seiner sieben Leiden und sieben Freuden, oder durch Versprechen der Veröffentlichung im Vereinsorgan dazu zu bewegen, Prozesse zu führen, Sammelbogen zu füllen, Fingerwürmer zu heilen, Wohnungen zu vermieten, Köchinnen zu placieren, Ställe zu fegen, wütende Hunde zu bändigen, vor Zahnschmerzen zu bewahren und verlorene Gegenstände wiederzufinden: — dann waren sogleich 88,500 Mitglieder da! Und wenn Einer der Drei- oder Vierhundert es wagte, dem Zorn und dem Ekel Worte zu leihen, die solche Massenausbeutung der Volksdummheit ihnen einflößte; wenn er die Maske der Frömmigkeit und „Christlichkeit", die solche Unwissenheit und Götzenhaftigkeit deckte, herabzureißen versuchte, dann waren es nicht die 88,500, die sich wehrten, denn die wußten ja von der geistigen Bewegung

ihrer Zeit überhaupt nichts, sondern da waren es wieder die unzähligen Vornehm-Politisch-Gleichgiltig- und Spiritualistisch-Frommen, — obwohl keiner unter ihnen den Josefgürtel hätte tragen, oder die Besorgung seiner Angelegenheiten dem Heiligen überlassen wollen, — so waren es doch wieder diese, welche sich dem Maskenabreißen widersetzten und gleich wieder mit allgemeinen Phrasen bei der Hand waren, „daß der fromme, kindliche Glauben dem Volke nicht entzogen werden dürfe — daß man über solche Dinge am Ende doch nichts Gewisses wisse, daß es jedenfalls grausam ist, den Gläubigen ihren Trost und ihre Hoffnung zu rauben u. s. w. n. s. w."

Trost! Trost! Bei diesem im Munde und in den Schriften der Glaubensverherrlicher immer wiederkehrenden Wort steigen uns zweierlei staunende Bedenken auf. Einmal: die ewige Beibehaltung eines Trostes ist doch nur dann angezeigt, wenn der ewige Bestand eines Übels vorausgesetzt wird; nur wenn ich lebenslänglich lahm bleiben soll, kann ich wünschen, daß meine Krücke bis zu meinem Ende aushalte; wenn ich aber wieder gesunde Beine erlangen kann, so ist mir das lieber und ich werde mir eher Mühe geben, dieses zu erreichen, als die aus dem Leim gehenden Krücken auszubessern: — Trost im Elend ist ganz schön, aber das weggeräumte Elend ist schöner. Wer einmal angefangen hat, sein Unglück abschütteln zu wollen — und das war bei der damaligen Menschheit der Fall — der verlangt nicht mehr, getröstet, am allerwenigsten vertröstet zu werden. Diejenigen, gegen welche die frommerseits so oft geäußerte Anschuldigung erhoben wurde: Wie, ihr wollt dem armen Volk, welches unter tausend Entbehrungen, unter dem Joche der Unwissenheit, der Armut, der Militärpflicht sein freudloses Dasein dahinbringt, den einzigen Trost rauben, den ihm der Glaube bietet? — die hätten wohl anworten können: Was wir aufheben wollen, das ist ja die Unwissenheit, die Freudlosigkeit, die Armut, der Krieg . . . dann braucht das sogenannte „arme" Volk euren leeren Trost — eure Vertröstungen auf das Jenseits — nicht, welche nur dazu angethan sind, die Energie des diesseitigen Besserungskampfes zu lähmen.

Es iſt demnach erſtaunlich, daß jene Troſtanpreiſungen in der Zeit nicht verdächtig klangen, da die irdiſche Vervollkommnung des Menſchenloſes doch ſchon angeſtrebt wurde, deren Möglichkeit die religiöſen Troſtſpender ſelber nicht leugneten, deren Erlangung ſie ſogar immer durch die „Rückkehr zum Glauben" in Ausſicht ſtellten. Das zweite Wunderbare an der Sache iſt folgendes. Die Notwendigkeit, die Heilſamkeit eines Troſtes vorausgeſetzt, wie konnte ein ſolcher in der denkbar traurigſten und trübſten, ſchmerz- und jammervollſten Lehre gefunden werden, als welche uns doch heute das Chriſtentum erſcheint? Arme, arme Menſchheit — müſſen wir uns ſagen — wie viel blutige Thränen muß ſie geweint, wie viel Folter und Qualen muß ſie durchgemacht haben, um gerade dieſe zu verherrlichen, um ſich einen Gott zu ſchaffen, der ſich ſelber ans Kreuz ſchlagen muß, um durch ſein eigenes Leid ſeinen eigenen Zorn zu beſänftigen! Troſt, wirklicher Troſt mochte das Chriſtentum wohl in ſeinen Anfängen bieten, als es das Verſprechen brachte, daß nach dem in nächſter Nähe ſtehenden Weltuntergange für die Mitlebenden ein neues Reich anbrechen würde; damals konnte man dankbar die gegenwärtigen Leiden tragen und jedes derſelben als einen Wechſel auf deſto größere Himmelsfreude hinnehmen; aber ſpäter, als der Glaube an den nahen Untergang gewichen war, als der Menſch ſeine Erde als ſeine Heimat einzurichten begann und immer beſſer einzurichten beſtrebt war, wie konnte er da noch bei dieſer Arbeit durch die Lehre geſtärkt und getröſtet werden, daß er ſich in einem „Jammerthal" befinde, daß alles, was Luſt und Freude heißt, den „lieben Vater oben" erzürnt, daß der Satan wie „ein hungriger Löwe" beuteſuchend unter den Menſchen umherſchleicht, daß Buße und Kaſteiung die gottgefälligſten Werke ſeien, daß das Leben nur ein memento mori ſein ſoll und daß für die Mehrzahl der Seelen („viele ſind berufen, wenige auserwählt") das ewige Höllenfeuer praſſelt . . . eine Lehre, deren Symbole Wermutbecher, Dornenkronen und römiſche Galgen waren, nach welcher die größte Heiterkeit — wie es in dem Heiligkeitsvorbilde des jungen Kaſimir dar-

gestellt ward — nur in der Todesstunde empfunden werden soll — wie konnte darin nur ein Trost gesucht werden?

Hören Sie einmal ein Muster der tiefjammernden Sprache, welche in den Troststätten — den Kirchen — den Gläubigen anbefohlen wurde. Es ist der Text eines kleines Blättchens, welches in allen katholischen Gotteshäusern auf den Betstühlen auflag.

Gebete,

welche auf Anordnung Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. der Priester nach Beendigung jeder stillen heiligen Messe am Fuße des Altares knieend mit dem Volke zu beten hat.

Dreimal: Gegrüßet seist du, Maria u. s. w.

Dann: Sei gegrüßet, du Königin, Mutter der Barmherzigkeit, Trost in unserem Leben und unsere Hoffnung, sei gegrüßet! Zu dir rufen wir, verwiesene Kinder Evens; zu dir seufzen wir, trauernd und weinend in diesem Thale der Thränen. O wende du, unsere Fürsprecherin, deine mitleidigen Augen uns zu und zeige uns nach diesem Elende Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o liebenswürdige Jungfrau Maria.

— —

O Gott, unsere Zuflucht und Kraft, siehe gnädig an das Flehen deines Volkes und erhöre gütig und barmherzig, auf die Fürbitte der glorreichen und unbefleckten Gottesgebärerin Maria, ihres Bräutigams, des heiligen Joseph, sowie der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen, die Gebete, welche wir für die Bekehrung der Sünder, für die Freiheit und Erhöhung unserer heiligen Mutter, der Kirche, flehentlich verrichten. Amen.

Heiliger Erzengel Michael, beschirme uns im Kampfe; sei unser Schutz gegen die Bosheit und die Nachstellungen des bösen Feindes. — Demütig bitten wir: Gott, befehle ihm zu weichen; du aber, Fürst der himmlischen Heerschaaren, treibe den Satan und die anderen bösen Geister, welche in der Welt umherwandern, um die Seelen zu verderben, durch göttliche Kraft in den Abgrund. Amen.

(Allen, welche diese Gebete verrichten, ist ein Ablaß von dreihundert Tagen gewährt.)

— —

Wäre diesem Blättchen nicht der Name Leo XIII. beigedruckt, die meisten unserer Geschichtsforscher würden es wohl als dem sechzehnten Jahrhundert angehörend schätzen; denn daß zu Ende des neunzehnten noch so offen von umher-

ſchleichenden böſen Geiſtern, von himmelsheerſchaaren-kommandierenden Erzengeln und von dreihunderttägigen Abläſſen geſprochen werden konnte — das ſchiene Ihnen doch mit dem allgemeinen Höhenmaß der damaligen Intelligenz unvereinbar.

Da ſieht man, wie — trotz des wiſſenſchaftlichen Tones, den die Fromm-Meier anſchlugen, wenn ſie mit ihren wiſſenſchaftlichen Gegnern ſtritten — wie ſie in die tiefſte Nacht des fragloſen Aberglaubens zurückverſanken, ſobald ſie unter ſich waren; und wie ſie innerhalb der Mauern ihrer Kirchen und den Spalten ihrer Blätter ſo ſprachen, als gäbe es gar keine errungenen wiſſenſchenſchaftlichen Wahrheiten, als wäre trotz aller anthropologiſchen und geologiſchen Studien die Paradieſesgeſchichte von Adam und Eva die unbezweifeltſte Thatſache, als wären trotz der Ergebniſſe der Aſtronomie, wonach die Sonnenſyſteme und die Milchſtraßen den endloſen Raum erfüllen, dort doch ein Plätzchen gewiß, wo, als wichtigſte Weltfrage, die Erdangelegenheiten beraten, befürwortet und beſchloſſen werden. Wie ſtark mußte die Geiſtlichkeit ſich fühlen, um — allen ihren dem Zeitgeiſt ſcheinbar gemachten Konzeſſionen zum Trotze — Millionen von Menſchen, hohen und niederen, ungebildeten und gebildeten, ſolche Gebete zu verordnen! Wie ſehr ihrer Schwäche bewußt mußten hingegen die Freidenker ſein, um derlei ſtillſchweigend geſchehen zu laſſen, um nicht in allen ihren Verſammlungen und Zeitungen gegen ſolches Niedertreten der Vernunft laut Verwahrung einzulegen!*) Und wie falſch, wie verlogen mußten ihrerſeits die verſchiedenen, aus politiſchen, ſpiritualiſtiſchen oder ſonſtigen Gründen Frommthuenden ſein, welche ſich den Anſchein gaben, als verteidigten ſie vom Glauben nur den Geiſt — und nicht den Buchſtaben, nicht die Form; die aber dennoch der Form und dem Buchſtaben, wie ſie in dem angeführten Gebete unmaskiert auftraten, zum Siege ver-

*) Eine Flugſchrift, betitelt „die Lektüre des Volks“ und gezeichnet A. Müller-Guttenbrunn, in welcher ähnliche fromme Blättlein, darunter derſelbe „Sendbote des heiligen Joſef“ mit gebührender Entrüſtung kritiſiert ſind, kam dem Verfaſſer erſt ſpäter zu Geſicht als Obiges geſchrieben wurde. (Anmerkung zur 11. Auflage.)

halfen. Und zugleich auch dem Geiſte dienten, der darin maskiert enthalten war. Denn offenbar war es des Papſtes Abſicht, indem er täglich in fünfzigtauſend Meſſen das verſammelte Volk „flehentlich“ um die Freiheit und Erhöhung der Kirche beten ließ, den Wunſch dieſer Erhöhung (mit anderen Worten Wiederherſtellung der weltlichen Macht) im Herzen der Beter großzuziehen, ihnen, in der Andachts-Hypnoſe, dieſe Idee zu ſuggerieren. Die millionenfache Wiederholung war natürlich auf dieſes Reſultat abgezielt; es iſt wohl nicht vorauszuſetzen, daß der Papſt der Meinung war, die Sache müſſe der heiligen Jungfrau erſt ſo oft vorgetragen werden, damit ſie ſich bewogen fühle, bei Gott fürzuſprechen, dasjenige zu thun, was in ſeinem unabänderlichen Ratſchluß längſt beſtimmt ſein mußte, und was — wenn die katholiſche Kirche wirklich die Braut Chriſti war — er doch zu ſeinem eigenen Ruhme verfügt hätte, ohne dazu erſt durch ſo maſſenhaft zudringliches Bitten erweicht werden zu müſſen. „Man merkt die Abſicht und iſt verſtimmt“ war ein damals ſehr verbreitetes Dichterwort; aber hier merkten ſie nichts — plapperten gehorſam nach und fühlten ſich nicht nur nicht verſtimmt, ſondern gehoben. Sollten ſie alle ſo blind und denkunfähig geweſen ſein? Gewiß nicht; bei einigem Nachdenken wäre wohl den Meiſten jene verborgene Abſicht aufgefallen, aber ſie dachten eben vorſätzlich gar nicht nach. So wie ſie die Kirche betraten, oder ein heiliges Buch zur Hand nahmen, oder einer geiſtlichen Kundgebung lauſchten — kurz, ſo wie ſie in die Region des Glaubens kamen, ſo waren ſie unter dem Banne des erſten aller Glaubensgebote: „Nicht denken! Vernunft unterdrücken!“ Da fiel in ihrem Geiſte — dort, wo gewöhnlich Vergleiche angeſtellt, Schlüſſe gezogen und ſonſtige Verſtandesoperationen gemacht werden — gleichſam eine Klappe zu, und ſie waren nur mehr ganz Gefühl, ganz Ehrfurcht oder — wie ſie es nannten — ganz Andacht. Da hörten die Worte auf, Begriffe zu decken; da waren dieſelben nur mehr Klänge, nur mehr mit magiſcher Gewalt verſehene Beſchwörungsformeln — und in der That, da ſtand ja die wunderbare, heiligende Kraft verbürgt, man

brauchte das nur herzuſagen, und der dreihunderttägige Ablaß war gewährt.

Eine intereſſante Studie läßt ſich anſtellen, wenn man den Andachtsgeiſt und den Unterthanengeiſt zu einander hält. Man findet in dieſem Wechſelverhältnis die größte Abhängigkeit; die Stärke des einen wird von der Stärke des anderen bedingt und des einen Abnahme zieht des anderen Abnahme nach ſich. Daher predigten auch die Monarchiſten beſtändig die Rückkehr zum Glauben und predigten die Klerikalen die Anhänglichkeit an den Thron. So iſt das Zuſammenhalten dieſer beiden Prinzipien vom Standpunkt der Klugheit leicht erklärt; aber ſie waren nicht nur zur gegenſeitigen Stütze aneinander gelehnt, ſondern vielmehr organiſch miteinander verwachſen: Gottesverehrung und Königsverehrung hatten einen gemeinſamen Stamm: Tyrannenfurcht. In dem erſtgenannten blieb ſogar das Wort „Furcht“ noch erhalten. „Gottesfurcht“ war ſo viel wie Frömmigkeit. Dem Anthropomorphismus entſprechend, der allen Gottesvorſtellungen anhaftet, haben die Menſchen ſtets ihr höchſtes Menſchenideal in den Himmel verſetzt; und was gab es wohl in den erſten Zeiten für ein höheres Bild der Macht und des Ruhmes als der „König“ — als derjenige, von deſſen Willen Leben und Tod aller Unterthanen abhingen, in deſſen Händen alle Wohlthaten und alle Geißel lagen — der mit einem Wort „der Herr“ war? Und ſo wurde denn dieſer Begriff — nicht verändert, nur erweitert — auf Gott übertragen und derſelbe ward als König der Könige, als Herr des Himmels und der Erde eingeſetzt. Man ſtellte ihm einen Thron in den Wolken zurecht und gab ihm die Erde als Fußſchemel; man bürdete ihm das Geſchäft auf, die Welt zu „regieren“, man beugte ſich vor ſeiner „Majeſtät“ und erkannte ſeinen Willen als Geſetz, ſeine Gaben als Gnade, ſeine Strafen als Gerechtigkeit an. Auch der Hofſtaat fehlte nicht: die Heiligen mit raterteilender Fürſprache — die Königin-Mutter mit dem mächtigſten Einfluß; und auch eine Garde ward um den Thron geſtellt: die himmliſchen Heerſchaaren, mit deren Befehlshaber, Erzengel Michael, an der Spitze. Dazu Pomp und

Zeremonien und die ſtarre Etiquette der Liturgie. Die ganze Art, mit Gott zu verkehren, glich derjenigen, in welcher demütige Unterthanen ihrem Fürſten nahen: die Stirn im Staube, Furcht und Bewunderung im Herzen, Schmeichelworte auf den Lippen. Daß man „du" und „Vater" zu ihm ſagte, geſchah nach demſelben Prinzip, nach welchem der ruſſiſche Bauer ſeinen Zar mit „Väterchen" anſprach.

Doch, wie geſagt, das himmliſche Königtum war nicht nur dem Muſter eines autokratiſchen und deſpotiſchen, ſondern dem eines tyranniſchen Reiches nachgebildet. Ganz natürlich, denn dieſe Form war unter den barbariſchen Menſchen die erſte, und wenn auch im Lauf der Zeit die Tyrannei abnahm und verſchwand, ſo blieb das ins Göttliche übertragene Bild derſelben unwandelbar — da ja doch Unwandelbarkeit eines der wichtigſten göttlichen Attribute war. So wie die erſten Unterthanen zitternd und winſelnd ihren Herrn erkannten, der nach der grauſamſten Laune über ihr Geſchick und über ihr Leben waltete, bei dem ſie weniger galten, als der an ſeinen Sohlen haftende Staub, ſo ſahen die ſpäteren, ſchon längſt vom Tyrannenjoch befreiten Völker noch ihren Gott vor ſich und glaubten ihm gegenüber jene zitternde und in ein elendes Nichts zuſammenſchrumpfende Haltung wahren zu müſſen, welche — bei Strafe des Bauchaufſchlitzens — den Unterthanen des Altertums geboten war. Dieſelbe Lobpreiſung der grauſamen Größe ihres Herrn, wie man ſie in den orientaliſchen Königsepen findet; dieſelbe Erkenntnis, daß jede dem elenden Sklaven *nicht* zugefügte Mißhandlung ein Akt der Gnade ſei, für die der Verſchonte inbrünſtig danken muß; daß um Abwendung von Schlägen und Foltern, von Abgabslaſten und Frohnarbeiten flehentlich gebeten werden ſoll; und wenn die Schläge dennoch erfolgten, die Hand noch geküßt werden muß, welche ſie erteilt; und wenn Jener die Abgaben und Arbeit dennoch zu fordern geruht, dieſelben freudig zu leiſten ſeien. Oder iſt etwa ein anderer Geiſt als dieſer in den Gebeten enthalten, welche um Abwendung von Jammer und Hunger zum Himmel aufſtiegen und für jede nicht erlittene

Unbill, für jedes vermiedene Unglück dankten, als wäre alles Unglück rechtmäßig verdient, und deſſen etwaiges Nichteintreffen das Werk maßloſer Barmherzigkeit? . . . Dieſelbe Vorausſetzung, daß zu der Größe des Herrn, zu der Befriedigung ſeiner Selbſtanbetung, die Leiden, Wünſche und Leben ſeiner Unterthanen ſich verhalten, wie eins zu unendlich, ſo daß die geringſte Übertretung ſeiner kaum ausgeſprochenen Gebote nicht zu ſtreng mit der ärgſten Folter geſühnt werden kann; daß er noch immer der Gütige und Milde und Barmherzige heißen muß, wenn er einen Frechen, der etwa in ſeiner Gegenwart zu nießen wagt, in ſiedendes Oel tauchen läßt: dieſe Vorausſetzung — ins Unendliche überſetzt — läßt auch einen allgütigen Gott zu, der nur die allernotwendigſte Gerechtigkeitsforderung erfüllt, indem er ungezählte Millionen ſeiner Geſchöpfe im Feuer der Hölle ewig, ewig, ewig büßen läßt . . . Die Ungeheuerlichkeit dieſer letzten Vorſtellung iſt eine ſolche, daß ſie eigentlich die Moloch-Idee noch übertrifft. Denn was ſind die paar Opferabſchlachtungen, mit der ſchnell überſtandenen Todespein, an welchen ſich der Götze erfreute, gegen die „ewigen" Qualen ſeiner Kinder, die den väterlichen Chriſtengott in ſeiner All-Seligkeit nicht ſtören ſollten? — Aber der Unterthanengeiſt, der bis zur höchſten Potenz geſteigerte Unterthanengeiſt, der konnte ſolche Ideen faſſen; der konnte in Anbetracht königlicher oder gar göttlicher Majeſtät ſich und ſeinesgleichen als Null betrachten; und in der That: ob nun Nullen in der Hölle braten oder nicht, das muß dem Himmelsherrſcher doch gleichgültig ſein.

Neben dieſer Demut aber doch wieder dieſer Dünkel! Der Menſch als Gottes Ebenbild geſchaffen — die Erde das Zentrum der Welt . . . Auch ganz Hofſchranzenart. Hat es je hoffärtigere, aufgeblaſen ſtolzere Leute gegeben als ſolche, welchen es geſtattet war, den Fürſten Lakaiendienſte zu verrichten? Und folgerichtig: wer war unter allen Menſchen der hochmütigſte? Derjenige, der ſich demütigſt „Knecht der Knechte" nannte und das Oberſthofmeiſteramt des Himmels verwaltete — der Papſt. Bei Krönung eines ſolchen wurde ihm vom erſten

Kardinalsdiakon die Tiara mit den Worten aufgesetzt: Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt und der Stellvertreter des Erlösers bist.

Hier einige vom Stuhle Petri ausgegangene, diesen Geist der Hoffart kennzeichnende Aussprüche.

„Der Herrscher in der Höhe, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, übergab zur Regelung in der Fülle der Gewalt die eine heilige und apostolische Kirche, außerhalb der es kein Heil gibt, einem Einzigen auf der Erde, nämlich dem Apostelfürsten Petrus und dessen Nachfolger, dem römischen Pontifex. Diesen Einen setzte er über alle Völker und Reiche zum Fürsten."

Pius V. Bulle „Regnans in excelsis" vom 15. Februar 1571.

„Kraft apostolischer Machtvollkommenheit erklären wir die nachfolgenden Satzungen des sogenannten „Westphälischen Friedens" nichtig, unbillig, verdammt, verworfen, vergeblich, der Kräfte und Erfolge entbehrend für alle Zukunft."

Innocenz X. Bulle „Zelo domus Dei". 20. November 1648.

„Wohlan denn, ihr Väter und heiligsten Fürsten, es möge die ganze Welt erkennen und einsehen, daß wenn ihr im Himmel bindet und löset, ihr auf der Erde die Kaisertümer, Königreiche, Fürstentümer u. s. w. und aller Menschen Besitztümer nach Gebühr einem jeglichen nehmen und geben könnet."

Gregor VII. (In der Sitzung vom 7. März des Konzils zu Rom.)

Während wir schon daran sind, in den aufbewahrten Aussprüchen der Päpste zu blättern, um die Behauptung bestätigt zu finden, daß neben frommer Demut der ärgste weltliche Hochmut einhergeht, lassen Sie uns im Vorübergehen auch einige solcher Aussprüche zitieren, welche von einem anderen, dem Hochmut verwandten Zuge, — von Grausamkeit zeugen.

„Wir befehlen, daß alle Ketzer, deren man habhaft werden kann, wie Seelenräuber, Mörder und wie Diebe und Veräter

der göttlichen Sakramente und des chriſtlichen Glaubens, ſelbſt mit Gefahr der Verſtümmelung und des Todes, ſollen gefoltert werden, damit ſie entweder zum Geſtändnis der eigenen Schuld oder doch zur Angabe anderer Ketzer gebracht werden."

Innocenz II. Bulle an die Inquiſitoren.

„Damit ihre Verwegenheit nicht den Verächtern zum Beiſpiele werde, haben wir aller Florentiner unbewegliche Güter, wo ſie immer liegen, konfiſziert, und deren Perſonen, alle und jede einzelne, den Gläubigen preisgegeben, damit ſie Sklaven der ſie Ergreifenden werden."

Gregor XI. Bulle („In coenemfere" vom 22. März 1376).

„Wir befehlen euch, keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, wohl aber jeden, der euch in die Hände fällt, zu töten."

Pius V. (Befehl an den Grafen Santafiore).

„Verfolget mit Feuer und Schwert Heinrich IV., das Haupt der Ketzer, und alle ſeine Anhänger. Ihr könnet kein angenehmeres Opfer Gott ſonſt bringen."

Paſchalis II. (Brief an die Grafen von Hennegau vom Jahre 1599).

* * *

Diejenigen, welche dieſe Befehle erteilten — und auch diejenigen zumeiſt, welche darnach handelten — hatten gar nicht das Bewußtſein, daß darin Grauſamkeit enthalten ſei; es war in ihren Augen nur ſtrenge Gerechtigkeit. Der Maßſtab, nach welchem die von Machthabern an den Geringen, namentlich den ſich auflehnenden Geringen, geübten Strafen gemeſſen wurden, das war ja eben der Maßſtab des Hochmuts. Und ſo wie der Herrſcher eines Weltreichs, der aufrühreriſche Sklavenhorden niedermetzeln läßt, darum nicht ungerecht erſchien, und wie der rächende Gott nicht für grauſam galt, ſondern im Gegenteil noch als allbarmherzig geprieſen wurde, der ungehorſame Menſchlein in den ewigen Höllenpfuhl warf; — ſo that doch

Gottes Stellvertreter nichts Ungebührliches, wenn er ein Häuflein Ketzer zertrat. Im Verhältnis zu ihm waren solche doch nur — immer nach jenem Maßstab — dasselbe, was für uns eine Brut von Ungeziefer wäre, welche wir mit einem Fußtritt unschädlich machten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die Verwandtschaft vom Unterthanen- und Kirchengeist sich in allen möglichen kleinen Einzelheiten kundgibt. So kann man in den verschiedenen geistlichen Allokutionen sehen, nicht nur, daß stets die loyalsten Kundgebungen für den „allerhöchsten Thron", für das allergnädigste, mit den glänzendsten Tugenden ausgestattete Herrscherhaus darin ausgedrückt wurden, sondern es läßt sich auch bestätigen, daß die Titelmanie, welche mit dem hereinbrechenden demokratischen Geiste doch schon in allgemeiner Abnahme begriffen war, — ebenso wie die einst herrschenden devot-unterthänigen Redensarten — in der Schreibweise des Klerus sich viel länger erhalten haben, als unter den Laien. Während die freisinnigen Tagesblätter schon ganz geläufig schrieben: „Der Kaiser hat sich nach X begeben," würde ein Prälat dies nicht anders berichtet haben als mit den Worten: „Se. k. k. apostolische Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, haben huldreichst geruht, die treue Stadt X mit allerhöchst Ihrer Gegenwart zu beglücken." Und während die Titulaturen Hoch- und Wohlgeboren immer seltener angewendet wurden, hätte ein Pfarrer gewiß nicht versäumt, wenn er an einen Baron, seinen Gutsherrn, schrieb, denselben mit „Ew. Hochwohlgeboren, hochwohlgeborner Freiherr und Herr!" anzureden. Und dieser selbe Geist erstreckte sich bis zu den mit geistlichen Waaren handelnden Kaufleuten: während z. B. der weltliche Buchhändler jenem selben Gutsherrn einen Pack wissenschaftlicher Werke unter der Adresse „Herrn Baron N. N." zugeschickt hätte, würde der Gebetbücher- und Paramentenlieferant nicht versäumt haben, seine Sendung mit der Überschrift „An Se. Exzellenz" zu versehen.

Eine deutsche Illustration zu der Verquickung von Königlichkeit und Kirchlichkeit findet sich in einem Gemälde, welches

die Damen der ungariſchen Ariſtokratie dem Papſt Leo XIII. geſchenkt haben. Dasſelbe ſtellt die „Gottesmutter als Königin von Ungarn“ vor. Von einem katholiſchen Berichterſtatter wird das Bild alſo geſchildert: „Marie ſitzt auf einem Marmorthron, das göttliche Kind, welches ſegnend die Rechte erhebt, auf dem Schooße. Zwei ſchwebende Engel halten über ihrem Haupte das Diadem der Himmelskönigin, und vor ihr kniet der heilige Stephan, von dem hiſtoriſchen Königsmantel umwallt, ihr ſeine Krone darreichend. Links neben dieſem ſteht ſein Sohn, der heilige Emerich, die Lilie als Symbol der jungfräulichen Reinheit in der Hand. Als einziger Sohn des Königs ſollte er ſich verehelichen, um den Stamm fortzupflanzen; da er jedoch ſchon vorher das Gelübde der Keuſchheit abgelegt hatte, ſo rief er den Beiſtand Mariä an und erlangte durch ihre Fürbitte, daß er in der Nacht vor dem zu ſeiner Hochzeit anberaumten Tage ſtarb. Gegenüber dem heiligen Stephan ſteht der heilige König Ladislaus, in voller Eiſenrüſtung und auf die Streitaxt geſtützt, wodurch an ſeine großen Königsthaten erinnert werden ſoll, und rechts von ihm erblickt man die heilige Eliſabeth mit den wunderbaren Roſen im Korbe.“

Dieſes Bild iſt vollſtändig. Da finden wir auf einem Stück Leinwand in verdichteter Form alle die Dinge hingemalt, welche den loyalen Glaubensgeiſt charakteriſieren. Vor allem die Vergötterung des Königlichen — indem die Verleihung der Königswürde als die dem Göttlichen darzubringende höchſte Huldigung hingeſtellt wird; daneben die Verherrlichung der jünglinghaften Keuſchheit, wobei der Verzicht auf die größte Lebensfreude als die Gott wohlgefälligſte Tugend erſcheint — wo es als eine Gnade der Gottesmutter gilt, wenn der junge Prinz in der Nacht vor ſeinem Hochzeitstage ſtirbt — ein Los, das an die fröhliche Sterbeſtunde des fieberkranken polniſchen Heiligkeitsvorbildes Kaſimir erinnert — ; daneben die thüringiſche Landgräfin, deren im Körbchen verborgene Speiſen zur beſſeren Hintergehung ihres Gemahls in Roſen verwandelt werden — alſo die Verherrlichung des kindiſcheſten Wunderglaubens. Und damit gar nichts fehle: auch noch die Verherr-

lichung des Kriegsgeiſtes, in der Geſtalt des eiſengerüſteten, auf ſeiner Streitaxt ruhenden Eroberers!

Jawohl: Streitaxt und Schwert, die waren nebſt Kreuzen und Kelchen, nebſt Kronen und Szeptern gar hochgehaltene Symbole. Die ſtammten noch aus jener Zeit, da Kronen durch nichts Anderes errungen und erhalten wurden als durch Schwertſtreiche und Axthiebe, und da dieſe letzteren als „ruhmreiche Königsthaten" die Bewunderung aller Völker erregten.

Da hat man neulich unter den Ruinen der einſtigen Sachſenſtadt Dresden eine Waffe ausgegraben, welche wahrſcheinlich aus dem dortigen Muſeum ſtammt. Darauf iſt ein Vers eingegraben, welcher deutlich zeigt, in welchem Lichte die Frommen Mordinſtrumente zu betrachten pflegten. Dieſe Waffe war zur Zeit des Maſchinenalters zwar ſchon ein antikes Stück, aber der Geiſt des eingegrabenen Spruches lebte noch fort:

Gott Vatter auf dem höchſten Thron,
Ich bitt' dich, thu' mir heut beiſtah'n,
Daß ich mit dieſer Axt zumal
Der Feind' erſchlag eine große Zahl.
Ich thu' ſie ſchwingen mit allem Fleiß,
Denn es geſchieht zu deinem Preis.

Die Zeit, in der dieſe Axt geſchwungen und dieſer Vers gedichtet worden, war jedenfalls eine viel widerſpruchsloſere als das Maſchinenalter. Da hante man fröhlich „mit allem Fleiß" drauflos, überzeugt, daß Der „auf dem höchſten Thron" dadurch befriedigt wird und dem wackeren Axtſchwinger einen Lohn bereit hält. Da glaubte noch jeder gern und willig das Roſen- und ähnliche Wunder; da fiel alles unwillkürlich nieder und klopfte den Boden mit der Stirn, wenn der Strahl einer Krone irgendwie aufleuchtete, und fühlte ſich dabei noch höchſt beglückt und geehrt, daß dieſer Strahl über dem gebeugten Haupt die Luft erhellte — ob auch der Fuß des Kronenträgers den gebeuten Nacken trat . . . Aber zur Maſchinenzeit, zur Zeit nämlich, in der das demokratiſche Prinzip gegen Deſpotenverehrung, das Humanitätsprinzip gegen Streitaxt-Schwingerei und das wiſſenſchaftliche Prinzip gegen Wundergeſchichten ſich ſträubte: wie mußten die Vertreter dieſer Prinzipien leiden

und schaudern und sich schweigend verschließen, wenn sie rings um sich alle offizielle Macht, alle öffentliche Ehrerbietung nur auf jener Seite sahen, von der sie sich abgewendet hatten? Ihr Trost war die Zukunft — denn die Gegenwart, das mußten sie trauernd bekennen, *gehörte ihnen nicht*. Nicht minder traurig jedoch — trotz äußeren Anscheins — war, bei aller offiziellen Macht und bei aller öffentlichen Ehrerbietung, das Los der Anderen. Sie mußten den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlen; sie wußten wohl, daß ihnen die Zustimmung einer großen Anzahl — darunter der Besten — ihrer Zeitgenossen fehlte; sie wurden selber angesteckt von den Ideen ihrer Gegner; Zweifel stiegen in ihnen auf, ob nicht etwa Menschlichkeit, Wissenschaft und Vernunft doch höhere und schönere Ziele verfolgten, als dies die von der Vergangenheit überlieferten Dogmen thaten — sie mußten es fürchten und ahnen: *die Zukunft gehörte ihnen nicht*.

Daß hier zur Beurteilung des kirchlichen Wesens in der Maschinenzeit hauptsächlich die römische Kirche ins Auge gefaßt wurde, hat seinen Grund darin, daß diese ursprünglichere Form des christlichen Kultus die auffälligsten und konsequentesten Züge des macht- und herrschaftsbeflissenen klerikalen Geistes und die noch ungetrübte Entfaltung des wundergläubigsten frommen Geistes aufweist. Der Protestantismus, der, wie ja schon sein Name sagt, aus dem „Protest" hervorgegangen, war doch wenigstens auf dem *Wege* der Befreiung vom fraglosen Blindglauben. Auf diesem Wege jedoch, der vom Papsttum weggeführt, war bei der Bibelautorität Halt gemacht worden, und in der protestantischen Frömmelei, welche in den akatholischen Ländern Europas herrschte, läßt sich dasselbe finden, was von der römischen Bigotterie gilt: Niederhalten (bis hierher und nicht weiter!) der Vernunft, Feindseligkeit gegen die mit der Bibel in Widerspruch stehenden Wissenschaft, Verachtung der Erde und ihrer Freuden. Die evangelischen Traktätchen waren nicht besser als die angeführten Marienblüten und Josefs-Sendboten und die von protestantischen Hofpredigern veranstaltete Judenhetze war derjenigen des von feudalen hohen Herren subventio-

nierten „Vaterland“ nicht nur ebenbürtig — sie war ihr sogar *vorausgegangen*. Und worin alle Christgläubigen — jeder Schattierung — übereinstimmten, das war in der völligen Unkenntnis von den Tugendidealen, von den ethischen Veredlungszielen, welchen die sogenannten Glaubenslosen — d. h. die Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung — mit mildem Ernste zustrebten.

Aber trotz alledem: ich möchte diese Vorlesung, welche von der Religion des Maschinenalters handelt, nicht schließen, meine geehrten Zuhörer, ohne Sie gegen eine Urteilsform zu warnen, welche vergangene Kulturzustände nur im Lichte der Gegenwart betrachtet und dadurch stets ungerecht wird. Alle die Dinge, die uns heute als Grausamkeit, als geistige Beschränktheit erscheinen, sind grausam und beschränkt im Sinne der jeweilig erreichten Erkenntnis; aber in einer Zeit, welche von dieser Erkenntnis noch nicht durchdrungen war, konnten dieselben Dinge — und so war es in der That — von der Mehrzahl als Tugend geübt und als Gelehrsamkeit bewundert werden. Wer z. B. in einem Priester-Seminar erzogen war, der konnte bei allem Fleiß des Lernens und Denkens nicht über die Scholastik hinaus. Wer in aller Herzenseinfalt glaubte, daß es nur Eine seligmachende Kirche gab, der konnte auch aus Pflichterfüllung Ketzerverfolgung betreiben. Wer das thut, was er für seine Schuldigkeit hält, ist tugendhaft und verdient dafür unsere Anerkennung, auch wenn wir die betreffende Handlung nicht als tugendhaft anerkennen.

Und bedenken Sie: gerade mit den verschiedenen Religionsformen, deren Unsinnigkeiten und Schädlichkeiten wir heute so deutlich sehen und verdammen — noch viel deutlicher sehen und lebhafter verdammen, als die Freidenker jener Zeit es thaten — gerade *damit* hatten die meisten Menschen ihre edelsten und besten Regungen zu verbinden gelernt. Hier, mit dem Glauben eng verkettet, pflegten sie ihr Streben nach Vervollkommnung, ihre Milde, ihre Opferwilligkeit, ihre Nächstenliebe; hier, an den Altären, bereuten sie ihre Fehler und Schwächen, bildeten ihre Vorsätze der Besserung und Läuterung; hier, von der

Kanzel herab, ward ihnen gelehrt, den Schuldigen zu vergeben und im Unglück einander beizuſtehen; hier fühlten ſie ſich als eine Gemeinde von in Liebe vereinten Geſchwiſtern — Kindern desſelben Himmelsvaters — hier ſchwuren ſie ihre Eide ehelicher Treue, hier begruben und beweinten ſie ihre geliebten Toten . . . Laſſen Sie uns das alles nicht vergeſſen. Dieſe ſchönen Blüten, welche da die morſchen Altarpfeiler umrankten, ſind durch den Umſturz der letzteren nicht verdorben. Aber das war's eben, was die Altarhüter immer befürchten mochten: ſie wähnten, daß der ſie bekämpfende Freigedanke es nicht nur auf Entfernung der unhaltbaren Glaubenspfeiler, ſondern auf die Vernichtung aller darauf ſich ſtützenden Tugenden abgeſehen habe. Wie ſehr dies eine arge Verkennung war, das wiſſen wir. Wenn wir aber, von der Höhe unſerer Erkenntnis herab, die Tugenden vergäßen, welche unſere Vorfahren auf dem Gebiete ihres Glaubens geübt, dann würden wir die Verkennenden ſein.

VIII.

Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Weil die Epoche, welcher die vorliegenden Studien gewidmet sind, unter uns als „Maschinenalter" bezeichnet wird, steigt uns leicht die Idee auf, daß das damalige Europa ganz in Industrialismus aufging und daß für Künste und Wissenschaften nur wenig Spielraum blieb. Solche Schlagworte haben den Nachteil, einseitige Vorstellungen wachzurufen. Und einseitige Vorstellungen von dem Wesen und Treiben einer menschlichen Gesellschaft müssen natürlich falsche Vorstellungen sein, denn vielseitigeres giebt es nicht als die Thätigkeiten eines sozialen Körpers. So war denn das Maschinenalter durchaus nichts weniger als ganz Eisenschiene und Dampfkessel; ebenso wenig, als die Ritterzeit etwa ganz Burgverließ und Turnierspiel war. Es ist freilich bequem, ganze Epochen mit einem einzigen Merkmale zu versehen und von einer Feuerstein-Zeit und Eis-Zeit und dergleichen zu reden und sich dabei die Phantasie nicht ärger anzustrengen, als indem man erstere mit lauter feuersteinschleifenden Halbmenschen und letztere mit reisenden oder, wie der technische Ausdruck lautet, erratischen Eisblöcken ausfüllt. Doch von dem Maschinenalter sind wir noch nicht weit genug entfernt, um es so summarisch abzuthun. Da sind uns viele Urkunden und Noten, Bücher und Kunstwerke erhalten, welche uns beweisen, daß ebenso thätig, als Treibriemen und Schwungräder, Schrifttum, Wissenschaft und

Kunſt am damaligen Kulturleben teilnahmen, und in dieſer unſerer gewiſſenhaften Studie müſſen wir dieſen dreien nun eine eigene Vorleſung widmen.

Beginnen wir bei der Litteratur. Doch ehe wir von den zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Schriftſtellern reden, betrachten wir einmal das Schrifttum, welches damals als ſogenannte „Weltlitteratur“ eine Art abgöttiſcher Verehrung genoß. Die Hauptbedingung, um als Autor für groß zu gelten, war die, *nicht* Zeitgenoſſe zu ſein. Je weiter zurück, deſto größer. So war denn auch unbeſtritten der größte — der älteſte: Homer. Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletſcherſpitze rollt. Alles Lob, das ihm geſpendet wird, haftet ſich an ihn und reißt immer maſſenhafteres Lob mit ſich, gerade ſo, wie der Stein mit immer rieſigeren Schneemaſſen ſich umhüllt. Kommt nun ſo eine Namenslawine brauſend und krachend in das Thal der Gegenwart an, ſo ſtaunt und bewundert die Menge und ſpricht: „Seht, wie gewaltig! Das war ein Stein! Wie nichtig ſind die Steinchen, ja die Blöcke alle dagegen, die hier im Thale liegen.“ Die Leute vergeſſen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, ſondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. — ohne Bild — ſie glauben, daß die Größe des altberühmten Dichters allein aus ſeinem Genie, und ſehen nicht, daß ſie aus angeſammeltem Lobe beſteht. Daß ein Genie erforderlich iſt, um überhaupt die Kraft zu haben, ins Rollen zu gelangen, das ſei mit dieſer Metapher nicht in Abrede geſtellt; nur die Überſchätzung ſoll dadurch verbildlicht werden, welche zu jenen Zeiten den alten Größen im Verhältnis zu den lebenden zu teil wurde. Der Kult der „Klaſſiker“ war auch von einer Art Religion eingeflößt, einer Religion, die ihren Myſtizismus und ihren Aberglauben hatte, ſo gut wie jeder andere. Da galt es z. B. als Läſterung wenn ein lebender Dichter mit einem der vergötterten Toten zugleich genannt wurde. Sophokles, Virgil, Dante, Shakeſpeare, Milton, Cervantes, Goethe: ſolche Namen flößten eine Art ehrerbietigen Schauers ein; dieſelben hatten aufgehört, die

Vorstellung an gestorbene Menschen wachzurufen, welche mehr oder minder schöne Dichtungen niederschrieben; jeder solche Name ward zu einem Symbol von irgend etwas Göttlichem, das sich nur vorübergehend in einer menschlichen Person inkarniert hatte, um seine unfehlbaren Offenbarungen in einer gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Weise der Nachwelt zu spenden. Dieses Göttliche hieß „Genie". Sein Erscheinen war eine Art Wunder — und das Wunder war ja stets eine Sache, die in die Vergangenheit zurückversetzt werden mußte und deren sich die Gegenwart nie so recht würdig fühlte. Doch sind heute unter uns mehrere Namen, welche im Maschinenalter von Lebenden getragen wurden, in höherem Ansehen als jene, deren Unerreichbarkeit damals als Dogma galt.

Ich will nicht behaupten, daß wir für dieselben ebenso schwärmen, wie unsere Vorfahren für *ihre* klassischen Götzen schwärmten, denn wir haben aufgehört, das Vergangene anzubeten; wir *wissen* nunmehr, daß die Welt vorwärts schreitet und alles in ihr, also auch die Künstler und Dichter. Wir haben ferner aufgehört, in der Kunst eine Manifestation aus höheren Regionen zu erblicken, sondern betrachten sie als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben. Solche Geister werden wohl auch unter uns noch — bequemlichkeitshalber — Genies benannt; wir sehen aber darin nichts übermenschliches, noch mystisches, für alle Zeit Geltung habendes; denn wir erkennen, daß ein Spiegel, so herrlich er auch geschliffen sei, nicht mehr und nicht besseres Licht wiederstrahlen kann, als von der ihn umgebenden Gegenwart hineingeworfen wird. Die mit Dichtern und Künstlern einst getriebene Abgötterei hat daher unter uns keine Anhänger. Auch ist die *Anzahl* der bis zu uns gelangten berühmten Namen um so vieles größer als die Anzahl der damals bekannten, so daß wir an ihnen nicht mehr jene Eigenschaft vorfinden, welche seit jeher und in allen Dingen — bei Kunst- wie Naturerzeugnissen — den Hauptwertmesser abgiebt: die *Seltenheit*.

Wenn ein Jahrhundert dem anderen nur das Andenken an zwei oder drei große Dichter, Maler oder Muſiker hinterläßt, ſo wird dieſes Andenken durch die ganze Glorie ſeiner Vereinzelung verherrlicht; während, wenn nunmehr auf das nächſte Jahrhundert die Namen von hundertmal ſo viel gleich vortrefflichen oder noch vortrefflicheren Größen herabgereicht werden ſollen, der Ruhm eines jeden genau hundertmal ſchwächer ſein wird. Mit der Verbreitung der Bildung, mit der unabſehbaren Vervielfältigung von Büchern und Zeitſchriften wuchs der Litteraturſchatz qualitativ und quantitativ ſo ſehr heran, daß es da — wenn auch mehr und größere Schriftſteller — ſo doch keine ſo hoch ragenden litterariſchen Gipfel mehr geben konnte wie in den früheren Zeiten, wo nur einzelne Größen über die allgemeine Ebene des Schrifttums weithin ſichtbar hervorragten. Man denke nur: im fernſten Altertum, da gab es nur wandernde Sänger, die von Mund zu Mund ihre Lieder fortpflanzten, und dieſe durch mehrere Geſchlechter hinabgelangten Geſänge galten dann als das Werk eines Einzelnen, der als eine rieſenhafte Dichtergeſtalt bewundert ward. Später kamen ſchon die Schriftzeichen zu Hilfe und damit war erſt das eigentliche „Schrifttum“ gegeben, wodurch mit dem Werke zugleich deſſen Urhebers Name auf Mit- und Nachwelt kam. Aber wie wenig Schriftkundige gab es da — wie ſelten alſo waren die Schreibenden und um wie vieles leichter befriedigt die ſeltenen Leſer. Dann kam die Buchdruckerkunſt und die Werke drangen — zahlreich vervielfältigt — in viel weitere Leſerkreiſe, waren aber ſelber noch ſehr ſpärlich geſäet, ſo daß zwei oder drei wirklich gute Bücher, die einzigen ihrer Art — wie z. B. „Don Quixote“, „Gil Blas“ — vom ganzen gebildeten Europa geleſen wurden und ungeheures, bis in die nachfolgenden Jahrhunderte hinüberklingendes Aufſehen erregen konnten. Dann aber nahmen die Schreiber noch mehr zu als die Leſer; eine immer wachſende Flut von Werken und Meiſterwerken ſtieg auf, und als gar die „Zeitung“ geſchaffen wurde, welche täglich für Millionen Leſer Tauſende von Schriftſtellern beſchäftigte, da war die

Epoche der „klassischen" Werke vorbei. Die Umwälzung, welche zunächst erfolgte und welche sich zur Buchdruckerei verhält wie diese zur initialenmalenden Handschrift-Verfertigung — ich meine die Phonographie —, davon zu berichten, kommt mir nicht zu.

Auch dazu bin ich nicht berechtigt, die Namen zu nennen, welche unter uns als die hervorragendsten Größen des Maschinenalters gelten. Die Beschränkung, welche ich mir auferlegt habe, nur solche Worte und Ideen zu gebrauchen, die in der geschilderten Zeit schon gangbar waren, macht es mir unmöglich, hier Namen anzuführen, von welchen damals noch kein Mensch voraussah, daß sie der Unsterblichkeit geweiht seien. Das kritische Urteil eines Zeitgenossen, welches sich anmaßt, für das Urteil der Nachwelt einzustehen, fällt einer gewissen Lächerlichkeit anheim, und da ich mir eine Grenze gezogen, welche mich sozusagen in die damalige Zeitgenossenschaft einzwängt, so darf ich diejenigen Künstler und Dichter nicht namhaft machen, welche zwar heute als die ruhmreichsten jener Zeit gelten, deren Namen aber damals noch keinen sonderlichen Klang hatten. Und umgekehrt: ich darf auch auf diejenigen Größen nicht aufmerksam machen, welche damals glänzten und — heute verschollen sind. Ich kann also von diesem Gegenstande nur ein allgemeines Bild entwerfen, ohne dabei auf die Zukunft Bezug zu nehmen.

Von sämtlichen Kulturvölkern stand auf litterarischem Gebiete das französische unstreitig obenan. Ich will nicht gesagt haben, was den Wert, — aber jedenfalls, was die Wertschätzung dichterischer Leistungen betrifft. Der Schriftsteller stand in Frankreich im höchsten Ansehen und der Anteil, das Interesse, welches die Nation seinem Schaffen entgegenbrachte, wurde von keinem Lande erreicht. Hier herrschte anderwärts weniger als anderswo der starre Klassizismus, hier wurden auch die Lebenden mit reichlichem Lorbeer gekrönt. Victor Hugo hat es erleben dürfen, sein eigenes Standbild zu sehen und sich als die Gottheit eines ihm geweihten Bewunderungskults zu fühlen. Auch in England wurden die dichterischen Größen des

Tages hoch gefeiert, mit Geld und Ehren gelohnt; das Land aber, wo die Vergötterung der Alten — oder mindeſtens der Toten — vermittelſt der den Lebenden gezeigten Geringſchätzung vornehmlichſt betrieben wurde — das war Deutſchland. Hier bildeten ſich die Leute ganz etwas Beſonderes darauf ein, „Epigonen“ zu ſein, und glaubten, ihr litterariſches Urteil nicht beſſer bekunden zu können als durch die Verſicherung, daß die Blütezeit des deutſchen Schrifttums nunmehr vorüber ſei. Und doch! Und doch! — wie ſprießte und ſproßte es allenthalben im Dichterwalde umher, aber „ſie ſahen den Wald vor lauter Bäumen nicht“.

Daß die Deutſchen um jene Zeit keinen offenen Sinn für die Bewegung ihrer vaterländiſchen Litteratur hatten — uns kann es nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Deutſchland vor allem eine Militärmacht war, welche, nach den ſo nah hinter ihr liegenden Siegen, das lebhafteſte Intereſſe und den höchſten nationalen Stolz auf ihre kriegeriſchen und politiſchen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erſt durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Beſtand ſeiner Mächtigkeit und Einigkeit von ſeiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitſchaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletriſtiſche Lektüre, das hat andere Perſonen zu beweihräuchern als ſeine Schriftſteller. An dieſen gab es keinen Mangel — nur an Leſern. Sänger fanden ſich genug, die ihre Stimme erhoben, aber ſie fanden keinen akuſtiſchen Raum. Was hilft der voll angeſchlagene Ton, wo die Reſonnanz fehlt? Die deutſchen Männer laſen nicht. Die waren auf den Exerzierplätzen, in den behördlichen Ämtern — oder auch am Skat-Tiſche — beſchäftigt genug. Zur Erholung dann in Bier- und Kaffehaus ward „Politik“ getrieben. Über alle möglichen Ereigniſſe des Tages — nur nicht über die litterariſchen — wurde da debattiert. Zu leſen gab es in den Zeitungen genug; kaum daß man alle Parlaments- und Gemeinderats-Sitzungsberichte, alle ſerbiſchen und bulgariſchen Miniſterkriſen, alle Bewegungen des Effekten- und Viehmarktes bewältigen konnte

— was blieb da für die Bewegung des zeitgenössischen Geistes, von welcher die Tagespresse in der Regel keinerlei Notiz nahm!? Und wollte man schon einmal ein Buch zur Hand nehmen, so griff man lieber gleich zu einem „Klassiker". Auf diese Art ward die Kenntnisnahme der neuen Litteratur-Erzeugnisse den Frauen und den jungen Mädchen überlassen. Nach dem Gesetze der Anpassung und demjenigen des Bedarfs stellte sich mit Notwendigkeit auch eine Frauen- und Backfisch-Litteratur ein. Die Zeitschriften richteten sich natürlich gleichfalls nach dem allgemeinen Bedürfnis — der Nachfrage zu genügen, ist ja jedes Geschäftes Bestreben — und züchteten sich ihre Schriftsteller: „Sehr geehrter Herr! Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Verwicklung und befriedigendem Abschluß." Und diesem Bedürfnis ward Genüge gethan, so viel Genüge, daß dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Mißkredit kam. Diejenigen Leser höherer Geistesordnung — Männer wie Frauen —, die nach kräftigerer Kost Verlangen trugen, welche sich an kühner, selbständiger, von unerschrockener Lebensspiegelung gefüllter Lektüre laben wollten, die griffen nach den Werken der Franzosen, Skandinaven und Russen. Unter dieser Hintansetzung litten auch solche vaterländische Autoren, deren Größe unbestreitbar, aber von der Masse unerkannt war, weil der Lärm fehlte, jener händeklatschende, jubelnde Beifall, der allein imstande ist, einen Künstlernamen volkstümlich zu machen. Mit Recht konnte Ernst Ziel (auch ein Bedeutender . . .) in seinen „Modernen Xenien" seufzen:

Du willst wie Andere zu Ruhm und Glück,
O deutscher Dichter, sein erkoren,
Kehre in den Mutterleib zurück
Und werde im Welschland geboren.

Durch diesen Mangel an öffentlicher Bewunderung, durch diese Abwesenheit rühmlicher Anerkennung, welche seit der Sieges-Ära den deutschen Dichtern gegenüber herrschte, war im Publikum ein Mißtrauen auch gegen jene Autoren entstanden, welchen doch vor einiger Zeit — einer der Litteratur

günstigeren Zeit — der Kranz schon gereicht worden war. Plötzlich — unter dem Vorwande, daß eine neue Schule erstanden sei — ward es guter Ton, diese Kränze ihren Trägern wieder herabzerren zu wollen. Die alten Götzen sollten von ihren Sockeln heruntergeworfen werden. An diese Demolierungsarbeit setzten einige der „Neuen" mehr Kräfte, als sie an den Aufbau ihrer eigenen Werke wendeten. Die Nachwelt hat aber die meisten jener zertrümmerten Standbilder wieder in Ehren eingesetzt und die entrissenen Kränze wieder frisch gewunden.

Das war aber alles recht traurig für die Lebenden — auch für die „neue Schule", in welcher neben vielen verrückten Schreiern manches große Talent sich zeigte, welche aber auf das gleiche Mißtrauen stieß, das sie gegen die alte einflößen half, und auf dieselbe große Gleichgiltigkeit, die ja im ganzen deutschen Reiche gegen litterarische Dinge herrschte. Fast scheint es, als ob eine Nation nur ein gewisses Quantum von Stolz und Bewunderung zu vergeben hätte. Wo so viel von diesen beiden Regungen für Zollern-Recken, Eisenkanzler und Schlachtendenker verausgabt wurde, da blieb für die vaterländischen Dichter wohl nichts mehr übrig.

Die erwähnte neue Schule sollte, im Sinne der vorliegenden Studien, unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da wir im Laufe dieser Betrachtungen vornehmlich auf jene Erscheinungen unser Augenmerk gelenkt haben, welche hier und dort durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurden. Der Schrei nach „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!", der aus dem Gebiete der Wissenschaft — dieser Werkstatt der Wahrheitssuchung — hervorgedrungen, der hallte aus einem Gebiet ins andere und mußte, lauter noch als anderswo, auch unter den Litteraten erschallen. „Nieder mit den Masken, nieder mit den Konventionen und Schablonen, — Wirklichkeit wollen wir, Natur wollen wir, frische, lebendige, wahre!" Und — dem alten Drange gemäß, jede Erscheinung in einen „—ismus" hineinzuschematisieren, nannte sich diese das Wirkliche, Natürliche und Wahre

erstrebende Richtung auch sofort Realismus, Naturalismus und Verismus. Da stellten sich aber auch sofort die gewissen achselzuckenden Alles-Besser-Wisser ein, die da riefen: „Und das soll neu sein? War denn Natur und Wahrheit nicht seit jeher das Vorbild der Kunst? Und hat das, was ihr auf euer Banner schreibt, nicht längst schon dieser und jener gesagt?“ Richtig fanden sie dann in den Werken der Verstorbenen, in Goethe und Shakespeare, bis zurück auf Lucretius, Stellen genug, die denselben Grundsatz verkünden. Sie vergessen nur, diese Aufstöberer alter Aussprüche der neu laut gewordenen Gedanken, daß alles, was als sogenannte Neuheit ins Leben tritt, immer schon, ehe es der Mitwelt zum Bewußtsein gelangen kann, lange vorher von unzähligen Vorläufern gesagt worden sein muß. Damit eine Idee zur That werde, muß sie durch längere Zeit und an verschiedenen Orten als ausgesprochenes Wort gekeimt haben. Dies läßt sich an jeder Erfindung, jeder wissenschaftlichen Entdeckung, besonders an jeder durchgreifenden neuen Meinung bestätigen, welch letztere dann höhnisch angesprochen zu werden pflegt: „Neu? Sieh her — dich hat schon Kant, dich hat schon Plato gesagt . . .“ — Ganz richtig — aber damals hat es niemand gehört; es stand in den alten Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen.

Was den Realismus betrifft, der in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in sämtliche Litteraturen Europas — in die deutsche etwas später als in die anderen — Eingang fand, so hatte er thatsächlich einen neuen Gehalt, denn er fußte auf den Errungenschaften der jüngsten wissenschaftlichen Forschung. Die Litteratur ist ja nichts Abgetrenntes — sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins, und wenn auch der Vorsatz: „Seien wir wahr!“ nichts neues enthielt, so waren doch die Wahrheiten neu, wie sie die Dichter nunmehr sahen und wiedergaben. Dante, die göttliche Komödie, und Milton, das verlorene Paradies schreibend, folgten wohl auch dem Drange, das, was sie für wahr hielten, symbolisch wiederzugeben; — die romantischen, kriegerischen und

frommen Geſänge aus alter Zeit waren aus aufrichtig ſchwärmeriſchen, kampfluſtigen und wundergläubigen Gemütern gefloſſen; — was aber die neue Zeit ſah: das eherne Walten der Naturnotwendigkeit, den urſächlichen Zuſammenhang der ſcheinbar unabhängigſten Ereigniſſe, die pathologiſchen Erſcheinungen der ſtoffgebundenen menſchlichen Seele, die Einflüſſe der Vererbung, die Unerbittlichkeit der Weltgeſetze, die ſtetige Evolution aller Dinge — das und vieles andere war neu, betäubend neu, und verlangte, um dem immerhin alten Gebote gerecht zu werden, neue, ganz neue Formen.

Auf die weite Zeitentfernung hin, die uns von der damaligen litterariſchen Bewegung trennt, können wir nicht gut unterſcheiden, wer unter den Jungen und Jüngſten die wirklichen Bahnbrecher geweſen ſind; nur ſo viel leuchtet mir aus den litterariſchen Urkunden jener Zeit hervor, daß die Zeitgenoſſen ihren Schriftſtellern — ich ſpreche von Deutſchland — nicht die gebührende Würdigung zu teil werden ließen. Ein weiterer Grund zu dieſer Zurückſetzung, der in den politiſchen Verhältniſſen wurzelte, war der: die Nation, als ſolche, war auf ihre Lage ſtolz, mit ihrer Gegenwart zufrieden. Die Dichter hingegen ſind Zukunftsſeher; ihr Seelenauge iſt auf das Kommende geheftet; auch was der Gegenwart mangelt, was ihre Not, ihre Gefahr und ihre Gebrechen ſind, das fühlen ſie lebhaft heraus, und daher können die Gegenwarts-Stolzen und die Gegenwarts-Zufriedenen mit ihnen nicht ſympathiſieren.

Sie müſſen mir nicht vorwerfen, meine geehrten Zuhörer, daß ich mit der Annahme von einem Sehertum der Dichter in Myſtizismus oder in jene Genie-Theorie verfalle, welche ich vorhin als einen überwundenen Aberglauben rügte. Nicht weil Einer als gottbegnadeter Dichter zur Welt kommt, iſt er mit Sehergabe und mit einem den Schmerz der ganzen Menſchheit mitfühlenden Herzen ausgeſtattet worden; ſondern unter ſolchen, die da einen offenen Geiſt und ein offenes Herz haben, giebt es etliche, die — unter beſonderen Umſtänden — dazu gedrängt werden, das Zuvoll ihrer Gedanken und Gefühle in

Dichterwerken niederzulegen. Und indem sie dies thun, übt sich ihre Auffassung und Ausdruckskraft, schärft sich ihre Fernsichtigkeit. Immer zahlreicher werden die Eindrücke, welche von außen auf sie einstürmen, immer gewandter ihre Fertigkeit, diese Eindrücke in Form von Kunstgebilden wiederzugeben. Ihr verschärftes Ohr hört die Klagen der Mitwelt, ihr erregtes Herz pocht in der Sehnsucht der Zeit, und — verdichtet, quintessenziert, oft in eine einzige Strophe zusammengepreßt — sprechen sie es aus, was in tausend einzelnen Seelen zittert und dämmert.

Sehen wir uns die Werke der damaligen „Jüngsten" an. Ein Zug, der mir besonders auffällt, ist ein umfassendes Mitleid. Was um sie herum gelitten wird — auch das stumme Leid — ist bis zu ihrem Herzen gedrungen und in schluchzenden Liedern machen sie dem in ihrem Innern wiederhallenden Weltweh Luft. Doch ist dieses nicht zu verwechseln mit dem eine frühere Litteraturepoche beherrschenden Weltschmerz. Letzteres war das egoistische Besingen des Selbstleids, das Aufbauschen des eigenen Liebes- oder sonstigen Kummers, das eitelkeitserfüllte Jammern des von einer miserablen, kleinlichen Welt verkannten Pracht-Ichs. Der Schmerzensschrei hingegen, der dazumal in der Dichtung sich erhob, der entsprang der altruistischen Regung des Mitempfindens, der galt den Millionen Menschenbrüdern, welche inmitten einer so schönen, an möglicher Freudenfülle so reichen Welt noch unter dem Druck der Geistesknechtschaft und des Elends schmachten mußten.

Welches immer von jenen Büchern ich durchblättre, überall finde ich dieses Mitschmerz-Motiv angeschlagen. Ein Beispiel für viele:

Der Dichter wandelt auf einsamem Weg; es ist ein Septembertag. Die Hitze liegt wie ein schwerer, dumpfer Alp auf den zu grünen Mauern verwachsenen Zweigen und Ästen. Im Dahinwandeln pflückt er die reiche Brombeerenfrucht, — guckt einem Käfer zu, in dessen Flügel „sich hundert Schillerfarben eingefunkelt," — lacht einem Mäuschen nach, das

vor ihm floh; da hört er unweit des Weges das Brüllen einer Kuh, mit kurzen Pauſen.

Das klang ſo kläglich, klang ſo zornig auch,
Daß mir ein Schauer durch die Seele ging . . .

Warum dieſer Schauer? Weil es nur eines Tones, eines Bildes, eines ganz leiſen Anſtoßes bedarf, um in des Dichters und Denkers Innern alle die Gefühle zu wecken, die er ſchon ſo oft und heftig durchgefühlt. Wieder faßt es ihn . . . beinahe ſo brennend wie Reue — er kann ja nichts dafür . . . und doch, dieſes Weltweh — er kommt ſich dafür verantwortlich vor, er hat die Pflicht, es mitzuleiden, ſo ſchmerzlich als er immer kann, um dieſer anderen Pflicht: es auszudrücken, ſo gut er immer kann, auch überzeugend zu genügen.

Was willſt du, Tier? Das iſt ja unerträglich!
Biſt du die Klage eines armen Menſchen,
Der ungerecht verurteilt vor Gericht
Und nun, irrſinnig, nicht begreifen kann,
Daß das geſchehen konnte und die Sonne
Nicht niederſtürzte, als der Spruch gefällt?
Willſt du durch deinen Schrei das tauſendfache,
Das tauſendfache, tauſendfache Weh,
Das tauſendmal viel Tauſenden geſchah,
So lang die weite Welt ſchon ſteht, bekunden?
— — — — — — — — — — —
Ich bin zu Haus, doch klingts mir noch im Ohr,
Ich hab' den Schrei der Kreatur gehört:
Den Klageſchrei — den Klägerſchrei . . .

(Detlev v. Liliencron.)

Ja, das Klageſchreien, das war ſchon durch ungezählte Jahrtauſende zum Himmel — dem tauben — geſtiegen, ungehört, vergebens. Erſt als aus der urſprünglichen Tierheit die Menſchheit ſich herausgewachſen und erſt als — ebenſo langſam — die Menſchheit ſich zur Menſchlichkeit emporgehoben hatte, da erſt bildeten ſich die Organe, welche den Klageſchrei der Kreatur vernahmen. So vereinzelte feinhörige Weſen traten auch ſchon zu älteren Zeiten auf — Buddha, Chriſtus — und erbebten in Mitgefühl; aber wie lange brauchte es noch, bis in der ganzen Menſchheit jene zwei

Dinge geweckt waren, zu welchen der Klagende und der Kläger nicht vergebens schreit: Erbarmen und Gerechtigkeit.

Aber daß unter den Mitlebenden, die da dichten und denken und schreiben, zugleich diejenigen sind, welche zuerst und am heftigsten von dem Leiden und dem Sehnen der Zeit ergriffen werden und durch ihr Mitklagen und ihr Mitseufzen dazu beitragen — beitragen müssen —, daß das Leiden gemildert, das Sehnen gestillt werde; daß sie auch die ersten sind, welche eine durch den Kampf der Geister herbeizuführende bessere Zukunft kommen sehen und selber — am heißesten kämpfend — diese bessere Zukunft herbeiführen helfen, helfen müssen — das sahen die Leute zumeist nicht ein. Sie meinten, der Eine mache Bücher, gerade so wie ein Anderer Tische und Bänke macht, als Gewerbe, oder auch aus Eitelkeit, aus Überspanntheit, und je nach seinen Erzeugnissen setzte man ihn unter irgend eine litterarische Rubrik ein: Lyriker, Epiker, Romancier, Essayist; klassifizierte auch seine Denkart: Pessimist, Idealist; kritisierte seine Werke und zwar die entgegengesetztesten Urteile über ein und dasselbe Buch: vortrefflich, mittelmäßig, stümperhaft, über jedes Lob erhaben, unter aller Kritik; oder aber — und das geschah im maschinenalterlichen Deutschland am häufigsten — es kümmerte sich gar niemand um ihn.

Mehr Anerkennung als die schriftstellernden fanden die musikkomponierenden Zeitgenossen. In dieser Richtung wurde unter den Deutschen auch den Neuen Genie zuerkannt; da hatte es — ich nenne nur Richard Wagner — noch unter den Lebenden wandelnde Götter gegeben. Die solchen Olympiern dargebrachte Huldigung hatte etwas tollhäusleriſches, mysterienverzücktes an sich, und wenn wir in den Konzert- und Opernberichten des Maschinenalters blättern, so begreifen wir nicht, daß jene Zeit sich anklagte, nüchtern und materiell zu sein. Wie unsere Vorfahren mit Verwunderung auf die Flagellanten und ähnliche Massenwahnsinnsausbrüche des Mittelalters zurück-

blickten, ſo ſtaunen wir jetzt über die bei Jenen verbreitete fanatiſche Muſik-Epidemie.

Man ſollte meinen, daß die ſanfte Muſe der Harmonie wohl nichts anderes als Eintracht und Heiterkeit habe verbreiten können, daß ihr klangvoller Dienſt nur zur Ergötzung und Erholung betrieben worden und daß Geſang und Saitenſpiel zu des Lebens harmloſeſten Luſtbarkeiten gehörten. Gewaltiger Irrtum. Die Muſik war dazumal eine gar ſtrenge und grimmige Göttin und die Muſiker bildeten eine ecclesia militans, ſo zelotiſch und aſketiſch, ſo ketzerverfolgeriſch wie nur irgend eine finſtere Prieſterſchaft. Diejenigen, welche der ſogenannten „klaſſiſchen“ deutſchen Muſik huldigten, waren ſozuſagen die Mönche jener Religion. Das außerhalb ihrer ſtrengen Regel liegende Gebiet der leichten, der Tanz- oder auch der italieniſchen Muſik war der Gegenſtand ihres frommen Abſcheus; es war ihnen verhaßt wie die Sünde. Und wenn ſie auch der Sünde hin und wieder Schönheit — verlockende und einſchmeichelnde Schönheit — zugeſtehen mußten, deſto heftiger ſchrieen ſie ihr „Apage!“ Um ihren muſikaliſchen Haß zu ſtärken, verbündeten ſie ihn mit dem Raſſenhaß, und ebenſo wütend, wie die chriſtlich-germaniſche Judenverachtung gewiſſer Hetz-Kapläne, geberdete ſich der muſikaliſch-germaniſche Dünkel gewiſſer Bach- und Händel-Spieler den italieniſchen und franzöſiſchen Komponiſten gegenüber. Entweder ſie behandelten dieſelben als gar nicht vorhanden (wie man ja auch aus Sittlichkeit von laſterhaften Dingen nicht ſpricht) oder erwähnten ihrer nur mit Schimpf und Schmach. Das Tugendmonopol, welches das nationale Vorurteil ſo gern für die eigene Nation in Anſpruch nimmt, ward von dieſer Gattung Muſiker auch für ihre nationale Kunſt vindiziert — als ob die Tonkunſt überhaupt etwas mit der Tugend zu thun hätte, als ob nicht ihr Gebiet — mit Ausſchluß des Guten und des Wahren — nur einzig das Schöne wäre! Kann es eine wahre und eine irrtümliche Melodie geben? — ein mitleidiges und ein boshaftes Violinkonzert? — eine dumme und eine kluge Sonate? Aber dennoch brüſtete ſich die deutſche

Musik so gern mit ihrer Gedankentiefe und mit ihrer Keuschheit. Wie eigentlich letztere, spezifisch deutsch sein wollende Tugend sich in Sechsachtel-Takt und mit mehr oder weniger ♯ und ♭ kundgeben konnte, ist mir unerfindlich. Doch das ist ja eben das Charakteristische aller religiösen, musikalischen und sonstigen Mysterien, daß sie über Vernunftgründe erhaben sind. Die Sprache der Zeloten deutsch-klassischer Tonkunst stand an Unduldsamkeit, Überspanntheit und Selbst-Beweihräucherung hinter keiner konfessionellen Alleinseligmachungs-Predigt zurück. In den Schriften solch verbissener patriotischen Musikpastoren trifft man Phrasen wie folgende:

„Das hehre Wort, das jener Beethoven über Napoleon bei der Schlacht bei Jena gesprochen: „Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen", beweist, daß hier jener hehre, alte, deutsche Geist der Kraft und Selbständigkeit, der energische Willen des Eigenen völlig wiedererwacht war und die Grundlage eines ganz neuen Schaffens, ja einer neuen Welt bildete."

Oder:

„Wagner beschloß, Musiker zu werden, in jener Periode, in der ihm diese neue Weltsprache, die doch im tiefsten Sinne eine deutsche Sprache, eine Sprache des deutschen Geistes ist — die Musik —, nach ihrem Wesen aufgegangen war. Und mit der Energie, die jenes Beethovens Lebensfaser bildete und die aus dem Erwachen des deutschen Volkes heraus auch ein so „weiches Mannerl" wie jenen Weber zum kräftigsten Sänger deutscher Gefühle gemacht hatte, ging hier dieser Wagner ans Werk und machte in dunkler Ahnung hoher Ziele die trockenste Schule der Sache selbst durch. „Was Sie durch dieses trockene Studium gelernt haben, heißt Selbständigkeit," sagte ihm sein Lehrer, jener Zögling derselben hohen Schule der Musik, von der aus der große Sebastian Bach seiner Nation und der Menschheit gezeigt hatte, daß auch in dem gegen das welsche Rom protestierenden christlichen Bekenntnis wie in jener alten Zeit ihrer ersten wahren Entstehung die Musik noch die wahre Tochter der Religion und speziell des Christentums sei."

Wer das verſtanden hat, melde ſich.

Nun ſollte man glauben, daß die Tonkunſt, anläßlich welcher in ſo apodiktiſcher, ſtrenger Form gelehrt und gepredigt wurde, ein feſt kodifiziertes Syſtem war, deſſen Regeln allgemein anerkannt wurden. Aber wenn man die Urteile lieſt, welche die Muſiker über ihre gegenſeitigen Werke fällten — nicht etwa von Deutſchen über Italiener, von Klaſſikern über Nicht-Klaſſiker und umgekehrt, ſondern auch von den Vertretern derſelben Richtung untereinander —, ſo ſieht man mit Schaudern, welche Verwirrung in der muſikaliſchen Kunſtkritik herrſchte und wie frech die Anmaßung war, mit welcher der perſönliche Geſchmack ſich als Erkenntnis der Kunſtgeſetze aufſpielte.

In Spohrs Kunſtgeſchichte ſteht über jenen anderweitig ſo verhimmelten Beethoven geſchrieben:

„. . . Bis zu dieſem Zeitpunkt war eine Abnahme ſeiner Schöpferkraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an bei immer zunehmender Taubheit gar keine Muſik mehr hören konnte, ſo mußte dies lähmend auf ihn zurückwirken. Sein ſtetes Streben, originell zu ſein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß ſeine Arbeiten immer barocker, unzuſammenhängender und unverſtändlicher wurden? Zwar giebt es Leute, die ſich einbilden, ſie zu verſtehen, und in ihrer Freude darüber ſie weit über ſeine früheren Muſikwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und geſtehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethovens nie habe Geſchmack abgewinnen können. Ja, ſchon die vielbewunderte Neunte Symphonie muß ich zu dieſen rechnen, deren drei erſte Sätze mir trotz einzelner Genieblitze ſchlechter vorkommen als ſämtliche der acht früheren Symphonien, der vierte Satz mir aber ſo monſtrös und geſchmacklos und in ſeiner Auffaſſung der Schilleriſchen Ode „An die Freude" ſo trivial erſcheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethovenſche niederſchreiben konnte. Ich finde darin einen neuen Beleg zu dem, was ich ſchon in Wien bemerkte, daß

es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle."

Nachfolgend eine Kritik Schumanns über Meyerbeers „Hugenotten":

„Ich kann nicht sagen, welchen Abscheu mir dieses Werk einflößt. Ich hatte alle Mühe, meinen Ekel zu besiegen, ich fühlte mich ganz toll vor Entrüstung und Zorn. Hier und da ein paar gelungene Stellen konnten Einen entwaffnen, aber was gilt das, wenn die Plattheit, die Immoralität des fratzenhaften und antimusikalischen Ganzen erwogen wird? Nach öfterem Hören fand ich ein paar verzeihliche Stücke, welche ein minder strenges Urteil verdienen, aber mein Endurteil bleibt dasselbe und ich werde nicht aufhören, zu wiederholen, daß solche, welche die „Hugenotten" — auch nur im entferntesten — mit „Fidelio" oder Werken dieses Kalibers zu vergleichen wagen, von Musik rein nichts verstehen — nichts, nichts!"

Je unnachweisbarer eine Meinung war, d. h. je weniger auf Thatsachen und je mehr auf subjektiver Empfindung sie beruhte, desto leidenschaftlicher und in desto unfehlbarerem Tone wurde sie vorgebracht. Von allen unfruchtbaren und dabei zornig geführten Disputen sind die allerunfruchtbarsten doch stets die ästhetischen gewesen. Schön ist ganz gewiß das, was gefällt, d. h. was dem Geschmack entspricht. Nun ist aber der Geschmack selber das wandelbarste, unsicherste, selbstherrlichste Ding, welches gar keiner anderen Begründung bedarf als seines Vorhandenseins, daher alle solche Streitigkeiten am wirksamsten durch das alte Sprichwort abgeschnitten werden: de gustibus non est disputandum. Aber diesem bekannten Spruche zum Trotz stritten unsere Vorfahren über nichts so hitzig als über den Geschmack. Wir dürfen also — wenn wir den Schönheitswert der damals geschaffenen Kunstwerke erkennen wollen — nicht an die von den Fachkritikern der Zeit stammenden Urteile uns halten, sondern den Anwert in Anschlag bringen, welchen diese Werke bei den Massen ihrer Zeitgenossen gefunden haben. Was gefallen hat,

was bei der überwiegenden Menge Begeiſterung und Entzücken hervorgerufen, das hat das jeweilig geltende Schönheitsziel erreicht. Am allerwenigſten dürfen wir an die erhalten gebliebenen alten Werke den Maßſtab des eigenen Geſchmackes legen, ſonſt würden wir ungerecht. Aber unſeren eigenen Geſchmack verleugnen, um zu behaupten, daß uns die überlieferten Werke gerade ſo groß erſcheinen wie deren überliefertes Lob — das werden wir ſicher nicht thun, weil unter uns zum Glück die „klaſſiſche Heuchelei“ zu den ausgeſtorbenen Dingen gehört. Es iſt uns ebenſo unerquicklich, alte Kunſturteile zu leſen, und wir meſſen ihnen ebenſo wenig Glauben bei, wie es den Genoſſen der Maſchinenzeit unerquicklich und auf ihre Meinung unbeſtimmend geweſen ſein muß, Für-und-wider-Verhandlungen aus alten Zauber- und Hexenprozeſſen zu leſen. Jene wußten ſchon, daß es keine Zauberer und keine Hexen giebt, und wir wiſſen: es giebt keine abſolute, vom Geſchmack abſtrahierte Schönheit. Wenn einmal der Gegenſtand eines Streites weggeſchafft iſt, ſo kann man ſich für die darüber geführten Anklagen und Verteidigungen nicht mehr erwärmen; je mehr Weisheit auf dieſe Plaidoyers angewendet wird, deſto unweiſer erſcheint mir der ganze Prozeß.

Was die bildenden Künſte anbelangt, ſo ſind uns hiervon, gerade ſo wie von Litteratur und Muſik, herrliche Denkmäler erhalten geblieben, welche beweiſen, daß alle zeitgenöſſiſchen Jeremiaden über den Verfall der Kunſt ganz unbegründet waren. Daß ich über dieſen Gegenſtand — der es doch wohl verdienen würde — mich nicht des längeren auslaſſe, muß ich einfach mit dem Geſtändniſſe begründen, daß mir das Verſtändnis dafür und die Kunde davon gar zu empfindlich abgehen. Unfehlbarkeit und Allwiſſenheit gehören unter uns, Gott ſei dank, nicht mehr zu den Eigenſchaften, die jeder Vortragsmeiſter ſich feierlich anmaßen muß.

Uebrigens: weder in den Künſten, noch in der Induſtrie und Technik — welch letztere doch dem Zeitalter ſeinen Namen gegeben haben — iſt des Maſchinenalters Glorienmittel, noch deſſen hervorragendſte Bedeutung zu ſuchen, ſondern in der

Entfaltung der Wissenschaft. Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektrizität, waren schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges.

Aber trotz ihrer Siege, trotz ihrer täglich sich erweiternden Gebietsgewinnung — anerkannte Herrscherin war die Wissenschaft noch lange nicht. Von ihren materiellen Errungenschaften zog die ganze Welt Nutzen, von ihrem moralischen Lenkerrechte, von ihrer idealen Veredlungsgewalt wollten noch neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Welt nichts wissen. Von mancher Seite wurde sie sogar arg angefeindet und zu fälschen gesucht. Dennoch: ihr Reich war im Anzuge, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die Zeit betrachten, in welcher dieses Reich vorbereitet wurde. Alle vorhergegangenen Zeiten hatten mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse erlangt: Erd- und Himmelskunde, Geschichts- und Altertumsforschung, Medizin, Mathematik, Chemie, auch beschreibende Tier- und Pflanzenkunde waren seit undenklichen Zeiten gepflegt worden, aber erst der Wissenschaft des Maschinenalters war es vorbehalten, das Entwicklungs-Gesetz zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Lichte alle früher gewonnenen Kenntnisse unter einen, überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disziplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in das Machtbereich der Entwicklungstheorie gezogen.

Das Evolutionsgesetz — nämlich die naturgebotene Differenzierung und Vervollkommnung sämtlicher Dinge — einmal angenommen, mußten alle jene Systeme fallen gelassen werden, welche das Absolute — d. h. das Unveränderliche und Vollkommene — als Ausgangspunkt nehmen, und so war der bedeutende Umschwung vorbereitet, den das menschliche Denken und — in Folge dessen — die sozialen Einrichtungen nehmen

ſollten. Die jeweiligen Einrichtungen nämlich ſind von dem jeweiligen Stande der Moral, die Moral von dem Stande der Weltanſchauung und dieſe endlich von dem Stande der Kenntniſſe bedingt; in letzter Linie alſo ſind es die Kenntniſſe oder, mit anderem Namen, die Wiſſenſchaften, welche die beſtimmende Grundlage aller ſozialen Zuſtände abgeben. Nun geſchieht es aber, daß die fortſchreitende Wiſſenſchaft anfänglich nur in ganz kleinen Kreiſen ſich verbreitet und dortſelbſt die veränderte Weltauffaſſung — welche veränderte Moral und veränderte Sitten erheiſcht — hervorbringt. Die Allgemeinheit huldigt indeſſen den Einrichtungen, die einem früheren, ebenſo langſam durchgedrungenen Wiſſensſtande entſpricht. Daher die Konflikte und Kämpfe, welche ſeit jeher den fortſchreitenden Gang der Erkenntnis begleitet haben.

Damit eine neuerſtandene Idee den Geiſt und das Leben der Geſellſchaft modifiziere, genügt es noch lange nicht, daß dieſe Idee von einigen Zeitgenoſſen erkannt und zur öffentlichen Kenntnis gebracht werde. Sie muß erſt durch aufeinander folgende Geſchlechtsfolge ſo lange herabgereiht worden ſein, bis ſie *alt* geworden, bis ſie beinahe als intuitive Gewißheit dem Gehirn angeboren wird. Wie lange nach Chriſtus z. B. hat es erſt einen „chriſtlichen Staat", eine „chriſtliche Philoſophie" gegeben, und wir wiſſen heute, wie lange erſt nach Darwin die darwiniſtiſche Weltauffaſſung in Schwang kam.

Wenn wir die Schriften des genannten Gelehrten und ſeiner Anhänger — der Haeckel, Huxley, Büchner, Carus Sterne, Dodel, Carneri u. ſ. w. — zur Hand nehmen und ſehen, wie reichhaltig und klar geſichtet das Beweismaterial der Entwicklungslehre ſchon damals vorlag, wie ſcharfſinnig und weitſichtig die daraus entſpringenden Konſequenzen bereits gezogen wurden, ſo begreift man kaum, daß das öffentliche Leben und der öffentliche Unterricht nicht auch ſchon von dem neuen Geiſt durchdrungen waren. Nicht nur nicht durchdrungen, ſondern eigentlich gar nicht berührt. Zwar wußten die meiſten Leute, daß es eine darwiniſtiſche Lehre gab, aber

die allerwenigsten kannten sie. Bei den Einen galt sie als „unbewiesene Hypothese" — ein Lieblingswort der konservativen Gelahrtheit —, bei den Anderen gar als lästerliche Irrlehre, bei den Meisten als ein von einem englischen Sonderling aufgestelltes System, von welchem man ein paar Schlagworte aufgefaßt hatte und des öfteren anwendete: „Kampf ums Dasein", „natürliche Zuchtwahl" und dergleichen mehr. Die Kirche verhielt sich dieser Lehre gegenüber feindlich, die Massen gleichgiltig, die Schulen ignorierend. „Man wird doch den Kindern nicht Darwinismus vortragen!" „So etwas" war keiner Unterrichtsbehörde beigefallen. Die sogenannte liberale Neuschule verteidigte sich gegen die vom Klerus erhobene Beschuldigung, daß sie irreligiös sei, indem sie hoch und teuer versicherte: „Es wird ja bei uns nichts gelehrt, was zum religiösen Unterricht in Widerspruch steht; so fällt es beispielsweise niemand ein, die Schüler mit der darwinistischen Theorie bekannt zu machen."

Nun ja, wenige hundert Jahre früher fiel es auch niemand ein, die Ansicht des Kopernikus als Schulwahrheit vorzutragen. Wahr sein, bewiesen sein, unwiderleglich einleuchtend sein: das war für eine Erkenntnis noch lange keine Berechtigung zu behördlich bewilligter Mitteilung. Zur Schul-Programmfähigkeit mußte ein Satz ähnliche Proben leisten wie ein Adeliger zur Hoffähigkeit: nämlich nachweisen, daß er schon sechzehn Ahnen hat. Der eine, daß seine Familie schon Jahrhunderte lang adelig, der andere, daß die in ihm enthaltene Doktrin schon hundert Jahre lang unbezweifelt ist.

Und im Grunde, die Sache hat ihre Richtigkeit. Mit einer neu entdeckten Lehre, und sei sie noch so evident, läßt sich nicht wirken und schaffen wie mit einer längst anerkannten. Statt ihre Konsequenzen auszuarbeiten, muß sie immer erst ihre Evidenz darthun, muß die hundert Beweise, auf denen sie ruht, immer alle anführen und die hundert Einwendungen, welche gegen sie in Umlauf sind, immer von neuem entkräften. Erst dann, wenn ein Beweis als schon erbracht angeführt werden kann, nicht, so lange er noch demonstriert werden muß,

läßt sich darauf weiter bauen. Dieselbe Zeit, dieselbe geistige Kraft und Anstrengung, welche auf das Erbringen und Erfassen eines Wahrheitsbeweises angewendet werden muß, wird, wenn letzterer erst feststeht, dann auf die Gewinnung der daraus fließenden Folgerungen — und somit auf die Abänderung der Weltauffassung und Welteinrichtung — verwendet.

Wie sehr die Lehre von der allmäligen Entwicklung aller organischen — und damit parallel aller geistigen — Gebilde auf die ganze Erkenntnis und infolgedessen auf die sozialen Einrichtungen umgestaltend einwirken müsse, das sahen schon damals die Anhänger jener Lehre deutlich voraus, und so kann ich — ohne gegen mein Prinzip zu verstoßen — an einigen Beispielen anführen, wie diese Umgestaltung sich bewerkstelligt hat.

Zuerst war es — in Erforschung und Beurteilung aller Kunst- und Wissenszweige — die Methode, welche gründlich eine andere ward. Indem man das Gegebene als Gewordenes und fortgesetzt Werdendes zu betrachten gelernt, war ein ganz veränderter Maßstab gewonnen. Man hörte auf, die Gesetze, welche man aus vergangenen und gegenwärtigen Erscheinungen abgeleitet hatte, als für zukünftige Erscheinungen bindend auszugeben. Man lernte einsehen, daß gewisse, als vorhanden erkannte Eigenschaften oder Merkmale einer Sache es sind, welche den sogenannten Charakter dieser Sache abgeben; nicht aber, daß ein gewisser, sozusagen als präexistierend gedachter Charakter sich in diesen Merkmalen kundgethan hat und kundthun soll. Das leidige „soll" überhaupt, d. h. jener hofmeisternde Geist, welcher jedem wahrgenommenen „es ist" ein strenges „es sei" beizufügen sich anmaßte, ist mit jener veränderten Auffassung immer bescheidener aufgetreten und endlich verschwunden.

Die Ansicht, daß eine Gattung, eine Art etwas festes und beständiges sei, beschränkte sich nicht auf die Gebilde der organischen Natur, sondern erstreckte sich auch auf die Erscheinungen des Geistes. Daraus ergab sich in der Kunstkritik die ästhetische und in Sittenfragen die moralische Predigt. Kaum hatte

so ein Kunstkritiker die von verschiedenen Künstlern mit Erfolg eingeführten Formen erkannt, klassifiziert und rubriziert, so fügte er diesem Schema womöglich das Gebot hinzu: „So sollst du es machen!" Ebenso verhielt sich der Moralist den sozialen Erscheinungen gegenüber. Was sich als Gewohnheit, als Sitte nach und nach eingesetzt hatte, das ward als „sittlich" zum Tugendgesetz erhoben. Dabei wurde sowohl die Tugend, welche die Norm des sittlichen, als die Schönheit, welche die Norm des künstlerischen Ideals abgab, für etwas unwandelbares, auf ewige Zeiten Geltung habendes „Absolutes" ausgegeben, und gegen diese starren Satzungen hatten die unvermeidlichen Wandlungen des künstlerischen Schaffens und der gesellschaftlichen Verhältnisse immer höchst schmerzlich anzukämpfen. Die Entwicklung ist seit jeher ihren unaufhaltsamen Gang geschritten, aber erst der wissenschaftlichen Forschung des Maschinenalters ist die Erenntnis aufgegangen, daß dieselbe ein Naturgesetz sei; und während bis dahin jedes politische, ethische und wissenschaftliche System einen direkten Kampf gegen die Evolution darstellte — denn jedes brüstete sich seiner Unwandelbarkeit — ward fortan das Entwicklungsgesetz zur Grundlage alles Urteils und alles Strebens. Jetzt erst ward der einzig richtige ethische Maßstab gewonnen, der heute noch gilt und durch alle Wandlungen der Zukunft gelten kann, weil er sich dem Laufe der Welt anpaßt, und der sich in dem Satz ausdrückt: „Was die Entwicklung fördert, ist gut; was sie hindert, ist schlecht."*)

Dem Maschinenalter gebührt die Ehre, diesen Satz schon formuliert zu haben; aber ringsum waltete noch — sowohl in den Gesetzesparagraphen, als in der öffentlichen Meinung — die aus älterer, das Evolutionsprinzip nicht ahnenden Zeit stammende Moral, welche in dem Satz enthalten ist: „Was das Bestehende erhält, ist gut; was an dem Bestehenden rüttelt, ist schlecht." An der bestehenden Ordnung etwas ändern wollen — auch „Umsturzversuch" genannt — war ein in Paragraph —

*) (Wilhelm Löwenthal: Konfessionslose Religion).

ich weiß nicht wie viel — vorhergesehenes Verbrechen, auf welchem die Kerkerstrafe stand. Je weiter zurück man in den Justizannalen blättert, desto strenger wird dieses Prinzip des dem Bestehenden geleisteten Schutzes gewahrt. Nur etwas denken oder sagen — geschweige denn schreiben oder drucken — was gegen die herrschenden Einrichtungen und Meinungen verstieß, war eine schwer zu sühnende Schuld. Im Mittelalter, als die Gewerbe-Gilden blühten, war es Handwerkern bei Strafe verboten, in ihr Handwerk Verbesserungen und Erfindungen einzuführen; neue Webstühle und dgl. wurden auf obrigkeitlichen Befehl zerschlagen. Strenger noch als in gewerblicher, verfuhr man in geistiger Hinsicht — die Webstühle neuer Ideen waren besonders verdächtige und gefährliche Dinge: im Jahre 1680 wurde Christian Thomasius, weil er gegen Hexenprozesse und Tortur geschrieben hatte, aus Mainz verbannt und mußte beim Geläute des Armensünderglöckleins aus der Stadt ziehen. Solches berichteten die Menschen des Maschinenalters mit mitleidigem Achselzucken und mit überlegener Entrüstung; bei ihnen aber waren noch Gesetze in Kraft, die ganz derselbe Geist belebte. Das „Bestehende" war auch ihnen (d. h. der großen Mehrzahl unter ihnen) das Heilige und Unantastbare.

Da zog aber mit der Entwicklungslehre die Einsicht in die Köpfe, daß es „Bestehendes" überhaupt nicht giebt, noch je gegeben hat, sondern allseitig nur Gewordenes, zu weiterem Werden Bestimmtes. Mit der Unantastbarkeit gewisser Dinge hatte es sodann sein Ende. „Alles fließt" war schon ein altbekanntes, griechisches Wort, aber bislang unverstanden und ungiltig. Erst nachdem die Naturwissenschaft gezeigt hatte, daß auch die „Arten" fließen, erhielt dieses Wort seinen richtigen Sinn. Das Nichtantastenlassen, welches früher alle Einrichtungen so hartnäckig durchführten, als wäre es die wichtigste Gewähr ihrer Selbsterhaltung, wurde allmälig fallen gelassen, als die Überzeugung aufstieg, daß „ändern" nicht nur synonym mit zerstören, sondern auch mit entwickeln ist — entwickeln im Sinne von besserwerden.

Zwar hat sich seit jeher — trotz allen Widerstandes, trotz allen Leugnens — doch alles unablässig geändert und entwickelt, weil dies eben eine Naturnotwendigkeit ist. Der Unterschied ist nur der, daß man ehedem gegen diese Naturmacht thunlichst ankämpfte, während von nun an, da man sie erkannt hatte, versucht wurde, sich dieselbe dienstbar zu machen. Das Maschinenalter hatte schon längst der in ihren Eigenschaften ergründeten Kräfte von Dampf, Wärme, Licht, Elektrizität ꝛc. sich bemächtigt, um technisch vorzuschreiten; jetzt — mit Entdeckung der Entwicklungskraft und mit bewußter Leitung ihrer Wirkung — begann die Ära eines unabsehbar beschleunigten Fortschrittes und Umschwunges auf allen Gebieten. Auch ohne absichtliches menschliches Dazuthun geht die Entwicklung ihren Gang, aber wie langsam ist dieser im Verhältnis zu der Bewegung, welche durch die Zielsicherheit jenes Dazuthuns erreicht werden kann. So hat sich z. B. aus einer längst ausgestorbenen Tiergattung im Lauf der Jahrhunderte das heutige Pferd entwickelt, aber um wie vieles schneller vermag der absichtlich auslesende Züchter aus gewöhnlichen Pferden veredelte Renner zu bilden.

Die Auslese, das war eines von den der Natur abgelauschten Verfahren, der Wettbewerb ein anderes. Was half vordem alles Plaidieren für das Freigeben der Gewerbe, für die Aufhebung der Schutzzölle u. s. w. Das ergab nichts als endloses Debattieren über die Interessen einzelner Industriezweige, als hohle, erfolglose Streitereien; nachdem aber klar geworden, daß ungehemmte Konkurrenz der Faktor ungehemmter Weiterentwicklung ist, daß ferner nur das sich Anpassende zu überleben vermag und nur das Kräftigere zu überleben wert ist, da hörte die Unterdrückung und Eindämmung und Starrheit, welche früher als die höchste Weisheit aller Wirtschafts- und sonstigen Politik gegolten, von selber auf. Was war damals alles gestritten und gepredigt und gefaselt worden über die Verwerflichkeit oder Zulässigkeit des Krieges, über dessen sittlichenden oder entsittlichenden Charakter, ohne daß die Streiter bemerkten, daß diese bloße Fragestellung eine Absurdität war. Als nun der erwähnte Satz „Was der Entwicklung nützt, ist

gut, was ihr ſchadet, iſt ſchlecht, als Grundlage der Moral zur Herrſchaft kam, da entpuppte ſich der Krieg als aller Verbrechen verwerflichſtes, als Maximum der Schlechtigkeit. Abgeſehen von dem hunderttauſendfachen Todſchlag — der ſich gegen einen Mord wie 100,000 zu 1 verhält — birgt der Krieg nach allen Richtungen hin die Verneinung der Entwicklung. Er verhindert die weitere Entfaltung und zerſtört die bisher erlangten Früchte der Kultur und was (immer nach dem neu gewonnenen ethiſchen Grundſatz) der Gipfel ſeiner Unmoralität iſt: er kehrt das vorzüglichſte Mittel der natürlichen Entwicklung — die Ausleſe durch Überlebung des Beſſeren und Stärkeren — in das gerade Gegenteil um; er lieſt die Beſten aus für den Tod, nämlich die Jungen, Starken, Tüchtigen, und den Alten, Schwachen und Krüppeln überläßt er die Fortpflanzung ihrer Untüchtigkeit. Kurz, die umgekehrte natürliche Zuchtwahl — die künſtliche Degeneration. Ein von den Menſchen von heute an den Menſchen von morgen begangener Rieſenfrevel. Zugleich der Höhepunkt der Unvernunft. So überlegen auch das Maſchinenalter über die Thorheiten vergangener Jahrhunderte lächeln mochte, einen größeren Wahnſinn als die von ihm ſelber erfundene allgemeine Wehrpflicht weiſt keine frühere Epoche auf. Daß jeder Mann freiwillig Soldat ſein *mußte* — nicht um anzugreifen, gegen dieſe Abſicht verwahrten ſich alle —, ſondern um ſich gegen alle anderen, die ebenſo gezwungen freiwillige Verteidiger waren — zu *verteidigen*; daß ſie ihre beſten Kräfte von Arbeit, Geiſt und Geld, kurz, das Volkswohl opferten, um angeblich *für* das Volkswohl Opfer zu bringen; daß ſie das eigene Land ruinierten, damit das — ſich gleichfalls ruinierende — Nachbarland ſich nicht etwa einfallen laſſe, ihnen ein paar Zoll Erde oder ein paar Feſtungsquadern entreißen zu wollen —: wahrlich der brave Bär, der von ſeines ſchlafenden Herrn die möglicherweiſe beläſtigende Fliege auf deſſen Schläfe mit einem Stein erſchlägt, iſt noch ein Ausbund zartfühlender Klugheit gegen das Syſtem des maſchinenalterlichen Militarismus — dieſes plumpen, brand-

speienden, bajonettborstigen, verwesungshauchenden Ungetüms, das da zur Wache der schlafenden Lande bestellt war!

Wer jedoch damals seine Stimme gegen die Zulässigkeit der Kriegführung erhob, der wurde — zwar nicht beim Geläute des Armensünderglöckleins zu den Thoren der Stadt hinaus geleitet — aber als phantastischer Träumer verlacht und als Rüttler an der „bestehenden Ordnung" verdächtigt.

Der Antrag auf Abschaffung eines Dinges stieß immer noch auf die von vermeintlicher Weisheit aufgestellte Phrase: „Es ist seit jeher so gewesen und wird daher ewig so bleiben." Dieser heute furchtbar veraltet klingende — man könnte sagen: fossil gewordene — Satz wurde dazumal ganz geläufig angewendet und bildete gegen allen Ansturm des Fortschritts einen der besten Schutzwälle. Kriege hat es immer gegeben — siehe die h. Schrift und die ganze Weltgeschichte, folglich wird es immer welche geben — also müssen alle Abrüstungspläne scheitern; Elend hat es immer gegeben, folglich sind alle Sozial-Reformpläne unerfüllbar; Herren und Knechte hat es immer gegeben u. s. w.

Die Erkenntnis des Evolutionsgesetzes hat mit diesen Sätzen vollkommen aufgeräumt, indem es deren doppelte Unrichtigkeit aufdeckte. Falsche Prämissen: denn nichts gegenwärtiges giebt es, was „seit jeher" bestanden hätte — alles hat sich im Lauf der Zeit geändert, wenn es die Sprache auch noch mit demselben Namen bezeichnet. Kriege z. B., so wie sie im Maschinenalter geführt worden und wie dieselben bei der damals erreichten Waffentechnik noch bevorstanden, hatte die Vergangenheit nicht aufzuweisen; Elend — wie es den vierten Stand des neunzehnten Jahrhunderts bedrückte, war gleichfalls eine neue Erscheinung. Und ebenso falsch, eigentlich noch auffallender falsch, war der Folgerungssatz: „ergo wird es ewig bleiben". Das kurze Stückchen Menschengeschichte, auf das man zurückblicken konnte, aus welchem die vermeintlichen Instanzen für das beliebte „seit jeher" hervorgeholt wurden, wies doch selber genug untergegangene Institutionen auf — Menschenfresserei Sklaventum, Tortur —, um die Behauptung des „Immerso-

bleibens" durch berichtete Thatsachen zu entkräften. Dennoch — es giebt nichts hartnäckigeres als Gemeinplätze — dennoch tauchte dieser Einwand immer wieder auf, so lange als die wissenschaftliche Überzeugung von der naturgebotenen ewigen Umgestaltung aller Dinge nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war.

Eine andere Errungenschaft der Evolutions-Theorie war die Einsicht, daß nur das im Weiterentwickeln Begriffene lebt, das Stillstehende aber dem Tode verfallen ist. Dadurch war dem starren Konservatismus, dem religiösen sowohl wie dem politischen, dem künstlerischen wie dem ethischen, der Boden entzogen. Jener Konservatismus ging nämlich von der Idee aus, daß Leben gleichbedeutend mit „verharren" sei, und mit der Bethätigung der Beharrungssucht wähnte er nur der allernotwendigsten Pflicht — der Selbsterhaltung — zu genügen. Alles, was auf Änderung zielte, war ihm von vorneherein verdächtig — das wehrte er ab, wie man Dolch und Gift abwehrt. Schon der Name Fortschritt, welcher ja ein Von-der-Stelle-bewegen in sich schließt, war ihm verhaßt. Die dem Fortschritt zugeschriebenen Segnungen schienen ihm nur wie von Feindestücke ersonnene Gleißnerei; zerstören wollten jene unter der Maske des Verbesserns, Pfeiler umstürzen, Fundamente untergraben, Ruinen häufen . . . Gegen einen solchen Feind — heiße er nun Progressismus oder Liberalismus, Freidenkertum oder Freimaurertum — mußte energisch Front gemacht werden. Auf dem status quo erhalten oder lieber noch ein paar Schritte zurückmachen — denn der status quo enthielt meist schon ein paar gezwungene, unliebsame Zugeständnisse — das war in ihren Augen die Hauptaufgabe aller Einrichtungen und Systeme.

Den Ansturm gegen diese Starrheit hat es nun immer gegeben. Der dem Beharrungstrieb entgegengesetzte und kräftigere Umwandlungstrieb hat stets gewaltet, auch ehe die Wissenschaft ihn als Naturgesetz erkannt hatte. Jetzt, da letzteres verkündet worden, wurden dessen Bethätigungen den Erkennern in die Schuhe geschoben. Obwohl auch früher, im ganzen Verlauf der sogenannten Weltgeschichte der revolutionäre Geist —

mitunter auf recht gefährliche, gewaltsame Weise — als Triebkraft aller gesellschaftlichen Umgestaltungen sich erwiesen hatte, so hieß es jetzt, dieser Geist gehe von den Lehrern der Naturwissenschaften, namentlich von den Evolutionisten aus; eine Behauptung, die ihrer Weisheit jener Schülerantwort gleichkommt, welche auf die Frage: „Warum kreisen die Planeten um die Sonne?“ ohne Zögern den Bescheid gab: „Weil Newton das Gravitationsgesetz entdeckt hat.“ Aber im Gegenteil: die neuerlangte Erkenntnis war an dem Walten des Umwälzungsgeistes nicht nur unschuldig, sie lenkte denselben vielmehr in ganz andere — weil zielbewußte — viel weniger gefährliche und weniger gewaltsame Bahnen. Der wissenschaftlich denkende Fortschrittskämpfer hatte wohl an Zuversicht gewonnen, weil er wußte, daß seine Forderungen mit der Naturordnung übereinstimmten; aber in demselben Maße hatte er auch an Einsicht und Vorsicht gewonnen. Der Fortschritt, den in früheren Zeiten der leidenschaftliche Instinkt ersehnte, den wollte dieser blinde Instinkt mit rücksichtsloser Raschheit erreichen; der Fortschritt hingegen, der als der Gang der Natur erkannt worden war, von dem wußte man auch, wie langsam und wie allmälig er sich nur entfalten durfte und nur dann entfalten *konnte*, wenn er den tausenderlei Bedingungen der umgebenden Mitte sich anzupassen verstand. Somit hat die evolutionistische Denkweise, da wo sie zur Geltung kam, nicht nur den reaktionären Konservatismus, sondern auch dessen Widerpart, den gewaltthätigen Umsturzdrang aufgehoben; denn ebenso sicher, als man erkannt hatte, daß es im Lauf der Welt kein Zurück und kein Auf-der-Stelle-Bleiben giebt, ebenso fraglos mußte der ungeduldigste Verbesserer zugeben, daß es da auch keine Sprünge giebt, und sich den ewigen Gesetzen fügen, nach welchen jewede Vervollkommnung nur mit der größten Langsamkeit und nur in ununterbrochener Stufenfolge vor sich gehen kann.

Es ist uns heute nicht recht faßlich, wie dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Darwin'schen Lehre, nachdem dieselbe doch in die ganze Gelehrten- und halbe Laienwelt gedrungen war als ein System, welches an zusammenhängender Klarheit nichts

zu wünſchen übrig ließ, daß da noch ein Teil der Gelehrten ſich dagegen ablehnend, ein Teil des Publikums ſpottend und der weitaus größte Teil des letzteren gleichgiltig verhalten konnte. Wir müſſen dabei nur erwägen, daß dreißig Jahre eigentlich eine kurze Zeit ſind im Verhältnis zur Langſamkeit, mit welcher Lehren — wenn dieſelben vom offiziellen Schulunterricht noch ausgeſchloſſen ſind — in die Maſſen ſickern, und das Geſetz der Trägheit und Beharrlichkeit in Betracht ziehen, welches in Sachen der Denkgewohnheiten allem Neuen ſo gewaltigen Widerſtand leiſtet. Die Maſſen können von Begriffen nur das in ſich aufnehmen und verdauen, was ſchon von mehreren früheren Generationen durchgedacht, ſozuſagen wiedergekaut worden iſt. Das wird dann mit autoritätsvertrauender, keiner eigenen Gedankenarbeit bedürfenden Bereitwilligkeit hingenommen und weitergereicht. Die Konſtanz der Arten war auch ſo ein allgemein angenommener Begriff — das war ja ſchon auf der erſten Seite der Bibel begründet, wo es heißt, daß das Gras grüne und Samen mache nach ſeiner Art, ebenſo die Vögel in der Luft und ſämtliche Tiere des Waſſers und der Erde, „nach ihrer Art". Es war auch — für Solche, die ihren Gegnern einräumten, daß die Theologie in wiſſenſchaftlichen Dingen nicht unumſtößlich beweiskräftig ſei — es war ja auch von berühmten Naturforſchern, wie Linné, Cuvier, Agaſſiz, feſtgeſtellt worden, daß jede Art ein „verkörperter Schöpfungsgedanke" ſei — und in jüngſter Zeit war ja der neu auftauchende Darwinismus von Dr. N. und von Profeſſor X. auf wiſſenſchaftlichem Boden gründlich widerlegt — alſo wozu dieſe Feſtſtellungen und Widerlegungen noch weiter ſelber prüfen? Ein paar aufgefangene Schlagworte aus der Terminologie der beſtrittenen Theſen, ein paar landläufige Einwände — das genügte vollkommen, um den Darwinismus — zwiſchen zwei Cigaretten beim ſchwarzen Kaffee — nicht zu bekämpfen, ſondern abzuthun. In Dialogform etwa ſo:

A. Wie ſagten Sie? Hypotheſen? . . . Mich kann das Wort ärgern, wenn es auf eine ſo augenſcheinliche Wahrheit

angewendet wird, wie auf die, daß die Arten eine aus der andern hervorgehen.

B. Wenn Sie das Wort Hypothesen ärgert, so nehme ich es zurück und setze dafür Irrlehre . . . Es war ohnehin nur Höflichkeit von mir, den abenteuerlichen und zugleich erniedrigenden Einfall von der Affenabstammung des Menschen als eine wissenschaftliche Hypothese gelten zu lassen; und nur weil sie von einem sonst so fleißigen Gelehrten kommt, wie ja Darwin bekanntlich einer war, und in Hinblick auf seine übrigen Verdienste, auch mit Rücksicht auf Ihre Voreingenommenheit, bin ich so höflich gewesen . . . Aber das müssen Sie mir doch zugeben: auch Gelehrte irren oft . . . Seit jeher hat es Solche gegeben, die irgendwelche kühne und unnachweisbare Doktrin aufstellten, um darauf ein ganzes System aufzubauen, welches eine Zeitlang modern bleibt und dann von neueren, noch kühneren Systemen verdrängt wird . . . Ich begreife übrigens nicht, daß Sie, der Sie doch gewöhnlich so eifrig für die exakten Wissenschaften eintreten, in dieser Angelegenheit ganz übersehen, daß keine exakten Thatsachen vorliegen, welche den Darwinismus beweisen, und daß er sich auch durch kein Experiment verifizieren läßt . . . Weder finden Sie in der Vergangenheit die Spuren einer ununterbrochenen Entwicklungskette — immer Lücken und wieder Lücken —, noch können Sie in der Gegenwart auf einen einzigen Fall hinweisen, wo aus einer Esche eine Birke oder aus einem Affen ein Mensch wird.

Hier mußte der Streit wohl gewöhnlich von A. aufgegeben werden, weil er fühlen mochte, wie bei so unermeßlicher Entfernung der Standpunkte eine Verständigung überhaupt nicht zu erreichen war. Setzen wir aber voraus, er hätte sich die verlorene Mühe nicht verdrießen lassen und hätte weiter disputiert.

A. Erstens und vor allem: Darwin hat nie behauptet, daß der heutige Affe des heutigen Menschen Stammvater, sondern nur, daß er desselben Vetter sei, nämlich beide sind Sprossen desselben Stammes. Aber dies nur nebenbei. Auf Ihre vorige Bemerkung, daß niemand die Verwandlung einer

Art in eine andere konstatieren kann, antworte ich: Sie sehen auch keine Panpfeife, aus welcher ein Klavier, keine Keilinschrift, aus der eine illustrierte Zeitung, keine Tierhaut, aus der ein Frack, keinen Theekessel, aus dem eine Lokomotive sich gebildet hat (und so könnte man die Beispiele ins unendliche fortführen), und doch werden Sie zugeben, daß die genannten Dinge alle durch Jahrhunderte lange Entwicklung eines aus dem anderen hervorgegangen sind? ... Sie werden jedoch nicht verlangen, die fossilen Überreste aller dieser Übergänge zu Gesicht zu bekommen? ... Gar viele der Maschinen, welche zwischen Theekessel und Lokomotive liegen, werden wohl von der Erde verschwunden sein, obwohl die Zeit, in der die Dampfmaschinen auf einander folgten eine verhältnismäßig kurze ist gegen die Jahrmillionen, in welchen die Umwandlungen der Organismen vor sich gegangen sind ... Sie glauben wohl, ungehener wissenschaftlich zu thun, wenn Sie jenen Mangel an positiven Beweisen hervorheben, und Sie vermeinen zugleich, daß Sie uns Darwin-Anhänger einer phantastischen Vertrauensseligkeit überführen? ... Aber positiv und exakt sind wir darum, weil wir von positiven und exakten Thatsachen ausgehen — und nicht von Hirngespinsten. Doch um auf diesen Thatsachen weiter zu bauen und um das daraus mit Notwendigkeit sich ergebende logische Postulat anzunehmen, genügt es uns, von ihrer Richtigkeit durchdrungen zu sein. In der Folgerungskette brauchen wir nicht mehr jedes Glied aus greifbaren Thatsachen zu schmieden ...

B. Aber ich bitte Sie: es ist doch ein wissenschaftlich anerkannter Satz, daß die Nachkommen doch nur immer wieder das sind, was die Eltern waren, daß Menschen nur Menschen, Hirsche nur Hirsche und Regenwürmer nur Regenwürmer zeugen. „Le semblable engendre toujours son semblable," hat Linné gesagt. Und da nichts entstehen kann, was nicht ein gleiches Elternpaar gehabt hat, so muß dieses Elternpaar wieder von einem gleichen stammen — und so zurück bis zu der Erschaffung des ersten Paares. Dort muß man immer wieder anlangen ...

A. Ein „erstes" Paar! ... Wenn Sie wüßten, wie demjenigen, der den Geist des Entwicklungsgesetzes aufgefaßt hat, der Begriff von einem „Ersten" irgend einer Gattung überhaupt kindisch und vernunftbeleidigend erscheint, so würden Sie vermeiden, den ins Treffen zu führen. Jedes Ding, dessen Merkmale, dessen Existenz man konstatiert und mit einem Namen versieht, muß schon sehr lange und in zahlreichen Exemplaren dagewesen sein, sonst bemerkt und benennt es niemand ... Hat es je ein erstes Rennpferd, einen ersten Franzosen gegeben? — Den Widersinn solcher Fragen hat Ernst Haeckel treffend gezeigt. Gerade diese Unmöglichkeit, irgendwo im Reiche der belebten wie der leblosen Dinge, der Erfindungen wie der Künste irgend ein Erstes zu signalisieren, — gerade diese Unmöglichkeit schließt die Theorie der gesonderten Schöpfungsakte völlig aus. Überall bildet sich eines aus dem anderen, eines nach dem anderen. Jedes Ding ist eine Anhäufung von so vielen, in den verschiedensten Komplikationen vermischten Elementen, daß nichts plötzlich und nichts selbständig vom Himmel heruntergefallenes vorkommen kann — ein Regenwurm ebenso wenig wie ein Oberlandesappellationsgerichtsrat.

B. Redensarten, Ausflüchte ... Bringen Sie mir Beweise, dann will ich mich ja gerne fügen; so lange aber diese fehlen —

A. Sie selber würden wohl in größere Verlegenheit geraten, wenn ich von Ihnen den experimentellen Beweis eines Schöpfungsaktes und einen solchen für die Konstanz der Arten erbäte! Denn wohin immer man sieht, es läßt sich nichts ungewandeltes zeigen — man müßte sich denn auf den Gesichtspunkt jener Eintagsfliegen beschränken, welche glauben, daß der Grashalm, auf welchem sie sitzen und auf welchem schon ihre Ahnen saßen, seit jeher derselbe geblieben — und folglich auch immer so bleiben werde. Was uns betrifft, so sind wir um Beweise ja gar nicht verlegen und Ihr Ruf nach solchen zeigt nur, daß Sie das System, welches Sie leugnen, gar nicht studiert haben und wahrscheinlich von den Thatsachen nichts

wiſſen, welche uns Paläontologie und Embryologie liefern, nichts von rudimentären Organen, nichts von den Analogien in der Sprachbildung, nichts von ... Nun, ich will nicht erſt alle Grundlagen der Lehre aufzählen — haben Sie die Güte, ſich vorerſt damit bekannt zu machen, und dann können wir weiter disputieren.

Ja, das war es eben: Das ABC des Darwinismus wurde nicht offiziell gelehrt; von den Schulprogrammen ferngehalten, waren die Elementarregeln desſelben nicht in die Maſſen gedrungen, aber die Maſſen fanden ſich bewogen, über die letzten Konſequenzen einer Sache zu urteilen, von deren Prämiſſen ſie keine Kenntnis hatten. Das gab dann für die Verfechter jener Konſequenzen einen ſchweren Stand — denn nicht nur zeigen zu ſollen, daß und wieſo b aus a folgt, ſondern auch noch a ſelber der Länge nach erläutern zu müſſen: das iſt zu viel verlangt.

Die ärgſten Feinde der Evolutionslehre waren durchaus nicht die, welche ihre wiſſenſchaftliche Berechtigung bezweifelten und ſie durch wiſſenſchaftliche Gründe zu widerlegen ſuchten — ihre ärgſten Feinde waren vielmehr die, welche ihr einen inſtinktiven Haß weihten. Ohne ſich klar Rechenſchaft darüber zu geben, worin der allfällige Wahrheits- oder allfällige Irrtumsgehalt der verpönten Lehre beſtand, fühlten ſie, daß deren Poſtulate im Widerſpruch waren mit allen, allen ihren Lieblingsideen. Ebenſo gab es auch unter den Anhängern der Evolutionstheorie ſolche, die ſich weniger um die wiſſenſchaftlichen Thatſachen kümmerten, die ſich für Neanderſchädel und Archäopterix und des Meiſters Taubenzüchtung nicht erwärmten und die nur an den einen großen Gedanken ihren Glauben und ihre Begeiſterung hingen: an den Begriff „Entwicklung". Denn hier fühlten auch ſie inſtinktiv, daß die tauſend Strebewünſche nach ſozialer und moraliſcher Umgeſtaltung und Befreiung, welche ihre Zeit durchglühten, an der neuen Erkenntnis die kräftigſte Hilfe und Stütze finden würden. Entfaltung als Naturgeſetz erkannt, das war ihnen die ſicherſte Legimitation aller Freiheitsbeſtrebungen — denn was iſt denn Freiheit

anderes, als die ungehemmte Möglichkeit der Entfaltung? Überall hin die Kräfte wirken lassen, nach allen Seiten mit den Waffen der Überlegenheit um das Dasein kämpfen dürfen — was will die Freiheit anderes? So fanden sich alle, die bislang zerstreut für Schrankenniederreißung stritten — Arbeit, Handel, Frauen, Vernunft, Erziehung — nunmehr auf Einem Felde zusammen und erkannten, daß sie im Grunde nach Einem Ziele strebten, nach einem von der Natur selber aufgestellten Ziele: volle Entfaltung. Und indem sich diese alle als Weg- und Kampfgenossen erkannten, versuchten sie auch nicht mehr, jeder einzeln, mit Hintansetzung des anderen durchzudringen; denn neben dem Entwicklungsgesetz ist ihnen zugleich das Gesetz der Korrelation klar geworden: sie wußten nun, daß ein Fortschritt, eine Wandlung auf einem Gebiete nicht möglich ist, ohne daß auf allen zusammenhängenden Gebieten mit der Umwandlung gleicher Schritt gehalten werde.

Und nicht nur ihr Ziel hatten die Evolutionisten erkannt, sie versuchten, wie schon früher gesagt, dessen Entfernung zu bemessen. Umwandlung und Fortschritt schienen ihnen wohl als naturverbürgt, aber sie hatten auch die riesige Langsamkeit erkannt, mit welcher diese Dinge vor sich gehen und die tausend eisernen Widerstandsmächte abschätzen gelernt, welche, Radsparren gleich, den Lauf der rollenden Zeitmaschine hemmen, und mit den ungeheuren Summen der in den ererbten Zuständen noch wirkenden Triebkräfte hatten sie rechnen gelernt. So gab es denn unter den evolutionsgläubigen Freiheitssuchern keine sich überhastenden, mit Feuer und Schwert dreinfahrenden „Rebellen" mehr, keine zu Mord und Plünderung hetzenden Arbeiterführer, keine Dynamitbomben-schleudernden Fürstentöter. Auch die tollen Träume von Kommunismus und Anarchismus wurden in ihren Reihen nicht länger geträumt und die „Politik der zerrissenen Kittel und schmutzigen Hände" fand unter ihnen keine Vertreter. Die Philosophie des Darwinismus — d. i. die Anerkennung durch Vererbung gehäufter Vorzüge und fortschreitender Veredlung — die war durchweg

eine ariſtokratiſche. Nicht nur „noblesse oblige“, ſondern für alle, die im Daſeinskampf obſiegen wollten — noblesse obligée.

Freilich handelte es ſich da nimmer um den mit zackigen Kronen und wappenbemalten Schildern identifizierten Adelsbegriff, ſondern um den Adel der Tüchtigkeit — körperlich und ſeeliſch — um die Attribute der Vollmenſchlichkeit. Daß in dieſe Kategorie zu gelangen, Arbeiter und Bauer — das ganze Volk mit Einem Worte — Anſpruch habe: das war ja die berechtigte Forderung der ganzen ſozialen Bewegung. Und ſo ſahen die Anhänger der Entwicklungslehre auch deutlich kommen, daß unter der Gattung „Menſch“ langſam eine höhere Varietät ſich herauszudifferenzieren begann, welche einſt berechtigt ſein würde, auf die maſchinenalterlichen Vorfahren herabzublicken, wie dieſe auf den vorgeſchichtlichen Urmenſchen herabblickten. Würde dieſer künftige Vollmenſch etwa in antidarwiniſtiſchem Geiſte urteilen, ſo müßte er mit Entrüſtung die Zumutung verwerfen, daß er von ſo niedrigen Geſchöpfen abſtamme, wie z. B. die in den Naturgeſchichten des Maſchinenalters noch als „Menſchen“ angeführten Wilden.

Doch dieſe Ausblicke in fernere Entwicklungsſtadien wollen wir für die Schlußvorleſung vorbehalten. Hier ſei noch eines Umſchwunges erwähnt, den die evolutioniſtiſche Denkweiſe — die Naturerkenntniß überhaupt — in das weitere Verhalten der Menſchheit gebracht hat. Allen Erſcheinungen, alſo auch den ſozialen, ward von da ab mit der Überzeugung entgegengetreten, daß ſie das waren, was ſie ſein mußten. Jedes exiſtierende Ding, jeder Zuſtand iſt ſo da, wie er nicht anders da ſein könnte, eine mit Naturnotwendigkeit eingetretene Folge vorhergegangener zwingender Urſachen. Ehe ſie zu dieſer Auffaſſung gelangt war, iſt die Menſchheit allen Übelſtänden gegenüber ſtets im Krieg mit den Folgen gelegen, ohne nur daran zu denken, daß vor allem die Urſachen wegzuräumen wären. Sämtliche Predigten, Vertilgungsanſchläge, Heilverſuche und Schutzmittel waren ſtets gegen Ergebniſſe, gegen Symptome gerichtet worden und daher ſo erfolglos. Die Naturkunde, wie

ſie im Maſchinenalter durchzudringen begann, das Walten der unverrückbaren Naturnotwendigkeit entſchleiernd, die zeigte, daß jeder Übelſtand auf weitzurückliegenden Urſachen beruht und daher „an ſich“ nicht behoben werden kann und nicht geſchmäht zu werden verdient; die Transmutationstheorie zeigte ferner, daß dieſes „muß“, welches jeden gegenwärtigen Zuſtand bedingt und entſchuldigt, durchaus nicht bindend für die Zukunft iſt, weil ja die Urſache geändert oder weggeſchafft werden kann. Die den ſozialen Erſcheinungen zugrunde liegenden Elemente ſind ja alleſamt menſchliche Einrichtungen. Sobald die Einrichtungen als Urſache der folgenden Unzuträglichkeiten erkannt waren, konnte man an die Aufhebung dieſer Grundurſachen gehen, ohne weiter Zeit und Zorn an das vergebliche Bemühen zu verſchwenden, die unvermeidlichen Unzuträglichkeiten wegzupredigen und anzugreifen. Aber auch das Gehen- und Geſchehenlaſſen, welches man früher den Übelſtänden gegenüber walten ließ, wenn man die Unmöglichkeit ihrer Wegräumung eingeſehen, fiel weg — denn es war die neue Einſicht hinzugetreten, daß die Wurzel beſagter Übelſtände etwas ausrottbares ſei. Zuerſt und vor allem ließ man es ſich daher angelegen ſein, dieſe Wurzel aufzufinden und bloszulegen. Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den ſozialen Verhältniſſen — als da ſind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. — beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menſchen — nicht von der Natur — begangenen Fehler. Und Fehler laſſen ſich gutmachen, Irrtümer laſſen ſich berichtigen. Freilich nur unter der Vorausſetzung, daß man ſie als ſolche erkenne. So war und bleibt die Erkenntnis das Prinzip aller Kulturentwicklung; und der von uns ſtudierten Epoche dürfen wir — trotz der zahlreichen, traurigen, alten Barbareien — das Verdienſt nicht ſchmälern, daß in ihr die Erkenntnis durch die Auffindung der Entwicklungstheorie einen der entſcheidendſten Schritte auf dem Wege ihrer eigenen Entwicklung gemacht hat.

IX.

Blicke in die Zukunft.

Die Menſchen des Maſchinenalters hatten nur eine gar kurze geſchichtliche Vergangenheit hinter ſich. Aber eben, weil dieſelbe ſo kurz war, ſchien ſie ihnen um ſo länger. Das Gleiche ſehen wir bei den Kindern: je jünger ſie ſind, deſto mehr Reſpekt flößt ihnen die Dauer eines Jahres ein. Was vor einem oder gar vor zwei Jahren geſchehen, das ſcheint in graue Vorzeit entrückt, was in einem Jahre bevorſteht, das liegt ſo fern, ſo fern, als wäre es gar nicht zu erleben. Erſt wenn ſich die Jahre mehren, wenn man erwachſen, oder gar, wenn man alt geworden, da lernt man erkennen, wie ſchnell doch ſo ein Jährchen um das andere verfliegt. Daß die Menſchheit, als ſolche, im neunzehnten Jahrhundert noch ein Kind war, das wiſſen wir, Erwachſene, gar wohl und unter anderen Merkzeichen ihrer Kindlichkeit iſt auch die gewaltige Ehrfurcht zu rechnen, die ihr der Begriff Säculum einflößte. Was ein paar Jahrhundertchen zurücklag, deſſen konnte ſie ſich kaum mehr entſinnen, davon glaubte ſie ſich himmelweit vorgeſchritten, und das ins Auge zu faſſen, was in einigen Jahrhunderten werden ſollte, davor ſchwindelte ihr. In ſo unabſehbare Ferne blickte ſie lieber gar nicht hin, das glaubte ſie nimmer erreichen zu können. Dahinter lag wohl ſchon das „Ende der Welt", nach deſſen Abſpielung dann eine dauerloſe Ewigkeit im Reich der Geiſter anheben mochte; aber ſich ſelber nach Jahrtauſenden,

nach Jahrhunderttausenden noch lebend, noch auf Erden wandelnd sich vorstellen, das fiel ihr nicht ein.

Ja wohl, ein Kind — in jeder Hinsicht ein recht kindisches Kind — war die Menschheit der damaligen Zeit. Oder war sie nicht furchtbar nahe vor der Windelzeit, die ganz ohne Bewußtsein ist — sie nannten es prähistorisch —; war sie nicht noch mit allen Anschauungen und Einrichtungen in jener Kinderstube fußend, welche sie Altertum und Mittelalter nannte, und welcher sie wähnte, schon so entwachsen zu sein? Glaubte sie nicht noch die alten Ammenmärchen? Spielte sie nicht noch Soldaten? War sie nicht noch gegen ihre Mitgeschöpfe — Tier und Mensch — von jener achtlosen Grausamkeit, die das Knabenalter kennzeichnet? Gab es da nicht Streit und Rauferei und Schläge über die nichtigsten Kleinigkeiten — sie nannten es Politik —, nicht dasselbe In-den-Tag-hineinleben, derselbe Mangel an klugheitsschaffender Welterfahrung, dasselbe leichtsinnige, ausgelassene — nur vor der Zuchtrute des „Vaters da oben" ein wenig zitternde — Gebahren, derselbe enge, jämmerlich enge, über ein paar auswendiggelernte Schulregeln nicht hinausgehende Gedankenhorizont? . . . Es war aber auch gesunde Wachstumskraft in dem Kinde, ein Dehnen und Strecken seiner Glieder, daß der alte Schulkittel in allen Nähten platzte, ein Sehnen nach mehr geahnten als gekannten Jugendfreuden und endlichem Mündigwerden . . .

Ohne Bild: der Sinn einer großen Anzahl Geister war nach der Zukunft gerichtet. Viele erkannten deutlich das Herannahen einer neuen Zeit und arbeiteten daran — auf den verschiedensten Gebieten — dieser Zukunft, welche sie als eine bessere begrüßten, die Wege zu ebnen.

Dämmerung herrscht noch, lastende, dumpfe,
Doch dem Gewaltigen, das wir ahnen,
Wollen wir tapfer die Wege bahnen,
Daß es einherzieht im Triumphe.
Und mir ist, als sänke der Schleier
Mir vor Augen; klarer und freier,
Vor des Zweifels Stürmen bewahrt,
Schau ich das Ziel meiner Pilgerfahrt.
Sieh, o Geschick, in hoffender Stille

Flehn meine Seele um Mut und Stärke,
Gieb ihr die Kraft zum heilſamen Werke
Und beflügeln wird ſie der Wille.
Scharen die Tapferen ſich wieder zuſammen,
Blitzen die Schwerter in heiligen Flammen,
Leuchtet der Morgen des Geiſtes herein,
Laß mich unter den Streitern ſein. (Ludwig Fulda.)

Ja, das „Ziel der Pilgerfahrt" ſahen gar manche; ſie wußten aber auch, daß ſie es perſönlich — in der ihnen knapp zugemeſſenen Lebenszeit — nicht erreichen konnten. Sie arbeiteten, wie einſt die Frommen, für jenſeits — aber nicht jenſeits der Erde, ſondern jenſeits des lebenden Geſchlechts. Nach Seligkeit ging nach wie vor alles edle Streben, aber nicht nach Himmelsfreuden für das eigene Ich, ſondern nach dem irdiſchen Glück der kommenden Geſchlechter. Das war — ſo fern man das Wort Religion nach ſeiner Etymologie als „Band" auffaßt — das war die neue Religion, welche die von alten Dogmen befreiten und von Menſchenliebe erglühenden Geiſter verband — die Religion des Altruismus, oder mit anderem Ausdruck — der Humanität. Ihr Reich war zwar von dieſer Welt, es war aber nicht von der Gegenwart. In den Zuſtänden, die rings herrſchten und die alle noch auf der Grundlage der Ich- und Herrſchſucht aufgebaut waren, konnten die altruiſtiſchen Ideale der Gerechtigkeit und Milde ſich unmöglich verwirklichen; daher war alles Sinnen und Trachten der Humanitäts-Adepten auf die Abänderung der herrſchenden Zuſtände gerichtet, und daher auch war den Trägen und den Beharrenden — ſie nannten ſich Konſervative — nichts ſo verdächtig und nichts ſo verhaßt, als der ſogenannte „Humanitätsſchwindel".

Ich muß Sie bitten, meine geehrten Zuhörer, mir Glauben zu ſchenken und meiner Verſicherung zu vertrauen, daß ich durch fleißiges, ſehr eingehendes und durch glückliche Funde begünſtigtes Quellenſtudium zu der Kenntnis gelangt bin, daß die erfreulichen Zuſtände, in welchen es uns vergönnt iſt zu leben, im Maſchinenalter nicht nur vorausgeſehen, ſondern allenthalben ſchon thatkräftig vorbereitet wurden. Wir ſind ge-

wohnt, von der Entfernung, in der wir uns befinden und von welcher wir nur die großen Züge ausnehmen können, jene Zeit als in tiefes Elend und in tiefe Finsternis versunken zu betrachten, und es wird allgemein angenommen, daß die Leute dieses Elend und diese Finsternis nicht als solche erkannten, sondern dieselben ebenso widerspruchlos, als etwas selbstverständliches, hinnahmen, wie einst, in noch grauerer Vorzeit, der Molochdienst und die Menschenopfer hingenommen wurden. Aber dem war nicht so. Aus authentischen Urkunden, die mir zu Handen gekommen, kann ich Ihnen zeigen, daß die Menschen des Maschinenalters die Schäden ihrer Zeit nicht nur gar wohl erkannten, sondern auch Vereine und Körperschaften bildeten, die es sich zur Aufgabe machten, jene Schäden aufzuheben. Aus ihren offiziellen Tagesblättern hingegen, aus den Gesetzgebungen, Regierungserlassen, Parlamentsdebatten, kurz aus den Äußerungen des öffentlichen Lebens geht jedoch hervor, daß der Charakter dieser Bestrebungen von der Allgemeinheit ignoriert wurde, daß neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung — die Einen in Saus und Braus, die Anderen in bitterer Not — dahinlebten, ohne von den Studien und Plänen des übrigen Hundertstel nur eine Ahnung zu haben.

Lassen Sie mich Ihnen einige dieser Bündnisse, von welchen mir Kenntnis geworden ist, nun vorführen. Auf Vollständigkeit kann mein Bericht natürlich keinen Anspruch erheben. Wenn so viele Zeitgenossen — in Folge der offiziellen Nichtbeteiligung — über die wichtigsten und segensreichsten Bestrebungen einzelner Geister in Unwissenheit blieben, um wie viel verzeihlicher ist es für uns, den zeitlich so Fernstehenden, wenn wir in dieser Hinsicht nur sehr lückenhaft unterrichtet sind.

Von der Freimaurerei soll hier nichts erzählt werden. Dieselbe war keine Schöpfung und bildete keinen hervorragenden Zug des Maschinenalters. Sie bestand zwar nach wie vor, aber von so vielem alten Zeremonien- und Mysterienplunder durchsickert, von so verschiedenartigen gesellschaftlichen und religiösen Elementen in den verschiedenartigsten Richtungen ver-

dreht, daß die Träger des wahrhaft modernen Geistes darin keine rechte Befriedigung mehr fanden. Eine bemerkenswerte Phase im Freimaurertum des Maschinenalters wurde nur dadurch herbeigeführt, daß plötzlich vom päpstlichen Stuhle aus ein Anathema über dasselbe fiel, welches ebenso unzeitgemäß als unbegründet von den abgeschmacktesten Anschuldigungen begleitet war. Eine boshafte Verschwörerbande, durch Eide gebunden, bei Todesstrafe die schwärzesten Verbrechen auszuführen: das war im Sinne jener Encyklika diese harmlose Bruderschaft der stillen Wohlthätigkeit und der allgemeinen Menschenliebe.

Aber wohlthun, d. h. Almosengeben, einzelnes Elend mildern: das wollte dem neuen Geist nicht mehr genügen. Ein anderes Problem ward dem Elend gegenüber aufgestellt, als das Problem der Milderung. Nämlich — Abschaffung. War nach und nach Menschenfresserei, Sklaventum, Leibeigenschaft abgeschafft worden, warum nicht auch noch diese letzte Form der Unterdrückung — die Armut? Es ist schwer, heutzutage sich eine zutreffende Vorstellung von dem Ding zu machen, welches damals Elend hieß, und namentlich sich dasselbe als den Zustand zu denken, unter dem die weitaus überwiegenden Massen der menschlichen Gesellschaft zu leiden hatten. Wenn man einer Zuhörerschaft des Maschinenalters Vorträge hielt über das Gebahren und die Werkzeuge der Folterjustiz, so geschah es, daß Jene sich abwendeten und nicht hören wollten: „Zu gräßlich! Unbegreiflich! Wie konnten doch die Menschen so grausam sein!“ — Wenn ich nun versuchen werde, Ihnen zu schildern, wie das Elend beschaffen war, welches die Menschheit des an Glücksgütern schon so reichen neunzehnten Jahrhunderts litt — und nicht Einzelne waren es, die so darbten, Einzelne vielmehr waren diejenigen, die ein nach unseren Begriffen menschenwürdiges Dasein führen konnten — wenn ich Ihnen das nunmehr erzähle, so werden Sie vielleicht auch nicht hören wollen und mir schaudernd Schweigen gebieten. Soll ich Sie erinneren, daß ehrliche Wissenschaftlichkeit immer einen gewissen Mutaufwand erfordert?

Das Wort leben hat für uns so ziemlich denselben Klang wie das Wort genießen. Für jene ungezählten Tausende hingegen hieß leben — entbehren. Die Not, der Hunger, der Schmutz, die Kälte, die äußerste Arbeitsanstrengung, die Sorge und wie alle diese Plagen heißen, welche die Reichen bei sich schon glücklich ausgerottet hatten, die fielen nicht nur zeitweilig in das Leben der Armen ein, nein — ich verlange von Ihrer Einbildungskraft noch größere Anspannung — nicht zeitweilig, sondern täglich, täglich von Sonnenaufgang bis zur Nacht und das ganze Leben hindurch, von der Geburt bis zum Tod . . . Dazwischen auch noch Krankheit, häuslicher Zwist, Schläge, Säuferwahnsinn; und ausgeschlossen alles, was das Menschenleben über das Tierleben erhebt, nämlich die geistigen Freuden, welche durch Anteilnahme an den Schätzen der Kunst und des Wissens erwachsen; keine, keine einzige Stunde des langen geplagten Arbeitstages für Ruhe und Vergnügen, keine einzige Woche des langen mühseligen Arbeitsjahres zu einer Erholungsfahrt in die blühende Natur hinaus. Und schlimmer noch als die harte Zwangsarbeit mitunter die Arbeitslosigkeit — das Gespenst des Hungertodes und der Verzweiflung, und am allerschlimmsten dann — des Unglücks grauenvollste Tiefe — das Versinken in Laster und Verbrechen.

Für letzteres hielt wohl die Gesellschaft Verachtung und Strafe bereit, doch die *Verhütung* ließ sie sich nur wenig angelegen sein. Die Not abschaffen — das heißt die Grundursache von Unglück, Laster und Verbrechen ausrotten: das war das Problem. Den meisten Besitzenden schien es freilich, als wäre die bloße Aufstellung dieses Problems ein frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Weltordnung; denn was sie fürchteten, war, daß man ihnen ihren Besitz gewaltsam entreißen würde, um ihn unter die Armen zu verteilen, und dann fahr' wohl, Reichtum — fahrt wohl auch, alle Bequemlichkeiten; denn wer wird dann, wenn es keine armen Teufel mehr gäbe, die Bequemlichkeiten herschaffen?

Sie wissen ja — ich brauche Ihnen diese Phase der Geschichte nicht des näheren zu erläutern — das Ding war das

an allen Ecken und Enden auftauchende — von den meiſten leichtfertig überſehene — Schreckgeſpenſt, die Sorge der Denker und Geſetzgeber, das grollende und haſſende Streben der Armen, die dumpfe Furcht der Reichen, mit einem Wort — die ſoziale Frage.

Die Sozialdemokratie . . . Hier wäre der Platz, von dieſer in Millionen von Anhängern verbreiteten, feſtorganiſierten, an der zukommenden weltgeſchichtlichen Entwicklung ſo mächtig beteiligten Partei zu berichten. Aber gerade über dieſe grünſproſſende Erſcheinung herrſchte in der umgebenden Herbſtlaubwelt die ärgſte Unkenntnis, Verkennung und Verwirrung. Ebenſowohl unter den Gegnern als auch unter den Anhängern wußten die wenigſten übereinſtimmend und klar, was umgeſtoßen und was aufgebaut werden ſollte. „Rettung der Geſellſchaft" — „Untergang der Geſellſchaft" — „Bildnerin des gerechten Zukunftsſtaates" — „Feindin aller ſtaatlichen Ordnung" — „Soll gefördert — geduldet — unterdrückt — bis aufs Meſſer bekämpft werden": — wahrlich, es iſt ſchwer möglich, dieſen Gegenſtand zu erörtern und dabei nicht ſelber eine der ſchwerkaliberigen Dummheiten zu ſagen, wie ſie damals — unter den Leuten jeder Geſellſchaftsſchichte — ausgetauſcht zu werden pflegten, ſobald das Wort „ſoziale Frage" gefallen war.

Heute weiß ich und Sie wiſſen es mit mir, wie die Löſung dieſer Frage herbeigeführt worden iſt, denn das bildet ja einen der wichtigſten Abſchnitte in der Entwicklungsgeſchichte unſeres Geſchlechts: mit der Überwindung des Elends, mit der auf Grundlage wirtſchaftlicher Gerechtigkeit neu erſtandenen Geſellſchaftsordnung hat ſich erſt die Menſchwerdung von neun Zehntel der damaligen ſogenannten ziviliſierten Menſchheit vollzogen. Was ich Ihnen hier mitzuteilen gedenke, iſt weder die Entſtehung, noch die Begründung, noch der thatſächliche Verlauf der ſozialen Bewegung, ich will Ihnen nur die Blicke zeigen, welche mit Bezug darauf von der damaligen Gegenwart in die Zukunft geworfen wurden.

Die Einen sahen folgendes kommen: das immer steigende Ansammeln der Glücksgüter in einzelnen Händen, das Zum-Himmelwachsen gewisser Kapitalsmassen und dadurch das immer wachsende Elend des vierten Standes, das fortgesetzte Sinken des Arbeitslohnes, das zunehmende Schwinden der Arbeitsgelegenheit. Sie sahen diesen Zustand der Ungerechtigkeit gesteigert bis zu der äußersten Grenze — nämlich bis zur Unerträglichkeit. Wenn einmal etwas nicht mehr ertragen werden *kann*, dann folgt die Empörung, der Aufstand, wild wie Vulkanausbruch, wie einreißende Flut. Schrecklicher als die französische Revolution gewesen, da der lang geknechtete Bauer gegen die Ausbeutung durch Hof und Adel sich erhoben, sahen Jene die Revolution des gegen den Druck des Kapitals sich aufbäumenden Arbeiters hereinbrechen. Sengend, mordend, alles Bestehende — Staat, Gesellschaft, Besitz — unter der Wucht ihres tobenden Zornes zermalmend, so stellten sich jene Schwarzseher die Horden vor, welche — schon jetzt in vereinzelten kleinen Aufständen, Arbeitseinstellungen, brandrednerischen Versammlungen zu der Hauptaktion sich rüstend — mit nächstem einen Weltuntergang herbeiführen würden.

Andere blickten sorgloser in die Zukunft: Ah bah, mit dem Gesindel wird man schon fertig werden: nur recht strammte Zucht, scharfe Gesetze, Landesverweisung, Eingreifen des Militärs . . . wenn Arbeiter streiken, müssen die Soldaten in Fabriken und Minen aushelfen — nötigenfalls dreinschießen; unterdessen etwas staatliche Abhilfe mittels Unfallsversicherungen und Altersversorgungen — dabei fleißiges Anhalten zu Genügsamkeit, zu religiöser Ergebung, zu Glaubensstärke und Unterthanentreue . . . Mit alledem wird sich das Ding schon geben.

Eine dritte Kategorie von Zukunftssehern bildeten endlich die, welche eine Umänderung der unerträglich zu werden drohenden Zustände forderten, aber eine auf friedlichem Wege, mit Zustimmung des geordneten Staates herbeizuführende Umänderung. Diese Klasse fand sich — innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratie — weniger unter den Leidenden als

unter den Mitleidenden. Ihre Lage war keine unerträgliche, aber ihr gesteigerter Altruismus fing an, den Gedanken an die Leidenslagen der Anderen nicht mehr ertragen zu können. Ein neues — von der alten Welt ganz ungekanntes — Bedürfnis, das Bedürfnis nach dem Allwohl, hatte sich da zu regen begonnen und suchte nach Befriedigung. Natürlich waren es nur die Vorgeschrittensten ihrer Zeit, die diesen veredelten Trieb empfanden, und diese waren folglich auch die geistig ausgebildetsten. Demnach faßten sie das Problem, frei von aller selbstsüchtigen Leidenschaft, von der gegenständlichen Seite auf und suchten mit Anwendung von Verstandesschlüssen dasselbe zu ergründen. Laßt uns sehen — sagten sie —, das Elend der Massen kann nur auf einem sittlichen, die zunehmende Mangelhaftigkeit der Güterverteilung nur auf einem wirtschaftlichen Unrecht beruhen. Jedes sittliche Unrecht wurzelt in einem Gerechtigkeits-, jedes wirtschaftliche in einem Rechenfehler. Es handelt sich nur darum, diesen Fehler zu finden, der Mitwelt aufzudecken und in allgemeinem Einverständnis denselben zu tilgen. Die Mißstände in der Gesellschaft sind kein Produkt unabwendbarer Naturgesetze, sondern das Produkt ungeschickter Gesellschaftseinrichtungen. Wir müssen uns eben anders einrichten.

Die so sprachen, die so grübelten, die das Ergebnis ihres Grübelns in praktischen Vorschlägen kundgaben, die wurden — es ist mir unerfindlich warum — von der Mehrzahl als die Gefährlichsten verdächtigt. Sie, die den Leuten doch aus der Gefahr das Rettungsseil hinwerfen wollten, hielt man für die schlimmsten Feinde, für Hetzer und Wühler.

Die Profeten des Unterganges schenkten den Reform-Planenden ebenso wenig Vertrauen, als die Massen, aber aus anderen Gründen. Diese glaubten in dem kommenden Verhängnis eine jener unabwendbaren Naturumwälzungen zu erkennen, welche zeitweise im Lauf der Geschichte eintreten müssen, um neue verbesserte Zustände zu schaffen. Völkerwanderung, Bauernkrieg, Zusammensturz von Weltreichen: solche Ereignisse von elementarer Kraft seien durch Raisonnieren

und Parlamentieren nicht abzuwenden. Diese übersahen, daß, was in früheren Zeiten notwendig eintraf, nicht in aller Zukunft sich wiederholen muß. Sie übersahen, daß die Menschheit in eine neue Phase — nämlich die der Erkenntnis — getreten war, daß damit ihrer ferneren Entwicklung ein früher nicht vorhandenes Element beigerechnet werden mußte — nämlich die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Bis dahin war der Gang der Dinge von der Herrschaft der Natur über den Menschen bestimmt worden, von nun an konnte die Herrschaft des Menschen über die Natur beginnen. Ändern konnte er an ihren Gesetzen und Wirkungen freilich nichts — aber dieselben berechnen und benützen, oder berechnen und vermeiden. Jawohl, sagten die Reformanwälte, *wenn* die Ungerechtigkeitsgrundlage, auf welcher die schweren, gefahrdrohenden Mißstände der Gegenwart ruhen, nicht aufgehoben wird, *wenn* man trotz aller Argumente der Vernunft, trotz aller Alarmrufe des Elends, letzteres bis zur Unerträglichkeit anschwellen läßt, dann allerdings muß alles zusammenbrechen. Aber das ist ja nicht nötig. Wir wollen uns zusammenthun, die Frage nach der wissenschaftlichen Seite hin ergründen und an der Hand der gewonnenen statistischen, mathematischen und nationalökonomischen Ergebnisse Abhilfe schaffen. Was Menschen gefehlt haben, können Menschen wieder gutmachen. Die Reformen, welche wir vorschlagen, lassen sich ohne Gewaltthat, ohne Härte, ohne Kränkung privater Rechte, ohne plötzlichen Umsturz durchsetzen und deren Einführung würde das sich sonst immer häufende Elend aus der Welt schaffen; ein unermeßlicher, ungeahnter, immer höher steigender Reichtum an Lebensgütern würde unter der Gemeinschaft sich verteilen — *natürlich nicht*, wie der nivellierende Kommunismus es träumt, jedem zu gleichen Teilen, denn ein solcher Zustand wäre wo möglich noch ungerechter — und daher noch unhaltbarer als der gegenwärtige —; *alle* Steuern bis auf eine, die Grundzinssteuer, würden aufgehoben, alle Zollschranken und sonstigen Handelshemmnisse würden fallen und das alles durch Ein Auskunftsmittel: *Verstaatlichung des Bodenbesitzes*.

Wenn es Sie interessiert, zu erfahren, wie in den Augen derjenigen, welche diese Vorschläge machten, die Zukunft sich gestalten sollte, wenn Sie überhaupt über den ganzen damaligen Stand der Bodenfrage genau unterrichtet sein wollen, so verweise ich Sie auf einige alte Bücher und Hefte, die uns erhalten geblieben. Vor allem des Amerikaners Henry George: „Fortschritt und Armut". Ferner Theodor Stamm: „Die Erlösung der darbenden Menschheit"; dann des Fabrikbesitzers Michael Flürscheims Zeitschrift „Frei Land", desselben: „Auf friedlichem Wege" und: „Deutschland in hundert Jahren, soziales Märchen" — letzteres ein gar freundlicher „Blick in die Zukunft".

Diese Männer ließen es sich jedoch nicht genügen, ihre Ideen durch ihre Schriften zu verbreiten; sie versuchten auch dieselben durch die That der Verwirklichung näher zu bringen, indem sie Vereine und Bündnisse ins Leben riefen.

So war von Theodor Stamm im Jahre 1874 in Berlin ein „Verein für Humanismus" gegründet worden, dessen Programm vier Thesen aufstellte:

I. Wissenschaftliche Forschung und vernunftmäßige Erkenntnis als allein berechtigte Grundlage der allgemeinen Religion.

II. Schule, welche dem Staat für das Gemeinwohl begeisterte Menschen erzieht und von ihren untersten bis zu ihren höchsten Stufen dem Ärmsten wie dem Reichsten gleich zugänglich ist.

III. Beseitigung des arbeitslosen Erwerbes mittels zweckentsprechender Reform auf allen Gebieten der kommunalen und staatlichen Gesetzgebung.

IV. Der sittliche Staat und statt der internationalen Befehdung und Zerstörung den Bund der sittlichen Staaten, um das innere und internationale friedliche Gedeihen zu sichern und um national und international die höhere Vervollkommnung des Menschentums und das Glück Aller anzustreben.

Was aus diesem Verein geworden — ich weiß es nicht. Offenbar war die Zeit nicht reif zur Durchführung der obgenannten Forderungen. „Das Glück Aller" — das war in den Augen dieser Aller ein beinahe lächerlicher, jedenfalls sehr thörichter Begriff, nachdem doch die Verfechtung sämtlicher Sonderinteressen als der Gipfelpunkt politischer Weisheit galt.

Einige Jahre später finden wir denselben Theodor Stamm an der Spitze einer neuen Vereinigung, diesmal „Allwohlbund" genannt, welche die Grundzinsreform als nächstes und dringlichst geboteues Ziel hinstellt. Unter der Feder dieses, eine neue Weltordnung so kräftig herbeisehnenden Reformators, sehen wir neue Worte erstehen, in welche er seine weltumfassende Gedanken- und Wunschfülle möglichst kondensiert; Worte wie: Beglückungsgemeinschaft, Völkerhaftpflicht, Landeszinsallnützlichkeit, Entelendigung, Erdzinsgemeinschaft und Allveredlung, Rechtsallwohlthätigkeit, Gemeinschaftsliebthätigkeit, fortschreitende Veredlungspflege im Gegensatz zur Ich-Bestiengier als Weltbefehl.

Gleich begeistert und gleich thatkräftig stand für dieselben Ideen Michael Flürscheim ein, welcher seinerseits einen Verband gründete, „Bund für Bodenbesitzreform", dem sich unter Anderen Gelehrte wie Ludwig Büchner anschlossen. Dieser Anschluß war umso natürlicher, als Büchner einer der Ersten war, der in seinem Werke „Der Mensch" auf die Freigebung der Erde als ein einziges Mittel zu gedeihlicher sozialer Entwicklung hingewiesen hatte.

In den Satzungen des Flürscheim'schen Bundes finden wir folgenden Artikel:

1. Zweck: Die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die wirklichen Grundursachen des wirtschaftlichen Notstandes und die Beratung der Mittel zu seiner Beseitigung Die ersteren erblickt der Bund in der im arbeitslosen Zins- und Grundrentenerträgnis wurzelnden Aufhäufung von ungeheuern Reichtümern in Einzelhänden, deren Besitzer ihre Einkommen nicht aufbrauchen. Hierdurch tritt ein in Folge der neuen Zinsen tragenden, jährlich zurückgelegten Ersparnisse ständig zunehmender Ausfall in nationalem und internationalem Güterverbrauch ein, den die verbrauchswilligen und -bedürftigen Volksmassen nicht ergänzen können, weil sie für einen immer größeren Teil der mit ihrer Arbeit erzeugten Tauschwerte die ständig zunehmenden Zins- und Grundrente-Tributbeträge aufbringen müssen, deren Empfänger solche immer weniger zum Einkauf von Verbrauchsgütern verwenden. In Folge dessen werden die Arbeitsgelegenheiten immer schwieriger zu erlangen; der Kampf darum verschärft sich immer mehr und das sonst unbegreifliche Bild der zunehmenden Not und Arbeitslosigkeit bei immer steigender Gütererzeugungsfähigkeit — und also Überflußmöglichkeit — findet seine Erklärung.

Als Mittel ſind ins Auge gefaßt: Verſtaatlichung des Grund und Bodens oder der Grundrente. Einen erſten, ſofort zu verwirklichenden Schritt ſieht der Verein in der Wegſteuerung des Zuwachſes des ſtädtiſchen Grundrenteneinkommens und zwar in allmäliger friedlicher Durchführung.

Allmälige friedliche Durchführung: Welch' ein Segensborn in dieſen drei Worten angeſichts der drohenden Schreckniſſe! Das übrige klingt ein wenig trocken und um von den gegebenen Erklärungen der Mißſtände, ſowie von der Durchführbarkeit ihrer Abhilfe durchdrungen zu ſein, war wohl einiges Studium nötig, einige Rechnungsanſtrengung, einige ausdauernde Mühe. Doch was ſage ich „trocken"? Die Erkenntnis im Dienſt des Allwohls — um wie Stamm zu ſprechen —, die Gemeinſchaftsliebthätigkeit auf Grundlage der zifferklaren Wiſſensallgerechtigkeit? Wahrlich, ſo etwas kann auch eine Poetenſeele erwärmen. Und richtig: unter den Verbandsurkunden finde ich auch ein Gedicht, welches bei der Tafel der Gründerverſammlung unter ſtürmiſchem Beifall verleſen wurde und deſſen Schlußſtrophen lauteten:

Ihr ſchlugt die Feſſeln um die freie Erde,
Das Paradies ward da zum Jammerthal,
Es kam die Armut, Sünde und Beſchwerde,
Und ach das Eden, ſieh, es war einmal.

Auf, kämpft zurück es euch, getreu im Bunde,
Und euer Streitruf, eure Loſung ſei,
Begeiſternd pflanzend ſich von Mund zu Munde:
Dem Sohn der Erde gebt ſein Erbe frei!

Hier haben wir denn einige Augenblicke kennen gelernt, wie ſie unſeren Vorfahren mit Bezug auf die wirtſchaftlichen Reformen ſich boten. Nunmehr laſſen Sie uns die damaligen Zukunftsausſichten in einer anderen Richtung unterſuchen und zwar in Sachen von Krieg und Frieden.

Hier gab es gleichfalls drei Kategorien: die Schwarzſeher, die Roſigſeher und die Garnichtsſeher. Letztere natürlich wieder in erdrückender Überzahl. Dieſe ſahen nicht roſig, weil ſie von der entgiltigen Abſchaffung des Krieges nichts wiſſen wollten, daher einer glücklichen, ſich friedfertig entfaltenden Zukunft nicht entgegenſchauen konnten; ſie ſahen aber auch nicht ſchwarz,

weil sie auch vom Aufheben des zur Zeit herrschenden Friedens, vom Dreinhauen, nichts wissen wollten; sie wollten fernerhin den Frieden auf der Spitze von mehreren Millionen Bajonetten ruhen lassen; fernerhin ihre Kriegsbereitschaft immer höher gespannt wissen, um desto sicherer den Krieg zu vermeiden, in blindem Vertrauen zu jenem von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und noch immer bei jedem möglichen Anlaß vorgebrachten, altrömischen Idiotensatze: Si vis pacem, para bellum. Dadurch, daß es lateinisch war, war das Axiom übrigens schon halb als richtig erwiesen; für die andere Hälfte der Richtigkeit bürgte die vieltausendfache Wiederholung.

Das Land A schwört hoch und teuer, daß es den Frieden will und sich nur so furchtbar macht, weil Land B sonst den Frieden bräche. Genau dasselbe sagt Land B mit Bezug auf A. Beide parieren: sonderbares Duell. Sonderbarer Friede: beide zeigen sich die Zähne. Jedes mutet dem anderen Hinterlist und Tücke zu — weil jedes vermutlich selber tückisch ist —, jedes rüstet, um es den Rüstungen des anderen gleichzuthun; dadurch entsteht ein endloses Überbieten. Immer grimmiger krümmen sich die Krallen, immer spitzer entblößen sich die Eckzähne, immer höher sträuben sich die Borsten ... Wenn das zwei Eber thun, so weiß man, was das bedeutet; zwischen zwei Nationen hieß es dazumal einfach: auswärtige Politik und bedeutete freundnachbarliche Friedensliebe.

Wo lag da der Widerspruch, wo die Lüge? Gerade so wie bei allem anderen: in dem Zwiespalt zwischen alter Einrichtung und neuem Geiste. Die mit der Vollmenschlichkeit sich heranbildende Einsicht, daß Friede der allein gerechte, der allein wünschenswerte Zustand sei, war schon zu mächtig herangereift, um verleugnet werden zu können; und so hüllte sich denn das alte, aus der Untermenschlichkeit überkommene Kriegsprinzip in ein dem neuen Geist huldigendes Phrasengewand: der Kriegsapparat wurde aufrecht erhalten, um — angeblich — den Frieden zu schützen; auch die „obersten Kriegsherren" wurden im selben Atem als „Friedensfürsten" gepriesen und niemand wagte mehr, für Eroberungszüge zu plaidieren — es

galt nur mehr, ſich gegen die Eroberungsgelüſte der Anderen (welcher Anderen?) zu ſchützen. Der Abſcheu vor dem Kriege drang in immer weitere Schichten, die Sehnſucht nach friedlicher Arbeit regte ſich immer lebhafter — und doch wuchs das Heereswesen immer mehr und mehr. Es gab ſchließlich ſchon keine Nichtſoldaten mehr im Volk. Das war nämlich die alte Einrichtung, die ihre äußerſten Konſequenzen auslebte, durch das ſtille Sträuben beſſerer Einſicht noch unbehindert. Laut und öffentlich wirkte der alte Geiſt; alle Regierungen, Schulen, Zeitungen, Parlamente bethätigten — von einigen dem modernen Geiſte hingeworfenen Phraſenbrocken abgeſehen — immer noch das Prinzip des Krieges. Pflicht, Ehre und Ruhmſucht waren auf dieſes Feld gewieſen. Man durfte den Frieden lieben, aber beileibe den Krieg nicht — wegdenken, geſchweige denn abſchaffen wollen.

Der Militarismus hatte im Maſchinenalter eine ſolche Höhe und Blüte erreicht, wie im Mittelalter die Kirchenmacht. Aber erſterem war kein ſo allmäliger Niedergang beſtimmt wie der letzteren. Ich kann es ja ſagen, denn das ſahen die Vorwärtsdenker jener Zeit gar deutlich voraus: ein Zuſammenbruch des anwachſenden Wehrwahnſinns in kurzer Friſt war unvermeidlich. Jener Punkt, wo alles, was iſt, aufhören muß — der Punkt der Unerträglichkeit nämlich —, von dem war die Waffenbelaſtung der Welt nicht mehr fern. Aller Reichtum, alle Volkskraft, alles *Leben* nur auf Ein Ziel — Vernichtung — hingelenkt: ein ſolches Syſtem muß endlich entweder die Menſchheit oder ſich ſelber vernichten. Die Steigerung der Zerſtörungsfähigkeit war unabſehbar. Von dem urſprünglich geſchleuderten Stein bis zur neueſten Kanone, welch ein Weg! — da war der Weg viel kürzer, welcher von dem 500 Schuß in der Minute feuernden Geſchütz bis zu einer *elektriſchen* Mordmaſchine lag, die mit *einem* Schlage ein ganzes Heer vertilgen könnte — bis zu den Melinit- oder anderen, noch ungenannten Sprengſtoffpillen, die, aus Wolkenhöhen herunterregnend, in ein paar Sekunden eine Stadt zertrümmern würden . . .

Und wofür? Wozu? Was dann? Diese Fragen würden die in den Tod Getriebenen vielleicht doch noch stellen, ehe sie einander gegenseitig in die Luft sprengten. „Für die höchsten Güter der Menschheit" — diese beliebte Kriegs-Antreibungsphrase hätte doch den Sinn verloren, wenn nach der Schlacht nicht nur keine Güter, sondern auch keine Menschen mehr übrig blieben. Die Selbstaufopferung weniger für viele, die mochte wohl als tugendhaft und wünschenswert erscheinen, aber die Aufopferung aller für keinen? das wäre doch der Gipfelpunkt der Raserei!

Und so verkündeten die Vorausdenker das nahe Ende des Krieges. Aber auch hier gab es zwei Lager. Die Einen sahen einen letzten Schreckenskampf voraus, der durch das Übermaß seiner Furchtbarkeit sich für alle kommenden Zeiten unmöglich machen würde; die Anderen hofften, daß die allgemeine Vernunft dem Abgrundlauf noch vor dem Sturze Einhalt gebieten werde, daß — ehe die Bewaffnungssteigerung bis zur Selbstvernichtung aller Völker geführt — die Völker einmütig und freiwillig ihre Zuflucht zur Entwaffnung nähmen.

Die allgemeine Vernunft — wer auf diese seine Hoffnungen setzte, der hoffte freilich auf schwacher Grundlage. Und doch, und doch!... Unter dem dürren Blätterwerk der vieltausendjährigen Unvernunft sproßten die Triebe klarerer Erkenntnis gar gewaltig nach; täglich sich verbreitend, stündlich sich kräftigend, wuchs die Idee des Völkerfriedens empor und ringsum das Kriegsgerät: Herbstlaub im April.

Was die Unglücksprofeten schaudernd kommen sahen, das übertraf an gigantischem Schrecken alle bisher stattgehabten Greuel in demselben Maße, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertrafen, mit welcher ein Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. Zu einem künftigen europäischen Krieg konnte das gleiche Quantum von Tötung, Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hatte nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, auch das zu zerstörende

war tauſendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebenſo viel größer. Die beſchleunigte, unabſehbare Verbeſſerung und Verſtärkung, die in Rieſendimenſionen ſich bethätigende techniſche Entwicklung, welche, auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu ſolch' herrlichen Erfolgen führen konnte, wie mußte die, auf das Prinzip der Zerſtörung angewendet, zu ebenſo unabſehbaren Rieſenreſultaten des Unglücks führen! . . . Millionen Streiter gehen aufeinander los und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt ſchon der Kampf. Statt des Speers, der eine kleine Strecke weit fliegt, ſtatt der ſpäteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, ſauſen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange, ehe die beiden Gegner einander ſehen können, bedeckt die Vorhut ſchon das Feld. Wann und wie ſoll die Entſcheidung eintreten? „Bis der eine oder der andere Teil vernichtet, oder ſo geſchwächt iſt, daß er den Kampf aufgiebt.“ Das war in früherer Zeit die Antwort auf dieſe Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewütet. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttauſende ſind gefallen, aber neue Hunderttauſende rücken nach und man iſt der Entſcheidung um keinen Schritt näher. Ein geſchlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es ſind keine Heere da, die ausgeſchickt wurden, es ſind ja die Völker, die ganzen Völker ſelber. Um eines Streifen Landes willen ſind ſie aufeinander losgezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüſtet — auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerſtampft, alle Arbeit eingeſtellt, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur Ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu Grenze — und noch immer keine Entſcheidung. Jedes Dorf eine Brandſtätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen ſchießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen; in die Wolken ſteigen bewaffnete und bemannte Luftſchiffe einer zweiten aëronautiſchen Truppe entgegen und aus tauſend Meter Höhe ſchneien verſtümmelte Krieger als blutende Flocken herab — Minen werden an-

gezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferd- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh und immer noch ist es nicht entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — Eines nach dem Anderen ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Das war — ich überlasse es Ihrer Einbildungskraft, diese mit flüchtigen Zügen entworfene Skizze in satter Blutfarbe auszumalen — das war in den Augen düsterer Vorwärtsschauer der nächste, große, letzte Krieg des zivilisierten Europa.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetigem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen ließ — hätte eine gewisse Bewunderung und Genugthuung einflößen können, wenn in gleichem Maße auch die anderen Voraussetzungen der Kriegführung zugenommen hätten, wenn Kampfwut und -Lust ebenso gestiegen wären, wie die Kampfgelegenheit, wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltung; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso überwältigend angewachsen wäre wie die einzusetzenden Verluste. Von alledem war aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust wichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung, der Wert des Lebens stieg mit der Verschönerung und der Erleichterung, welche ihm durch die Fortschritte auf allen Gebieten gesichert wurden; und was schließlich die Vorteile des möglichen Sieges betraf: ein Stückchen Territorium, oder ein Haufen Festungssteine, oder der ganz und gar illusorische „Ruhm", oder die Machterhöhung einer Dynastie — so gerieten diese an Bereicherungs- und Beglückungsgewalt nicht zunahmsfähigen Dinge in immer größeren Abstand zu den bis zur äußersten Grenze anschwellenden Opfern, welche sie erheischten.

Nachdem dieſe Einſicht ſich allmälig faſt aller Geiſter zu bemächtigen begonnen — man kann aus jener Zeit keines namhaften Denkers, Dichters oder Gelehrten Buch aufſchlagen, das nicht ein verdammendes Urteil über den Krieg enthielte; und, nachdem auch faſt jeder einzelne Menſch — ob Zivil oder Militär — ob Mann oder Frau — nur noch mit Abſcheu auf den Völkermord zu blicken ſich gewöhnte; nachdem ſelbſt ſiegreiche Feldherren und Prinzen, wie z. B. Deutſchlands nachmaliger Kaiſer Friedrich III., offen ſagten: „Die Blutarbeit iſt mir verhaßt"; und nachdem ſogar jene Intereſſengruppen, die im Innern für den Krieg eingenommen waren — nämlich Regierungs- und Militärbehörden — ihre Forderungen nicht mehr anders vorbringen konnten, als indem ſie Friedenswünſche kundgaben und ihre Heeresvergrößerungen und Rüſtungsvorkehrungen immer nur angeblich zur Vermeidung des Krieges durchſetzten, ſo mußte natürlich auch eine Klaſſe von Zukunftsſehern ſich bilden, die eine Abſchaffung des — trotz ſeiner Herrſchaft — allgemein verpönten Zuſtandes zu erleben hofften und die zugleich thatkräftig eintraten, um dieſe Abſchaffung herbeizuführen.

Die praktiſchen Vorſchläge hierzu waren von der einfachſten Art — das reine Kolumbus-Ei. Nur wer im Herzen die Beibehaltung der Barbarei wünſchte, wer mit ſeinem „Si vis pacem" gleißneriſch log, der konnte ſich gegen die leichte Ausführbarkeit des ſichergeſtellten, dauernden Völkerfriedens verſchließen. Mit zwei Worten:

An Stelle der Gewalt das Recht — das heißt: an Stelle der nationalen Selbſtjuſtiz das internationale Schiedsgericht.

Ich will Ihnen das Programm der Vereine vorlegen, die ſich der Erreichung dieſes Zieles widmeten. Sie werden natürlich nicht den Irrtum teilen, in welchen die Zeitgenoſſen ſolchen Beſtrebungen gegenüber zumeiſt verfielen, indem ſie glaubten, die paar Schwärmer hätten ſich zuſammengethan, um ſelber als Schiedsrichter über alle Streitigkeiten der Völker ſich einzuſetzen, um durch ihr perſönliches Zureden ſämtliche Regierungen zur Entwaffnung zu bewegen. Das wäre freilich eine

lächerliche Anmaßung gewesen, und da man dieselbe den Friedensbündlern zumutete, so zuckte man zu ihren Vorschlägen mitleidig mit den Achseln und wollte davon nichts hören. „Phantastische, eitle Träume," hieß es da, „Humanitätsdusel," „sittlich ja recht hochstehende, aber praktisch undurchführbare fromme Wünsche" und was dergleichen geringschätzige Bezeichnungen mehr sind, wie dieselben seit jeher einer großen, weltumwandelnden Bewegung von Seiten der blinden Menge gespendet wurden. Wie haben wohl einst die Römer achselzuckend auf das Treiben der zwölf jüdischen Männer geblickt, welche ihres Meisters von Nazareth Lehren zu verbreiten suchten? Wenn wir heute solche geschichtliche Beispiele anführen, so können wir neben den zwölf Aposteln auch u. A. die Gründer der im Maschinenalter entstandenen Liga des Friedens heranziehen. Zuerst schlossen sich ihnen nur einige Hunderte an — dann konnten Tausende folgen, dann Millionen und der Grundgedanke war zum Siege gelangt.

Im Anfang ging die Anschließung freilich nur langsam von statten, nicht, weil es an Gleichdenkenden fehlte, sondern weil diese von der Existenz der Vereinigung nichts wußten. Die großen politischen Blätter, vielfach im Sold oder doch in moralischer Abhängigkeit der jeweilig auf der Kriegsordnung ruhenden Staatsgewalten, konnten oder wollten von der Bewegung keine Notiz nehmen; und so blieben Massen von Gesinnungsgenossen in Unkenntnis darüber, daß ein Kern bereits gebildet war, der durch ihren Anschluß zu überwältigender Größe hätte anwachsen können. Die Einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Meinung hegen, glauben immer, daß sie die Einzigen seien. Wenn nur alle gegenseitig sich kennten, sich zählten — so würde oft zu Aller Staunen sich herausstellen, daß die offizielle sogenannte „allgemeine" Meinung eigentlich nur mehr von Vereinzelten gehegt wird, und daß die gegenteilige Meinung thatsächlich schon lang die wirklich allgemeine war. Hätte zu jener Zeit, wo doch ganz Europa in Waffen starrte, wo jeder Mann Soldat war, wo keiner sein Leben sein eigen nennen durfte, wo alles Geld in

die Kriegskassen, alle Jugendkraft auf die Übungsplätze floß, hätte da eine Volksabstimmung stattgefunden, es wäre nur Ein Ruf „vom Fels zum Meer" erschallt, der Ruf: Friede. Die paar Revanche-Schreier und Chauvinisten, welche zugleich ihre Stimmen abgegeben hätten, wären mächtig übertönt worden. So aber schrieen eben nur diese so laut sie konnten und ihre aufdringlichen Kundgebungen wurden von der Presse ausposaunt, während die Anderen, welche da glaubten Unerreichbares zu wünschen und mit ihren Wünschen vereinzelt zu sein, schüchtern stille schwiegen.

Hier, meine Zuhörer, lege ich Ihnen zwei Urkunden vor, aus welchen sich entnehmen läßt, wie lebhaft und klar in jener Glanzzeit des Militarismus der Friedensgedanke bereis gefaßt war und wie derselbe in einer weitverzweigten Vereinigung schon Gestalt angenommen hatte.

Urkunde Nummer eins: Übersicht der Zweigvereine, welche die in London gegründete „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft" in der übrigen Welt besaß.

Hauptsitz: London, 40 und 41 Outer Temple, Strand.

Präsident: Hodgson Pratt. Vizepräsidenten:

Duke of Westminster. Earl of Ripon. Marquis of Derby. Bishop of Durham u. A.

Frankreich. Société française pour l'arbitrage entre nations. Präsident: Frederic Passy, Député de la Seine. Organ: das politische Tagblatt: „La Paix."

Deutschland. Würtembergischer Zweigverein. Vorsitzender: Fr. v. Hellwald.

Frankfurt. Vorsitzender: Lates.

Darmstadt. Vorsitzender: Regierungsrath Dr. Vix.

Berlin. Provisorisches Komité. Vorsitzender: Professor Virchow.

Italien. Roma. Associazione per l'arbitrato e la pace tra le nazioni. Presidente: S. E. Ruggiero Bonghi.

Milano. Unione lombarda per la pace. Presidente: professore Vigano.

Ungarn. Das ungarische Komité. Sekretäre: Moriz Black, Dr. Aurel Szilagyi, Armand Sasvari, Budapest.
Norwegen. Nordisk Forening mod Krig. Christiania. Präsident: Voller Knotw, Mitglied des Storthing.
Schweden. Mellanfolkliga Freds. Stockholm. Präsident: Adelskjöld, Senator. (Veröffentlicht eine Monatsschrift: „Fredsvannen".)
Dänemark. Forening til Denmarks Neutraliserung. Präsident: Frederik Bajer.

Außer dieser Vereinigung finden wir im Maschinenalter eine zweite solche, die sich „Internationale Liga des Friedens und der Freiheit" nannte und welche, ebenfalls in der halben Welt Filialen besitzend, ihren Hauptsitz in Genf hatte.

Eine Liste der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehenden Friedensgesellschaften wies im Jahre 1886 die Zahl von 36 Vereinen auf, dessen ältester der in Philadelphia 1816 gegründete war.

In Europa war es namentlich Italien, in welchem die Friedensbewegung die regsten Fortschritte machte.

Urkunde Nummer zwei. Das ist ein Aufruf, welchen die Londoner Gesellschaft für Propaganda auf dem Kontinent zu Grunde gelegt hat. Derselbe lautet im Auszug:

An alle diejenigen, welche den internationalen Frieden wollen.

Vor Kurzem hat ein Mitglied des englischen Ministeriums gesagt, das größte Interesse Englands sei der Friede. Könnte man dasselbe nicht von jedem zivilisierten Lande sagen?

Die internationalen politischen Ereignisse in der zivilisierten Welt erregen bei ihrem Anblick gegenwärtig nicht weniger Staunen als Bedenken.

In der That, welches ist die jetzige Lage der europäischen Völker?

Einerseits wünschen die Menschen jeden Ranges und jeglicher Meinung den Fortschritt, das allgemeine Wohl, und das Glück der Menschheit und das Ziel aller Anstrengungen der Männer der Wissenschaft, der aufgeklärten Schrift-

ſteller und Denker gipfelt in der Verwirklichung dieſes Fortſchrittes und Wohlſtandes.

Andererſeits aber werden im Widerſpruch zu dieſen Anſtrengungen die Früchte der Induſtrie und des Fleißes ohne Unterlaß zu Gunſten kriegeriſcher Zwecke geopfert und dieſe Opferung hat die Wirkung, jeglichen Fortſchritt aufzuhalten und zu verhindern.

Wäre jetzt nicht, am Schluſſe des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit gekommen, wo alle Menſchen ſich darüber beſprechen und verſtändigen ſollten, dieſer Thorheit und ſchrecklichen Plage, die nur durch das Einverſtändnis und die Anſtrengungen aller Menſchen beſeitigt werden kann, ein Ende zu machen?

Der Menſch hat die Gefahr geſchaffen; an ihm iſt es, dieſelbe zu verhüten.

Wie aber zu dieſem Reſultate gelangen?

Durch die unwiderſtehliche Gewalt einer hinreichend unterrichteten und energiſch organiſierten öffentlichen Meinung.

Das Mittel, um zu gleicher Zeit zu dieſer Vorbereitung und zu dieſer Organiſation zu gelangen, beſteht darin, eine große, in allen beträchtlichen Städten Europas verzweigte Liga zu bilden.

Jede dieſer nationalen Abteilungen, wie groß auch immer die Anzahl ihrer Mitglieder ſein mag, iſt durch die einfache Thatſache, daß alle gewillt ſind, für den gemeinſamen Zweck zu handeln, konſtituirt.

Schon eine in einem Privathauſe gehaltene Verſammlung, ohne Aufruf an das Publikum, kann als Gründung einer ſolchen Abteilung betrachtet werden. Es genügt, daß ein Schriftführer ernannt und der Beſchluß gefaßt werde, ſich mindeſtens einmal monatlich zu verſammeln, um die Fortſchritte des Vereins zu bekunden und ſich mit den Mitteln der Verbreitung zu befaſſen.

Sobald eine Abteilung von dem Zentralkomite in London anerkannt ſein wird, gehört ſie zur Aſſociation.

Die Preſſe, die Kanzel und alle Rednertribünen können dienlich ſein, die Friedensidee zu verbreiten.

Auf dieſe Art wird ein Druck auf die Parlamente) und auf die Regierungen ausgeübt; dieſelben werden dadurch gezwungen, alle Mittel zu erforſchen, um den Anforderungen der Bevölkerungen zu entſprechen, die darin einig ſind, daß ſie eine Abhilfe gegen das monſtröſe Übel verlangen, welches man den Krieg nennt.*

---

*) Den Kongreſſen der „Internationalen Liga" haben ſich in der Folge „Interparlamentariſche Konferenzen" angeſchloſſen und in verſchiedenen europäiſchen Volksvertretungen wurden in der That von den betreffenden Parlamentariern Geſetzesvorlagen auf Einführung internationaler Schiedsgerichte eingebracht. — Anmerkung zur II. Auflage.

Diese Abhilfe besteht darin, alle Streitigkeiten, die sich zwischen verschiedenen Nationen erheben können, Schiedsgerichten zu unterwerfen.

Die Geschichte der letzten Jahre zeigt, durch stets sich mehrende Beispiele, daß streitige Fragen, die dem Anschein nach den Krieg zur Folge haben mußten, in solcher Weise auf gütlichem Wege beigelegt werden konnten.

Selbst die vom Schiedsgerichte verurteilte Partei zieht Nutzen aus dem Urteil, welches gegen sie ergeht. Sie spart nicht nur die Opfer an Menschenleben und Geld, welche die Folgen jedes, sogar siegreichen Krieges sind, sondern sie entgeht auch der Gefahr eines neuen Krieges, die oft nach dem Frieden noch bestehen bleibt. Dadurch werden auch die unzähligen Verluste verhütet, welche eine solche Gefahr für Handel und Industrie herbeiführt.

Sind einmal die Nationen von der Furcht vor gegenseitiger Vernichtung befreit, so werden sie bald begreifen, welche Solidarität zwischen dem Wohlstand jeder derselben besteht, und einsehen, wie viel das Glück der Einen zu demjenigen der Anderen beiträgt.

Die Milliarden, die man gegenwärtig zur Aufrechterhaltung des Kriegsfußes hingiebt, werden unverzüglich zum Ankauf der Erzeugnisse der befreundeten Nationen verwendet. Der Begehr nach Handarbeit wird dadurch gesteigert, die Lage der Handwerkerklasse verbessert, indem dieselbe von dem Zwang der obligatorischen Militärpflicht befreit wird. Andere ersparten Milliarden werden in Anstalten allgemeinen Interesses hinterlegt und dadurch Wissenschaft und Industrie dem Fortschritt des öffentlichen Wohlstandes zur Verfügung gestellt. Unwissenheit und Elend, diese beiden so großen Gefahren für die moderne Gesellschaft, werden in solcher Weise dem Aufschwunge der Nationen weichen müssen. Überall werden Fortschritt, Glück und Einigkeit Hand in Hand gehen. Und endlich wird man die Verheißungen von Brüderlichkeit, welche die Hoffnungen der modernen Welt bilden, sich erfüllen sehen.

Diese Gesinnungen und diese Ideen greifen täglich mehr in allen Schichten der Gesellschaft um sich, selbst unter Personen, die entgegengesetzten politischen Parteien angehören.

Um zu einem ernstlichen Resultate zu gelangen, erwarten sie nur den günstigen Augenblick und namentlich die Organisation einer Gewalt, unter deren Schutz sie sich stellen können.

Endlich ist die weiße Fahne entfaltet, welche als Inschrift die göttlichen Worte trägt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

— —

Die weiße Fahne! Wer — wer, der dieses Banner aufgepflanzt gesehen hätte, würde sich besonnen haben, ihm zu folgen — wer hätte da der schwarzen Fahne des millionenfachen

Todes-Herolds Krieg nicht abgeſchworen? Aber daran lag es eben: das von Hodgſon Pratt und ſeinen Anhängern geſchwungene Fähnlein, zur Zeit, von der ich Ihnen ſpreche, ſah es eigentlich noch niemand. In dem Dinge, „Öffentlichkeit" genannt, verſchwinden ſo ein paar hundert — auch ein paar tauſend — Menſchen, wie ebenſo viele Tropfen Carmin-farbe in einem Binnenmeer. Andererſeits: man weiß ja, welche Vermehrungskraft allen lebensfähigen — ob ſtofflichen oder geiſtigen — Gebilden innewohnt; darum verzagten die Träger der weißen Fahne nicht. Wenn ihren tauſend Nachfolgern je wieder tauſend nachgezogen wären und dies ſo fort, ſo konnte, bei beſchleunigter Progreſſion, bald ganz Europa und ganz Amerika ſich angeſchloſſen haben und der Schreckens-Moloch war überwunden. Ihre Sache war die allein gerechte, die allein glücksfördernde, die allein vernünftige: ſie *mußte* ſiegen. Gerade ſo war einige Jahre früher von einigen Privatperſonen — eigentlich von *einer*: dem Genfer Patrizier Dunant — die Idee zur Konvention des roten Kreuzes ausgegangen. Welche Regierung konnte ſich wohl auf die Länge widerſetzen — wenn durch die Volksvertretung energiſch dazu aufgefordert —, Delegirte zu einem Kongreß der weißen Fahne zu entſenden?

Aber nochmals andererſeits: — und dieſen Zweifel konnten auch die überzeugteſten Friedensgläubigen nicht unterdrücken — was ſollte mit all' dem aufgehäuften Völkerhaß, mit all' dem jahrtauſendlang vererbten Kriegsgeiſt, mit den Racheſchwüren, mit den Pulvertonnen, mit den Krupp'ſchen Fabrikaten — was mit dem ganzen angeſammelten Zündſtoff anderes geſchehen als — losgehen? Dieſer Zweifel hinderte die Wackeren jedoch nicht, für ihre Idee raſtlos fortzuwirken. Sollte dieſelbe auch nicht rechtzeitig zu genügend gewaltiger Höhe emporſprießen, um den Ausbruch des Unglücks zu verhüten — es mußte mindeſtens verſucht werden. Und weder die ausgeſtreute Saat, noch die Pflugarbeit ginge ganz verloren: *nach* der Kataſtrophe — wenn dieſelbe ſchon unvermeidlich war — würde die Ernte dennoch reifen.

Auch auf dem Programme der Sozialdemokratie ſtand die

Völkerverbrüderung obenan; und die Bebel, die Liebknecht in Deutschland — die Führer der Partei in andern Ländern — haben begeistert für die Idee des Völkerfriedens gewirkt. Doch was half's: ihrer war noch nicht die ausübende Gewalt. Im Gegenteil: sie waren den Regierungen verdächtig und sich gegen ihre Übergriffe zu wehren, war angeblich mit ein Hauptgrund zur Aufrechterhaltung der bewaffneten Heere. Noch lag die Lenkung der außerpolitischen Schicksale allein in den Händen der Monarchen und der Parlamente; auf diese also galt es Einfluß und Druck zu üben. Für die Friedensgesellschaften, von denen ich Ihnen hier berichtete, bildete die Abschaffung des Krieges nicht einen Nebenparagraphen des Parteiprogramms, sondern das ganze Programm; und so schlossen sich ihnen auch aus allen Parteien Anhänger an. Nicht wollten sie erst einen neuen Staat schaffen, in welchem, neben anderen Dingen, auch der Militarismus fallen sollte, sondern auf Grund der gegenwärtigen und gegebenen Zustände wollten sie allein ein Übel — in ihren Augen das größte aller Übel — abschaffen helfen.

Wir können uns jetzt nachträglich sehr gut in den Eifer hineindenken, der jene Friedensbündler beseelte. Dieselben waren schon ganz von der Ansicht durchdrungen, welche wir gegenwärtig alle über jene Frage hegen und die Durchführung ihrer Pläne erschien ihnen als ein so riesengroßes Rettungswerk, daß sie nicht anders konnten, als ihre ganze Kraft daran einsetzen. Was war die Fahne des roten Kreuzes gegen die weiße des Friedens? Von einer Anzahl Verwundeter einen kleinen Bruchteil heilen, das war der ersteren möglich — aber von den Opfern eines kommenden Krieges alle Verarmten wieder reich, alle Erkrankten gesund, alle Toten lebendig machen: das vermochte die zweite, indem sie einfach den kommenden Krieg selber aufhob. Das war etwas ausgiebiger als Charpiezupfen. Ich trage hiermit ein Hoch auf das Andenken Hodgson Pratts an.

Ich wußte wohl, daß Sie einstimmen würden. Zwar ist es nicht mehr unsere Gewohnheit, eine stattgehabte Kultur-

umwälzung auf das Werk einer Perſon zurückzuführen, möge dieſelbe auch noch ſo auffällig bei der betreffenden Bewegung beteiligt geweſen ſein. Wir wiſſen, daß es der Mitwirkung des Zeitgeiſtes und des Zuſammenwirkens von tauſend Umſtänden bedarf, um eine Idee, eine Lehre, eine Umwälzung — die ſich ſpäter an den Namen Einer Perſon knüpfen wird — verwirklichen zu laſſen. Dennoch erkennen wir gerne an, wie hoch die Verdienſte einzelner Menſchen ſind, welche trotz der großen, undurchdringlich ſcheinenden Mauer der öffentlichen Gleichgiltigkeit, trotz des billigen Spottes, der die Verfechter eines neuen Gedankens zu treffen pflegte, im Dienſte ihrer Überzeugung thatkräftig ausharrten.

Ja, der Spott, das war eine der ſchlimmſten Formen des Widerſtandes, welche der status quo, der mächtige, gewohnheitsgeheiligte status quo, dem Fortſchritt ſtets geleiſtet hat. Nur der Blick in die Zukunft — eine ſelber nicht mehr zu erlebende Zukunft — war es, welcher den Streuern von Gedankenſaaten die nötige Standhaftigkeit verleihen konnte. Wenn ſie das Kommende mit dem Vergangenen verglichen, pflegten ſie Gegenüberſtellungen zu machen, die ſie mit froher Zuverſicht erfüllten. Zum Beiſpiel ſo:

Geſtern.	Morgen.
Die Gewalt als Recht.	Das Recht als Gewalt.
Lebensregel: ſo handeln, als ob man im Sterben wäre.	Handlungsregel: ſo leben, als wäre man unſterblich.
Wiſſenſchaft: Quackſalberei, Alchemie u. dgl., d. h. verlorene Segelrichtung.	Neue Wiſſenſchaft: Unfehlbare Orientirung.
Der Menſch als Laſttier.	Das Laſttier von der Menſchlichkeit nicht ausgeſchloſſen.

Das ließe ſich noch ſeitenlang ſo fortſetzen. Doch laſſen Sie uns das zuletzt mit Bezug auf das Laſttier Geſagte betrachten. In der That ja: im Maſchinenalter ſieht man ſchon die Anfänge dieſes Begriffes hervortreten: das Recht des Tieres. Die Rohheit gegen das ſtumme Mitgeſchöpf hört auf, ſtraflos zu ſein. Jede Tierquälerei verfällt der moraliſchen Verachtung

und auch dem Gesetz. Freilich auch das waren nur Anfänge; auch da mußte der Vorausdenker sich mit der Zukunft trösten und mit Abscheu vor der Gewissenlosigkeit sich abwenden, welche die rohen Massen noch allenthalben in der Behandlung der Tiere an den Tag legten. Die absolut schmerz- und angstlose Tötung des Schlachtviehes war noch nicht zur unumgänglichen Pflicht erhoben. Hetzjagden — nämlich die stundenlang währende Todesfurcht eines verzweifelt dahinrasenden, endlich erschöpft und bitter weinend zusammenbrechenden edlen Wildes — galten für ein aristokratisches Vergnügen; die Schlachtungsfeste auf dem Dorfe waren nur gelungen, wenn das Opfer so lang und so jämmerlich als möglich schrie; und man schente sich nicht vor der Infamie, Mastgeflügel wochenlang durch Überfütterung und Durst, Krummschließen und Federrupfen zu quälen, um daraus Gaumengenüsse und Geldgewinne zu erzielen, die mit den auferlegten Foltern in gar keinem entschuldbaren Verhältnis standen. Noch ärgere Greuel barg die ohne die gebotene Schonung (Betäubung, rasche Tötung) angewendete Vivisektion. Freilich: die Leute glaubten, der Abstand zwischen ihnen und den armen, wehrlosen Geschöpfen sei so groß, daß eine Abwägung der beiderseitigen Interessen und Rechte gar nicht denkbar, ja eine Beleidigung der Menschenwürde, eine Sünde wäre — und auf je niedrigerer Stufe der Mensch in ethischer Beziehung stand, desto höher hielt er sich über jedes Mitgefühl für Tiere erhaben. Im Altertum dünkte sich der Freie auch von den Sklaven so weit entrückt. Durch das Leiden eines Sklaven sich rühren lassen? Welcher Einfall! Seine Qual auch nur in die Wagschale legen gegen die Vorteile oder Genüsse seines Herrn — welche Vermessenheit! Die Sklaven eines gemordeten Herrn wurden sämtlich zu grausamem Tode verurteilt; es war vielleicht nur einer — vielleicht keiner — schuldig, gleichviel: besser es starben alle Unschuldigen mit, als daß etwa der Riesenfrevel unbestraft blieb. Der ältere Cato bekannte sich zu der klugen Wirtschaftsregel, seine Sklaven so behandelt zu haben, daß sie — durch Überanstrengung und Unterfütterung — nicht alt werden konnten. Für die Zirkus-

arena wurden Kriegsgefangene zu Tauſenden den Fleiſchhackern verkauft und viele wurden ſchon während der Proben zu den Volksbeluſtigungen geſchlachtet, um die Lehrlinge zu unterweiſen. Die Erſten, welche gegen ſolche grauſame Behandlung der Sklaven, gegen deren Rechtloſigkeit Einwand erhoben, hatten wohl ebenſo ſchweren Stand und ſtießen auf den gleichen Spott, wie die erſten Tierſchutzvereine des Maſchinenalters.

Die Grauſamkeit — uns klingt das Wort ſo foſſil, auch haben wir in unſerer modernen Sprache kein rechtes Äquivalent dafür — die Grauſamkeit war damals noch lange nicht ausgeſtorben. Wie anders wäre es wohl möglich geweſen? Das ganze überkommene Erbe von Tierheit, Wildheit und Barbarei haftete der Menſchheit (nur wenige Exemplare hatten ſich ſchon zur Vollmenſchlichkeit emporbifferenziert) noch merklich an und ſo ſehr ſchon das Streben nach Gemütsveredlung ſich allenthalben als Kulturforderung aufzudrängen ſchien, ſo wenig konnte dasſelbe noch thatſächlich verwirklicht werden inmitten von Einrichtungen, die auf Grundlage der Gemütsrohheit ruhten. Da, wo noch von ſtaatswegen jedem Manne die Pflicht auferlegt und anerzogen werden mußte, jederzeit freudig bereit zu ſein, auf andere Geſchöpfe derſelben Gattung mit Mordinſtrumenten vernichtend loszugehen, durfte das Moment des Mitleids, der Sanftmut und der Milde dem aufwachſenden Geſchlechte nicht erziehlich beigebracht werden. Wenigſtens nicht als allgemein giltig — höchſtens in der Katechismusſtunde ſo nebenher — unter dem Vorbehalt, durch den Ruf des Kriegsherrn ſofort außer Wirkſamkeit gebracht zu ſein. Je weiter zurück man in der Geſchichte blättert, deſto tiefer ſteht das Mitleid angeſchrieben. Seneca (de clementia II, 6, 7) ſagt, daß Mitleid nur für Weiber oder Männer von krankhaftem Gemüte paſſe. Zu weinen, wenn man die Angſttränen Anderer ſieht, das iſt eine Anwandlung, verwandt mit der nervöſen Schwäche, welche manche Leute zwingt zu lachen, wenn ſie Andere lachen hören. Seneca ſetzte alſo nicht einmal voraus, daß die Mitweinenden zugleich noch mit *litten*; er betrachtete ihr Gebahren nur als eine Nervenſchwäche. Und das Wort Schwäche hatte einen gar verächtlichen Klang in jener Sprache,

die für Tugend dieselbe Bezeichnung gebrauchte, wie für Kraft; ein Beweis, daß zu Römerzeiten die Stärke für die edelste der Tugenden galt, während im Maschinenalter dieser Rang doch schon von Einigen der Güte angewiesen wurde.

Unser höchstes ethisches Gesetz ist die Güte eigentlich nicht mehr. Dieselbe ist unter uns zu so normaler Selbstverständlichkeit gelangt, daß kein Dichter heutzutage uns mehr die Mahnung zuriefe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut"; ebenso wenig als es Goethe eingefallen wäre, seinen Zeitgenossen einzuprägen: „Aufrecht gehe der Mensch."

Was ein Haupttugenderfordernis bei uns abgiebt, was unsere Gesetzgebung bei Androhung der härtesten (was wir hart nennen) Strafen erheischt, davor hatte das Maschinenalter noch durchaus keinen ordentlichen Respekt — nämlich Wahrhaftigkeit. Wir kennen nichts Verabscheuungswerteres, nichts Gefährlicheres, Verfolgungswürdigeres, als die Lüge und den Irrtum. Damals hingegen — im secolo tartufo, wie der poetische Denker Mantegazza sein Zeitalter nannte — genossen die beiden, wo nicht Ansehen, so doch Schonung. Das Ding, „öffentliche Wahrhaftigkeit" benannt, welches wir von staatswegen hüten und schützen, gerade so wie die damaligen Behörden die öffentliche Sicherheit und die sogenannte öffentliche Sittlichkeit hüteten — das kannten jene noch nicht. Daß die Einzelnen nicht lügen sollen, und daß Irrtum zu vermeiden sei, gaben sie wohl zu; aber es war keine öffentliche Gewalt da, diese Vergehen gegen die Wahrhaftigkeit zu ahnden, und was die öffentliche Meinung anbelangt, so war sie gegen alle Irrtümer und alle konventionellen Lügen voll höflicher Rücksichten.

„Jede aufrichtige Meinung verdient Achtung" war damals ein ganz geläufiger Satz. Also ob falsch oder richtig, das blieb sich gleich — nur aufrichtig mußte die Überzeugung sein. Man übersah, daß bei einer solchen, falls sie auf Irrtum beruht, das Einzige, was allenfalls achtungswert sein kann, die Aufrichtigkeit ist, nicht aber die Überzeugung. Diese — nach unseren Begriffen — verdient nicht nur kein solches ehrerbietiges Gewährenlassen, sondern ist verächtlich und ver-

dammenswert. Daß jener Satz aufrechterhalten werden konnte, beweiſt uns, daß noch auf ſehr vielen Feldern Unſicherheit, tappendes Geratewohl-Denken herrſchte; denn auf jenen Gebieten, wo man zu einiger Gewißheit gelangt war, da war die Achtung vor dem möglichen Irrtum ausgeſchloſſen. In der Rechnungsführung der Kaufmannsbücher, in den Meſſungen der Ingenieurarbeiten, in der Lenkung der Schifffahrt, da hatte nur das auf Anerkennung Anſpruch, was vor allem richtig war; da würde man bei Beurteilung einer falſchen Addition, oder eines unmöglichen Tracé, oder eines geraden Losſteuerns auf Klippen nach der Aufrichtigkeit der Beteiligten wenig gefragt haben. Ebenſo in Sachen des poſitiven Wiſſens: wenn Einer noch ſo ehrlich von der Überzeugung durchdrungen geweſen wäre, daß ein in die Luft geſchleuderter ſchwerer Körper nicht herabfällt, daß Napoleon I. ein Schwede war und daß Katzen gehörnte Reptilien ſeien, ſo hätte dieſe Meinung niemand Achtung eingeflößt. Das Feld hingegen, auf welchem das Anſehen der einander widerſprechenden, aller Beweisfähigkeit ermangelnden Anſichten am unbeſtrittenſten gedieh, das war dasjenige der Politik — ein Beweis, daß dieſer durchaus noch keine wiſſenſchaftliche Sicherheit zu Grunde lag. Hier konnte der ungeheuerlichſte Widerſinn — wenn er aufrichtig und überzeugungstreu ſich kundgab — auf allgemeine Rückſichtnahme rechnen. Ebenſo betreffs religiöſer und philoſophiſcher Anſichten; auch dieſen war ein Freibrief erteilt, der ihnen für ihre abſonderlichſten Richtungen reſpektvolles Geltenlaſſen ſicherte. Manche der uns erhalten gebliebenen Parlamentsdebatten klingen uns, wenn man die politiſchen Äußerungen ins Arithmetiſche überſetzt — ungefähr ſo:

A. Wenn man 3 mit 4 multipliziert, ſo ergiebt dies meiner feſten Überzeugung nach 48. Daraus folgt, daß 100 gleich 74 iſt, und ich ſtelle daher den Antrag —

B. (einfallend). Bei aller Achtung vor der Meinung meines geehrten Vorredners, möchte ich doch thatſächlich berichtigen, daß nach meiner langjährigen praktiſchen Erfahrung 25 nicht anders dividiert werden kann als durch 17 ...

Wir halten uns die Ohren zu: „Können denn die Leute nicht rechnen?“ rufen wir entsetzt. — Nein, denn *sie wissen nicht, daß Zahlen ein unverrückbares Verhältnis haben.*

So geschah es, daß von den Rednertribünen, von den Kanzeln, von den Lehrstühlen oft die schädlichsten Gesetze, die verdrehtesten Dogmen, die gefährlichsten Theorien ausgehen durften, denn Niemand war da, über die öffentliche Wahrheit zu wachen, während das Ausklopfen eines Teppichs oder das Ausleeren eines Gefäßes zum Fenster hinaus durch die Organe der öffentlichen Sicherheit streng verhütet wurde. Schriften erotischen Inhalts wurden der öffentlichen Sittlichkeit halber auch schnellstens unterdrückt und deren Verfasser mit Strafen belegt, aber keine öffentliche Wahrhaftigkeitsbehörde gab es, in deren Namen Traumbücher oder ähnliche Lügenlitteratur konfisziert worden wäre.

Auch das Ehrgefühl der Denkpflicht, welches bei uns so kitzelig ist, daß uns nichts so sehr beleidigen kann als die Zumutung, etwas Unlogisches behauptet zu haben, war damals noch nicht entwickelt. Das Gesetz der Ursächlichkeit hielt man nicht heilig. Während bei uns ein Wort wie z. B. „verschreien“ als eine Lästerung erschiene, konnten es Jene ohne Entrüstung hören. Welche freche Verneinung der Causalität ist es doch, wenn man von einem Ausspruch eine Wirkung auf ein damit gar nicht zusammenhängendes Ereignis voraussetzt: „Die Ernte steht sehr schön — aber ich darf es nicht verschreien.“ In solchem Satze wird nicht nur der Ursächlichkeit Hohn gesprochen, es klingt darin auch noch etwas von dem Glauben an neidische Götter nach, welche nichts Eiligeres zu thun haben, als ein Ding, über das sich die Menschen freuen, boshaft zu vernichten.

Die Denkregeln, welche uns mit dem gleichen Nachdruck eingeschärft werden, wie den damaligen Gebildeten die Sitten- und Anstandsregeln, und gegen welche zu verstoßen uns als die unglaublichste Rohheit erschiene, die verletzten Jene unaufhörlich. Man ließ ganz gut zwei Dinge nebeneinander gelten (z. B. Glaube an Bestimmung und an die Wirksamkeit des

Gebietes), welche die Probe des „Entweder — oder" nicht beſtehen konnten. Sie vermieden es eben — die unehrlichen Denker — dieſe Probe anzuſtellen, ſo wie unehrliche Kaufleute den Gebrauch der Wage vermeiden. Induktion aus unzureichenden Thatſachen, Schlüſſe aus dem zufälligen Zuſammentreffen zweier unzuſammenhängender Geſchehniſſe, Nachläſſigkeit in der Abſchätzung von Beweisgründen, abſichtliches Verſchweigen von Gegeninſtanzen — gegen alle dieſe Vergehen ſträubte ſich dasjenige noch nicht, was wir unſer logiſches Gewiſſen nennen. Das Verſündigen gegen Wahrheit und Klarheit war ganz gang und gäbe und erſchien nicht einmal als Sünde. So ändern ſich die Begriffe von gut und böſe. Uns giebt es nichts Schmählicheres, nichts Frevelhafteres, als die Unwahrheit in allen ihren Formen: Heuchelei, Wahnglaube, Denkfehler u. ſ. w. Jene hatten vor dem Wahn — auch dem als ſolchen erkannten — eine Art Bewunderung; ſie ſagten: „ſchöner Wahn, heilige Einfalt": ſie waren der Meinung, daß man Wahnbefangene, auch wenn man ihren Irrtum deutlich erkannte, nicht daraus aufſchrecken ſolle — als ob nicht jeder Irrtum ſchließlich Unglück im Gefolge hätte, als ob nicht all unſer irdiſches Glück auf endlich erlangter richtiger Erkenntnis beruhte!

Auch hierin blickten die Vorwärtsdenker vertrauend in die Zukunft. Im Nebel des Ungewußten ringsumher ſahen ſie ein Morgenrot glimmen:

Wotan ſchwebt, der Gott des Lichtes,
Zum Gefolg bekränzte Helden,
Lichtverklärten Angeſichtes . . .
Zahlreich iſt das Heer der Streiter,
Täglich ſich die Reihen mehren,
Wo die Wahrheit ſteht im Kampfe,
Flammen ihre blanken Wehren . . .
Ihre Fahnen werden fliegen,
Wo es dunkelt noch auf Erden,
Weil die Geiſter Ruh' nicht finden,
Bis befreit die Menſchen werden
Von dem Wahn und allen Feſſeln,
Die den Geiſt gebannt in Schranken.
Forſchend ruh'n und raſten nimmer
Im Gehirne die Gedanken,

Bis die gold'ne Zeit gekommen,
Wo sich alle Rätsel lösen,
Vor der Sphinx im Menschenherzen,
Vor dem Guten und dem Bösen . . .

(Heinrich v. Reder.)

Es ist ein merkwürdiger Zug der damaligen Dichtung, dieses Vorwärtsrichten des Dichterblickes, dieses Erkennen, daß eine Zeit der gewaltigen Wandlung gekommen sei. Noch waren zwar die Werke jener Sänger allgemein beliebt und im Schwange, welche das Mittelalter verherrlichten; aber die wahrhaft stürmenden Geister — auch manche Siebzigjährigen zählten übrigens dazu — die hatten mit der alten Weise gebrochen. Wo immer man ihre Dichtungen aufschlägt, findet man solche, die Größe der vorwärtsstrebenden Zeit verkündenden Siegesweisen.

O Freunde, hört ihr's wehen und rauschen
Wie's alle Deiche niederreißt?
Dem heil'gen Brausen laßt uns lauschen,
Horcht auf: das ist der neue Geist!

(Karl Henkell.)

Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
Zum Glück der Menschheit ein Sandkorn sein
Jedes Einzelnen That, der da selbstlos kämpft,
Anstatt daß die Stimme des Zornes er dämpft,
Die Zeit ist groß . . .

(John Henry Mackay.)

„Es ist gesagt worden (so sprach der norwegische Dichter Henrik Ibsen bei einem ihm zu Ehren in Stockholm veranstalteten Festgelage), es ist gesagt worden, daß auch ich und zwar zu einem hervorragenden Teil mitgeholfen hätte, eine neue Zeit in diesen Landen zu schaffen. Ich glaube, daß die Zeit, in der wir jetzt leben, mit ebenso gutem Fug und Recht als ein Abschluß bezeichnet werden muß und daß daraus etwas Neues im Begriffe ist, geboren zu werden. Ich glaube nämlich, daß die Lehre der Naturwissenschaft von der Evolution auch mit Bezug auf die geistigen Lebensfaktoren Giltigkeit besitzt. Ich glaube, daß in kürzester Frist eine Zeit anbrechen wird, da der politische Begriff und der soziale Begriff aufhören werden, in der jetzigen Form zu existieren, und daß dann aus beiden eine neue Einheit zusammenwachsen wird, die vorläufig die Bedingungen für das Glück der Menschheit in sich trägt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zusammenschmelzen werden, zu einer neuen Kategorie und zu einer

neuen Lebensmacht, von der wir Jetztlebenden übrigens noch keine klare Vorſtellung haben können. Erlauben Sie mir ein Glas zu leeren auf das Werdende, auf das Kommende."

Und ſo in allen Ländern und in allen Sprachen dieſelbe Sprache, nämlich die des nach Vollmenſchlichkeit ringenden neuen Geiſtes. Unter ſämtlichen europäiſchen Völkern, ſo wie unter ihren Ablegern in den andern Weltteilen herrſchte derſelbe Fortſchrittsdrang. Wenn ich in dieſen Vorleſungen hauptſächlich der Vorgänge und Zuſtände der deutſchen Lande gedachte, ſo geſchah es, einmal, weil ich das alte Deutſch als Vortragsſprache gewählt, und um unſer Forſchungsgebiet zu beſchränken. Schon hier bin ich meines mangelhaften Ausblickes mir bewußt; auch auf dieſem kleinen Felde iſt mir ſicherlich gar vieles entgangen, was Ihrer Kenntnisnahme würdiger geweſen wäre als manches Mitgeteilte.

Die größte Berechtigung zu hoffnungsvollem und erwartungsſtolzem Ausblick in die kommende Zeit beſaß das Maſchinenalter eigentlich auf dem Gebiete, nach welchem wir es benennen: auf dem Gebiete der Maſchinen, der techniſchen Erfindungen überhaupt. Hier war, wenn man von dem bereits Erreichten auf das noch Erreichbare ſchloß, kein Gedankenflug zu hoch. Welche Umwälzung hatte doch die Dampfkraft in das Leben gebracht und jetzt war man eben an der Schwelle neuer Umwälzungen, welche eine noch viel mächtiger und viel feiner wirkende Kraft — die Elektrizität — in Bereitſchaft hielt. Die Erfindung der lenkbaren Ballons war nur mehr eine Frage der Zeit und die Möglichkeit von Flugapparaten war auch nicht ausgeſchloſſen. Mit der Eroberung der Luft konnte man auf das Fallen zahlreicher Schranken rechnen, oder ſollten Schlagbäume und Zollſtationen und Paß-Reviſions-Bureaux in den Wolken errichtet werden? Möglich wäre das allerdings geweſen; nahm ja doch die alte Thorheit und die alte Barbarei immer ſchnell alle Errungenſchaften des neuen Geiſtes für ſich in Beſchlag, wurden doch alle Fortſchritte der Technik ſogleich für Mord- und Vertilgungszwecke benützt ... Aber gerade die unbegrenzte Zerſtörungsmöglichkeit mußte der Zerſtörungswut eine

ſichere Grenze ſetzen; den Friedensfreunden konnte man keine angenehmere Nachricht geben als die, daß eine neue Kanone erfunden worden, welche in fünf Minuten ein Regiment vertilgen könnte — ſo etwas würde die Stellung eines Regimentskommandanten doch etwas ihrer Gemütlichkeit beraubt haben.

Dem Vorausblickenden mußte eigentlich ſchwindeln, wenn er verſuchte, ſich die Fortſetzung der Bewegung vorzuſtellen, zu welcher die Erfindungen ſeiner Zeit den Anſtoß gegeben, und er ſich die einfache Rechenaufgabe vorlegte: Wenn die Summe von geſteigerter Arbeitskraft, von gewonnener Zeit, die wir heutzutage durch das Maſchinenweſen erlangt haben, in Zukunft um ebenſo vieles übertroffen wird, als wir die Vergangenheit übertroffen haben, wie hoch wird dieſe Summe ſich noch ſteigern? Bei dieſer Gleichung war obendrein noch die Beſchleunigung der Bewegung in Rechnung zu ziehen. Die zunächſt liegenden Erwartungen boten ſchon des Angenehmen genug: der Phonograph, welcher das Wort ſamt der Stimme fixieren und vervielfältigen ſollte; das Telephon, welches dieſe ſelbe Stimme über weite Entfernungen hinüberträgt; . . . die auf dieſe Art ins Haus gebrachten Opernvorſtellungen und Parlamentsreden . . . überhaupt alle dieſe Wunderröhren, die alles erdenkliche in die Wohnungen leiten — jetzt ſchon das Licht, das Waſſer — nächſtens die Heizung, warum nicht auch die Speiſen? Warum nicht auch mit der Stimme entfernter Menſchen deren auf elektriſchem Wege ſich mitteilendes Spiegelbild? . . . Und war die Elektrizität das letzte Wort? Wie viel unverwendete Kräfte mochte es noch geben, die man ſich dienſtbar machen konnte?

Nichts Neues unter der Sonne: dieſer lang wiederholte bis zum letzten Faden abgeſchabte Satz, der wurde zwar noch immer gedankenlos gebraucht, aber wahrlich, das Maſchinenalter hat deſſen Unrichtigkeit ſchon genügend dargethan. Es war ja ſo viel Neues ins Leben getreten, ſo viel nie noch Dageweſenes war nun da, daß dies den berühmten Ben Akiba gründlich Lügen ſtrafte. Freilich war der Welt ſeit ihrem Beſtehen — d. h. ſeit jeher — kein neues Atom hinzu gekommen

und kein altes verloren gegangen; aber die Atome ſind es ja nicht, die wir kennen und nennen, es ſind deren Zuſammenſetzungen — und die ſind immer überraſchend anders; diebringen durch ihre ſtets verwickelter werdenden Verbindungen und Häufungen täglich, oder vielmehr allſekundlich Neuſchöpfungen hervor. Das war ein gar kurz- und engſichtiges Vorwärtsſchauen, dasjenige ſolcher Leute, die von der Zukunft eine Wiederholung vergangener Begebenheiten erwarteten, und dabei als Urteilsnorm das kleine Stückchen Geſchichte nahmen, das ſie in der Schule gelernt hatten — glaubend, ungeheuer weiſe zu ſein, wenn ſie ſagten: „Es bleibt doch alles beim Alten: Reiche entſtehen und vergehen, Völker blühen und ſterben hin, Kulturen ſteigen und ſinken, Erfindungen werden gemacht und gehen dann wieder verloren — kann man doch heute z. B. nicht mehr die Purpurfarbe herſtellen — der Menſch bleibt ſich immer gleich, ſeit jeher hat er dieſelben Schwächen und Leidenſchaften gehabt — die Geſchichte iſt ein ſtets ſich wiederholender Kreislauf“ . . . Über ſolches Urteil war der moderne Geiſt ſchon hinausgewachſen. Derſelbe hatte an der Hand der Naturerkenntnis die Überzeugung gewonnen, daß die um Millionen Jahre zurückreichende Erdgeſchichte Phaſen gezeigt, die auf ewig verſchwunden waren und die kein Kreislauf mehr zurückbringen konnte; ferner, daß im Laufe der Zeit Dinge erſtanden waren, von welchem frühere Epochen noch keine Spur aufwieſen. Und dies nicht allein im Reich des Stoffes, ſondern ebenſo in dem parallel ſich entwickelnden Reich des Geiſtes: auch neue Begriffe waren entſtanden. Die ganze Geſchichte der Kultur zeigt deutlich, wie unaufhörlich neue Ideen aufgetaucht, und die Geſchichte der Erfindungen zeigt, wie neue Kräfte entdeckt wurden. War auch die Purpurfarbenzubereitung in Verluſt geraten — verlorene Telegraphen u. dgl. gab es in der Urzeit ſicher keine. Der Menſch, dieſes Naturgeſchöpf, war allmälig zum Schöpfer vorgerückt; ihn benützte die Natur nunmehr, um neue Organe zu bilden: verfeinerte Augen, welche bis zu den Himmelsräumen reichen — nämlich Teleſkope; verhundertfachte Kraftmuskel — nämlich Maſchinen; kurz, eine unabſehbar *anders*

werdende Welt. Die von dieser Einsicht durchdrungenen Vorwärtsschauer versuchten auch gar nicht, sich ein Bild zu machen von dem, was in vielen hundert oder gar in vielen tausend Jahren sein werde, denn sie mußten sich gestehen, daß ihnen hierzu vor allem die Begriffe fehlten. Welcher Profet aus der Pfahlbauerzeit hätte sich wohl eine Vorstellung machen können von — sagen wir — dem Zeitungswesen, oder der Wirkung einer Wagnerschen Oper, oder den Ergebnissen der Momentphotographie? Und so mußte auch der Profet der Maschinenzeit sich damit bescheiden, von der Zukunft Änderungen zu erwarten; wie dieselben aber beschaffen sein würden, dies zu verstehen und zu fassen — darauf mußte er verzichten. Nur eins konnte er mit Sicherheit schließen: Der Lauf der Dinge bewegt sich in der Richtung der Vervollkommnung.

Aber je höher und je glücklicher Einer die Ziele der Zukunft vor seinem profetischen Blick erglänzen sah, desto trauriger und zorniger, mit desto mehr Verachtung und Ekel blickte er auf die rings mit Elend, Jammer, Unwissenheit, kleinlicher Ichgier, schildbürgerischer Thorheit, gegenseitiger Vernichtungsfurcht und Verhetzungswut gefüllte Gegenwart. Bei vielen artete der Schmerz über das Bestehende sogar in Mutlosigkeit aus, in jenen finstern Pessimismus, der da meinte, besser wäre es, diese schlechteste aller Welten wäre nicht . . . Doch eines hätten sie bedenken sollen, die so litten: ihr Leid selber war ein Symptom des Besserwerdungsprozesses. Erst wenn sie zum Schmerz sich steigert, setzt sich die Sehnsucht in Thaten um. Und erst wenn Stürme — Frühlingsstürme — sich erheben, wird es gänzlich fortgefegt — das Herbstlaub im April.

Ende.

Im **Verlags-Magazin** (J. Schabelitz) in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Viktoria.

Roman von **Minna Kautsky.**

Zwei Theile in einem Bande.

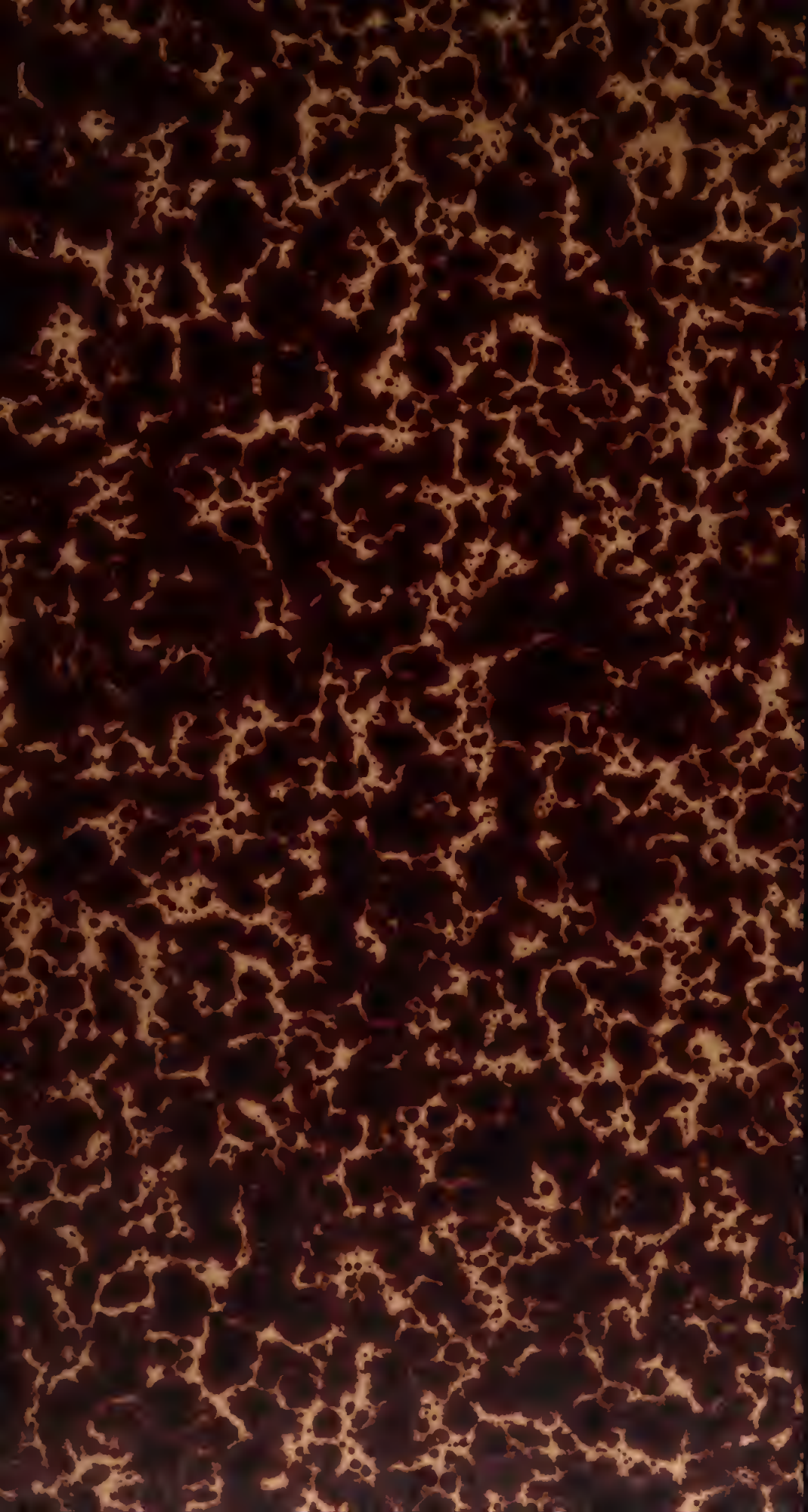
Preis: 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

„Viktoria" ist, wie alle Romane der Verfasserin (Stefan vom Grillenhof, Die Alten und die Neuen etc.), ein moderner sozialer Roman, figurenreich, farbig und lebendig in seiner rasch fortschreitenden Handlung, die sich aus den Konflikten des Industrialismus und der Börsenwelt mit der idealen Kunst auf der einen Seite und der naiven Ursprünglichkeit der Naturmenschen auf der andern Seite ergiebt. Die Kunstwelt und die Plutokratie Wien's werden in ihrer heiteren Genusssucht und Sorglosigkeit anschaulich geschildert, in ihrer Mitte ein interessantes, fein organisirtes Künstlertalent, das sich dem seichten Geschmack der Mode entwindet und es wagt, seine eigenen Wege zu gehen.

In wirksamem Kontrast zu dieser überfeinerten Gesellschaft stehen die Gestalten aus dem Volk. Jene unvermittelten Gegensätze, wie sie wohl nur den Alpenländern Oesterreich's eigen sind, Gegensätze, die eine moderne Grossindustrie inmitten abgelegener Gebirgsdörfer hervorruft, wo das verkommenste Proletariat neben kerngesunden Naturmenschen voll Kraft und Unabhängigkeitssinn sich findet, sind trefflich zur Anschauung gebracht. In der Darstellung dieser Gestalten und Verhältnisse liegt die Stärke und Eigenart der Verfasserin, und die weiblichen und männlichen Charaktere, die sie uns aus diesen Kreisen vorführt, dürften zu den packendsten und orginellsten der modernen sozialen Belletristik gehören.

D 360 .M3
Das Maschinenalter
Stanford University Libraries
3 6105 041 351 920

D
360
M3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.